Kriegsnachrichten

des

Marquis von Feuquiere.

Eine freie Ueberſezzung der neueſten Ausgabe dieſes Werks.

Mit

Anmerkungen und verbeſſerten Planen

von

einem Königl. Preußiſchen Offizier.

Erſter Band.

Berlin, 1786.
bei Johann Friedrich Unger.

<366401891500019

Bayer. Staatsbibliothek

Sr. mil 35-1/2

Fy. 5 6709.

R

Kriegsnachrichten

des

Marquis von Feuquiere.

Eine freie Ueberſezzung der neueſten Ausgabe dieſes Werks.

Mit

Anmerkungen und verbeſſerten Planen

von

einem Königl. Preußiſchen Offizier.

Erſter Band.

Berlin, 1786.
bei Johann Friedrich Unger.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Ohngeachtet sich der größte Theil des Adels in allen Staaten und in allen Jahrhunderten der Kriegskunst gewidmet hat; so hatte sich doch, zu den Zeiten des Marquis von Feuquiere, keiner gefunden, der sich die Mühe genommen, ein ganzes Sistem der Kriegskunst oder über alle Theile des Kriegs allgemeine Grundsäzze festzusezzen, welche den Verstand des jungen Offiziers aufhellen können, ehe er noch wirklich in den Dienst des Staats tritt, und wodurch er die Wissenschaft des Krieges in weniger Jahren lernen kann, als wenn er bloß die Erfahrung zu seiner Lehrmeisterinn nehmen wolte.

Die gezwungene Ruhe, in welche sich Feuquiere nach einer Dienstzeit von vierzig Jahren zurückgeworfen sah, brachten ihn auf den Gedancken, zu dem Unterricht seines Sohnes, Betrachtungen über die Kriege aufzusezzen, welche Frankreich zu seinen Lebzeiten geführt hatte, und auf solche Art die Zeit, die er vergebens hingewandt hatte, sich zu der Würde eines Feldmarschalls empor zu schwingen, einigermaaßen wenigstens zu benuzzen. Denn Feuquiere war von der großen Wahrheit überzeugt, daß derjenige Offizier, welcher theoretische Kenntnisse besizt, den Feldzügen mit größerem Nuzzen beiwohnen werde als derjenige, welcher ganz unvorbereitet in den Krieg zieht.

Wir werden nunmehr die Abschnitte, in welche dieses Werck abgetheilt ist, nach und nach durchgehen, um die Abänderungen anzuzeigen, welche wir bei dieser neuen Uebersezzung getroffen haben.

Von dem ersten bis zu dem siebenten Abschnitt handelt Feuquiere, theils von der damaligen politischen Lage

Europens und dem Charackter der mächtigsten Fürsten dieses Welttheils, theils von der schlechten Wahl, welche Ludwig der vierzehnte, zu Ende seiner Regierung, in Absicht seiner Minister und Generale getroffen hat. Von dieser leztern haben wir einige angeführt, um unsere Verachtung gegen die Einwirckungen der Maitressen und gegen schwachköpfige Generale und Minister an den Tag zu legen und um unsere Leser zu erinnern, daß die Welt immer von einem Minimum der Weißheit regiert wurde. Da sich aber die politische Lage Europens seit einem halben Jahrhundert ganz geändert hat; so glauben wir um desto eher berechtigt zu sein, Fequierens Betrachtungen über diesen Gegenstand aus dieser neuen Uebersezzung weglassen zu können, da wir dem Leser so viele historische Kenntniß zutrauen, daß er weiß, wie es damals in Europa aussah. Wozu würden ihm diese Betrachtungen nuzzen, da Schweden nach der unglücklichen Schlacht bei Pultawa und nach dem Tode Carl des zwölften, in einen Zustand der äussersten Entkräftung fällt; da Peter der Grosse eine neue Nation schafft und den ersten Grundstein zu der heutigen Größe Rußlands legt; da Friedrich Wilhelm, durch weise Finanzeinrichtungen und durch die Bildung einer vortreflichen Armee, Preussen eine neue Stärcke zu geben wußte, und da die bewundernswürdigen, großen Talente des Siegers bei Leuthen dieses Reich zu einem Staat der ersten Größe erhoben haben? Hat nicht der Geist der Handlung und die unersättliche Begierde nach Geld, bei den Holländern, jenen heldenmüthigen Enthusiasmus verdrängt, dem diese Republick ihre Freiheit und ihr Ansehen in Europa zu danken hatte? Ist nicht das Reich der Osmanen, theils durch die aufwachsende Macht Rußlands und das mächtige Oesterreich, theils durch ihre wenige Aufklärung, welche mit der Aufklärung anderer Staaten nicht in gleichem Verhältniß fortschritt, von seiner ehemaligen fürchterlichen Höhe herab-

herabgesunken? — Dieß sei genug zu unserer Entschuldigung.

Unsere beiden ersten Abschnitte entwerfen also das Gemälde von dem Charackter des friedfertigen und kriegerischen Fürsten. Die Beispiele, welche Feuquiere gibt, um seine Grundsäzze zu erläutern, haben wir aus dem Grunde, weil sie für den heutigen Leser von keinem Nuzzen sind, weggelassen. Man kann sich leicht neuere Beispiele hinzudenken und wir würden diese angeführt haben, wenn es erlaubt wäre, immer die Wahrheit zu sagen.

Die Abschnitte von der Sorge des Monarchen für die Bildung seiner Offiziere, und der darauf folgende Abschnitt, von der Pflicht des Monarchen, nur Verdienste zu belohnen, haben wir zusammengeschmolzen. An eine sclavisch= getreue Uebersezzung haben wir uns in diesen Abschnitten nicht gebunden. Einigemal haben wir uns die Freiheit genommen, diejenigen, welche ihre Erhebung zu den ersten Aemtern des Staats der Cabale und der Lieblingsneigung der Großen zu danken haben, in ihrem wahren Licht darzustellen.

Die Vorschriften des Marquis von Feuquiere für den Dienst der bei einer Armee befindlichen Generalpersonen beziehen sich auf die französische Verfassung. Wir haben daher in dem fünften und sechsten Abschnitt den Dienst der Generale und der Offiziere von dem Generalstaab so auseinander gesezt, wie er bei deutschen Armeen gebräuchlich ist. Wir haben keinen Marschall de Camp, keinen Major General de l'Infanterie, keinen Major General des Dragons u. s. w. Zu was nüzzen die Nahmen dieser Herrn in einem Buch, das für deutsche Offiziere geschrieben ist? Zu dieser Abänderung hielten wir uns auch aus dem Grund berechtiget, weil das, was Feuquiere über diesen Gegenstand sagt, in einem Zeitraum von 74 Jahren, manche Veränderung, selbst in Frankreich, erlitten hat.

Der Abschnitt von dem General Capitaine d'Armes, und Intendanten der Armee ist hier neu ausgearbeitet worden, und auf denselben haben wir den Abschnitt von den Spionen unmittelbar folgen lassen, weil von dem vierten Abschnitt bis zu dem achten Abschnitt die Rede von Männern ist, welche sich bei dem Generalstaab der Armee befinden, und unter diesen Herrn sind unstreitig die Spionen die lezten, welche genannt werden müssen. Da es etwas auffallend ist, die Spionen in dieser ehrenvollen Gesellschaft zu stellen; so haben wir es nöthig gefunden, diese Entschuldigung beizufügen. Von dem neunten Abschnitt an ist eigentlich die Rede von dem, was die Armee selbst angeht, und dieser Abschnitt handelt von der Mannszucht.

In dem zehnten Abschnitt wird von den verschiedenen Arten von Truppen gehandelt, aus welchen eine Armee zusammengesezt ist. Wir haben in demselben gezeigt, wie man darauf verfallen ist, bei den Armeen leichte Truppen zu errichten. Da der geringste Fehler der leichten Truppen oft die Sicherheit der ganzen Armee auf das Spiel sezt; so erfodert es das Interesse einer Kriegführenden Macht, zu leichten Truppen nicht elendes Gesindel zu nehmen, bei welchem keine Mannszucht fruchtet, und welche noch überdieß von unerfahrenen und auf das Gradewohl zusammengerafften Offizieren angeführt werden. Es ist in Wahrheit nicht gut, wenn diese Truppen in einem solchen schlechten Ruf stehen, daß kein Mann von Ehre bei ihnen, mit Vergnügen, dient.

In dem eilften Abschnitt haben wir uns in keine Vorschläge zu besserer Kleidung und Bewaffnung eingelassen, weil es doch nur bei den Vorschlägen stehen bleibt.

In dem zwölften Abschnitt wird die Anzahl des Geschüzzes bestimmt, welches, in unsern Zeiten, die Armeen in das Feld mitzuführen pflegen.

In dem dreizehnten Abschnitt ist die bei einer Armee erforderliche Anzahl Mehlwagen und Backofen, die Entfernung der Feldbäckerei von dem Hauptmagazin und die Weite, um welche sich die Armee von der Feldbäckerei entfernen kann, bestimmt worden.

In eben diesem Abschnitt ist gezeigt worden, wie lange sich eine Armee in einer Gegend wegen der Fourage, unter gewissen Bedingungen aufhalten könne.

Die Abschnitte von der Kriegskasse, von dem Feldlazareth und von dem Gepäck sind neu ausgearbeitet worden.

In den Abschnitten von den verschiedenen Arten der Kriege, von dem Operationsplan, der Verschwiegenheit, der Kenntniß des Landes, der Versammlung der Armeen und über die Märsche derselben, haben wir nur einige, unbeträchtliche Veränderungen getroffen.

Desto beträchtlicher sind aber die Abänderungen, welche wir in dem Abschnitt über die Läger der Armeen gemacht haben. Das berühmte Lager des Marschalls von Türenne bei Freistedt und seines Gegners bei Rentchenloch, so wie die Bewegungen beider Armeen bis in das Lager der französischen Armee bei Gamhurst haben wir, wie wir hoffen, auf eine bessere Art erläutert, als es Feuquiere gethan hat. Da diese Begebenheit kurz vor dem Tode des Türenne, der so sehr die Bewunderung des denkenden Offiziers verdient, vorgefallen ist, da er gewissermaßen mit derselben sein ruhmvolles Leben beschließt, und da die Kriegsgeschichte kein Beispiel aufweißt, aus welchem mehr Anlage, mehr zweckmäßiger Plan hervorhellte; so haben wir es nöthig gefunden, uns in eine nähere Zergliederung der Anordnungen einzulassen, welche Türenne traf, um die Stellung seines Gegners in der Fronte und in der linken Flanke zu umfassen. Aus dem Plan, welcher dem französischen Werk angehängt ist, bekömmt man sehr verwirrte Begriffe von der Art, wie Türenne dem österreichischen

General in die Flanke marschirt ist. Der Plan, welchen wir dieser neuen Uebersezzung beigefügt haben, ist aus der Geschichte der vier lezten Feldzüge Türennens genommen, welche der Chevalier Bauvain herausgegeben hat.

Die Abschnitte von den Wachen zur äußern und innern Sicherheit der Lager, von den Furagirungen, von dem Ausschicken nach Stroh, Holz, Wasser, von den Zufuhren sind größtentheils umgearbeitet worden.

Die Abschnitte von den einzelnen Gefechten und Scharmüzeln, welche in der Urschrift ohne Grund getrennt waren, haben wir zusammen geschmolzen.

Die Abschnitte von den Ueberfällen, von dem Angrif auf eine verschanzte Armee, von dem Angrif der Linien, welche ein Land decken, von dem Angrif der Circumvallationslinien, sind so geblieben, wie sie Feuquiere geliefert hat. Von dem Angrif der sogenannten Linien haben wir nur einige Beispiele angeführt, weil ihr Gebrauch in neuern Zeiten abgekommen ist.

In dem Abschnitt über die Schlachten haben wir bei dem Gefecht von Sinzheim einige Anmerkungen eingerückt, welche theils die Art zeigen, auf welche, unsers Erachtens, Feldzüge älterer Zeiten gelesen werden müssen, wenn dieß mit Nuzzen geschehen soll, theils den Unterschied der heutigen Stellungskunst von der Stellungskunst der Türenne und Condes an den Tag legen.

Weil die Erzählung des Marquis von Feuquiere von der Schlacht bei Fleurus allen andern glaubwürdigen Nachrichten widerspricht, und weil sich Feuquiere in Piemont befand, als diese Schlacht vorfiel; so haben wir diejenige Beschreibung von derselben in dieses Werk eingerückt, welche man in den Feldzügen des Marschalls von Luxemburg findet.

Da die Plane und Carten, welche sich bei den Kriegsnachrichten des Marquis von Feuquiere befinden,

nicht von ihm selbst, sondern von dem Herausgeber herrühren; so waren wir, eben so, wie der leztere berechtiget, die Beschreibung derjenigen Schlachten mit Planen zu begleiten, welche uns die lehrreichsten und dieses Hülfsmittel am meisten nöthig zu haben schienen.

Wir haben daher die Plane von den Schlachten bei Marsaglia und Luzara weggelassen und daher zu den Schlachten von Enzheim und Altenheim welche geliefert. Schon aus der Vergleichung der Plane, welche sich bei dieser neuen Uebersezzung befinden, mit denjenigen, welche dem französischen Werk angehängt sind, wird, wie wir hoffen, der Vorzug dieser Ausgabe erhellen.

In der französischen Urschrift findet man auch einige Generalkarten, welche zum Verständniß der Märsche gehören, über welche Feuquiere Betrachtungen angestellt hat. Die erste Karte enthält einen Theil der Niederlande, und die zweite den Lauf des Rheins von Basel bis Mainz. Um den Preis dieser Ausgabe nicht zu sehr zu erhöhen; so haben wir diese Karten weggelassen, da wir vorausseZzen dürfen, daß alle diejenigen, welche den Krieg studieren wollen, ohnfehlbar eine General-Karte von den Niederlanden und dem Lauf des Rheins besizzen werden.

Da dasjenige, was Feuquiere von der Art, Festungen anzugreifen und zu vertheidigen, besonders seine Bemerkungen über die Belagerungen von Charleroi, Ryssel, Dornik, Namur u. s. w. ohne Plane nicht wohl verstanden werden kann; so behalten wir uns vor, die Uebersezzung dieses Theils seines Werks, mit Anmerkungen und Planen, zu einer andern Zeit zu liefern, wenn die gegenwärtige Ausarbeitung den Beifall einsichtsvoller Kenner erhalten solte. Wir haben daher hier nur dasjenige von dem Festungskrieg angeführt, was mit dem Feldkrieg in einer nähern Verbindung steht.

Bisher haben wir die wichtigsten Abänderungen erzählt, welche wir bei dieser neuen Uebersezzung der

Kriegsnachrichten des Marquis von Feuquiere getroffen haben: minder wichtige Abänderungen anzuführen, halten wir für unnöthig. Wir hoffen durch dieselben diesem Werke eine größere Brauchbarkeit gegeben zu haben, und eine neue Uebersezzung desselben schien uns aus dem Grund nicht ganz ohne Nuzzen zu sein, da die Uebersezzung, welche im Jahr 1738 zu Leipzig erschienen ist, das vortreffliche Original auf eine Art verunstaltet, die unter aller Kritick ist.

Wir fügen noch bei, daß der Marquis von Feuquiere nicht für Anfänger, für Leute von dreizehn oder vierzehn Jahren geschrieben hat, und daß, um ihn zu verstehen, Kenntnisse erfordert werden, die man sich schwerlich am l'hombre Tisch erwirbt. Wer das Studium der Kriegskunst mit der Lectüre dieser Kriegsnachrichten anfangen will, der wird ohngefähr mit demjenigen ein ähnliches Schicksal haben, der das Studium der Mathematick mit dem Studio der Astronomie anfangen wollte.

Kurze Geschichte
des
Marquis von Feuquiere.

Anton von Pas, Marquis von Feuquiere, königlich französischer Generallieutenant und Gouverneur von der Stadt und Zitadell von Verdün, wurde den sechszehnten April in dem Jahr 1648 zu Paris gebohren und trat, in einem Alter von siebzehn bis achtzehn Jahren, in Kriegsdienste. In dem Regiment des Königes diente er von der Musquete an, und als Fähndrich wohnte er in dem Jahr 1667, den Belagerungen von Douai, Dornick, Cortryck, Oudenarde und Ryssel bei.

In dem Krieg, der in dem Jahr 1672 entstand, diente er als Flügeladjudant des Herzogs von Luxemburg, der sein Freund und Verwandter war.

In dem Winter von 1673 befand er sich bei der Eroberung der Franche-Comte, und wohnte den Belagerungen von Besancon, Dole, Salin und anderer Plätze bei.

Er war, in dem Jahr 1674, ein Augenzeuge von der Schlacht bei Seneff und befand sich auch bei der Aufhebung der Belagerung von Oudenarde. Zu Ende dieses Feldzugs erhielt er das Regiment Rojal la Marine.

In dem Jahr 1675 diente er unter Türenne, und zeichnete sich, kurz vor dem Tode dieses großen Mannes, durch den Angrif aus, den er mit seinem Regiment auf den Kirchhof von Gamhurst machte. Er hatte Antheil an der Schlacht bei Altenheim, wo der Rangstreit der Generale beinahe den völligen Untergang der französischen Armee nach sich gezogen hätte.

In dem Jahr 1676 diente Feuquiere unter dem Marschall von Crequi, bei den Belagerungen von Conde und Bouschain. Sein entschlossenes, tapferes Betragen bei dieser leztern Belagerung, wo er mit seinem Regiment eine Redute, die den Weg in die Unterstadt vertheidigte und ein Hornwerk wegnahm, welches, in den zwei vorhergehenden Nächten, mit unglücklichem Erfolg angegriffen worden war, und dessen Eroberung die Einnahme der Festung nach sich zog, bewog Ludwig den Vierzehnten, dem

Marquis

Marquis von Feuquiere eine jährliche Pension von 3000 Pfund zu geben. Dieses Hornwerk hatte einen morastigen Graben, in welchem die Soldaten bei den beiden vorhergehenden Angriffen stecken geblieben waren, und war noch überdieß unten mit Pallisaden versehen. Feuquiere, der die Beschaffenheit dieses Werks in Augenschein genommen hatte, hielt dafür, daß es besser sein würde, dasselbe am Tag anzugreifen und der Marschall von Crequi billigte seinen Vorschlag. Feuquiere ließ also Hurden und Faschinen verfertigen, welche an den nöthigsten Stellen in den Graben geworfen werden solten. Er hatte seine Truppen in mehrere Detaschementer vertheilt, und alle Anordnungen so gut getroffen, daß sie auf das erste Zeichen vorrücken und alle, zu gleicher Zeit, auf den Punkten ankommen konnten, welche ihnen zum Angrif bestimmt worden waren. Die Feinde wurden zum Zurückzug genöthigt, und die Arbeiter fanden sich auf dem ihnen angewiesenen Terrain mit so vieler Ordnung ein, daß, des heftigen feindlichen Feuers ohngeachtet, keine Verwirrung entstand und nicht ein Augenblick verloren gieng. Dieser Angrif wurde durch ein starkes Feuer aus den Laufgräben unterstüzt, und daher kam es, daß das feindliche Feuer auf das Regiment des Marquis von Feuquiere und die Arbeiter, die nur den Feuertöpfen und den Grenaden bloß gesezt waren, weniger heftig wurde. Einen so glücklichen Erfolg hatte man den vortrefflichen Anordnungen Feuquierens und der Pünktlichkeit allein zu verdanken, mit welcher seine Befehle vollstreckt wurden. Mit Gelassenheit theilte er sie, mitten in dem Feuer, aus, und sie wurden mit Unerschrockenheit befolgt.

In eben diesem Jahr tauschte der Marquis von Feuquiere das Regiment Rojale la Marine mit dem Regiment des Petits Vieux um.

In dem Jahr 1677 befand er sich bei dem Korps, welches, unter der Anführung des Herrn von Montclar, den Herzog von Sachsen Eisenach nöthigte, über den Rhein zurück zu gehen.

Den Antheil, welchen Feuquiere an der Schlacht bei St. Denis hatte, beschreibt er selbst in seinen Nachrichten und wir halten es daher für überflüßig, auch hier davon zu reden.

Bei dem Nimweger Frieden, der im Jahr 1678 erfolgte, war der Marquis von Feuquiere, aller Proben, die er bisher von seinen Talenten und seiner Tapferkeit gegeben hatte, ohngeachtet, bloß Oberster. Man giebt dieß der Uneinigkeit Schuld, welche zwischen dem Herzog von Luxemburg und dem Kriegsminister Louvois entstanden war.

Erst

Erst, in dem Jahr 1688, bei der Erneurung des Kriegs, wurde Feuquiere zum Brigadier ernannt. In dieser Eigenschaft diente er bei der Belagerung von Philipsburg unter dem Dauphin, der ihm mit vorzüglicher Achtung begegnete.

Nach der Einnahme von Philipsburg erhielt der Marquis von Feuquiere den Befehl, mit einem Korps Truppen nach Heilbronn an dem Neckar zu marschiren. In diesen Zeitraum fällt der Ueberfall von Kreilsheim, welchen er selbst beschreibt, und wo er zwei Bataillonen gefangen nahm.

Er drang, an der Spizze von tausend Pferden, bis an die Thore von Würzburg, Rothenburg an der Tauber, Nürnberg u. s. w. Ein Korps Cavallerie rückte ihm aus Rothenburg entgegen. Aber Feuquiere griff es mit solchem Nachdruck an, daß es genöthigt wurde, in die Stadt zurückzugehen und sich nicht mehr zeigen durfte. Die Art, wie er sich Dillingen bemächtigte, erzählt er selbst in seinen Nachrichten. Der Herr von Montklar, unter dessen Befehlen Feuquiere stand, und der seine Absichten nicht kannte, nöthigte ihn, von diesen Streifereien früher zurückzukommen, als es, ohne diesen Befehl, geschehen sein würde.

Diese Streifereien hatten fünf und dreißig Tage gedauert. Auf denselben verbreitete Feuquiere überall Schrecken und Furcht; griff den Feind an, wo er ihn antraf, ohne ihm Zeit zu lassen, sich zu besinnen, und trieb von allen Seiten starke Contributionen ein. Die versuchtesten und erfahrensten Offiziere bewunderten sein Betragen; nichts konnte ihn außer Fassung bringen, kein Unglück ihm jene Gegenwart des Geistes rauben, welche die nothwendigste Eigenschaft des kommandirenden Offiziers ist. Stets war er sich gleich und er besaß die große Gabe, mit einem bewunderungswürdigen Scharfsinn, falsche Nachrichten von wahren zu unterscheiden. In einer mit Klugheit vergesellschaften Kühnheit, die alle seine Unternehmungen auszeichnete, fand er seine Sicherheit. Bei einem weniger furchtlosen Betragen würden sich die zerstreuten Feinde versamlet und Feuquieren den Rückzug abgeschnitten haben. Aber von Furcht betäubt, unternahmen sie nichts. Sie begnügten sich damit, falsche Nachrichten ausstreuen zu lassen, um ihn dadurch zum Rückzug zu nöthigen. Doch trat Feuquiere denselben nicht eher, als auf wiederholte Befehle des Herrn von Montklar an.

Nach der Zurückkunft von diesem Zug, der Frankreich beträchtliche Summen einbrachte, und — wobei sich Feuquiere

quiere auch nicht vergaß — nahm er sein Quartier zu Pforzheim an der Enz. Zu gleicher Zeit bemächtigten sich die Feinde der Städte Neuenburg und Enzwaichingen. Beide Besazzungen hob Feuquiere auf, und beide wurden niedergehauen. Der gemeine Soldat war über das grausame Betragen der Kaiserlichen aufgebracht, die einige Zeit vorher einen Lieutenant mit dreißig Reutern von dem Regiment Villeroi gefangen gemacht, ihnen anfänglich Pardon gegeben, sie aber nach einigen Stunden doch niedergehauen hatten. Die Neider Feuquierens (und welcher Mann von Verdienst hat diese nicht?) bedienten sich dieser Gelegenheit, um ihn der Grausamkeit zu beschuldigen: grade, als wenn es allemal in der Macht des Befehlshabers stünde, der Wuth des Soldaten Schranken zu sezzen, den das verachtungswürdige Betragen seines Feindes mit Recht empört hat: grade, als wenn ein niederträchtiger Feind, dem Edelmuth weibische Feigherzigkeit zu sein scheint, einige Schonung verdiente.

Der Marquis von Feuquiere war kaum vier oder fünf Monate Brigadier gewesen, als er zum Marschall de Camp ernannt wurde.

In dem Jahr 1689 wurde Feuquiere nach Bourdeaux geschickt, weil man von Seiten der Engländer eine Landung befürchtete, und zu Ende des Feldzugs gieng er nach Piemont.

In der Schlacht hey Staffarda in dem Jahr 1690 kommandirte er die Infanterie der französischen Armee.

In diesen Zeitraum fallen die Unternehmungen auf den Felsen der Vierzähne, auf Luzern *), auf das Schloß von Arbahrano, auf Savigliano und auf Veillano, wovon man in der Folge eine umständlichere Beschreibung finden wird. Sie sind eben so viele Beweise von seiner Unerschrockenheit, rastlosen Thätigkeit und jenem am Hülfsmitteln unerschöpflichen Geist, der sich in den verwickelsten Fällen zu helfen weiß.

Als

*) Den Abend, vor der Unternehmung auf Luzern, gab Feuquiere den Damen in Pignerol einen Ball. Nach eilf Uhr in der Nacht gab ihm ein Offizier ein verabredetes, den andern Personen unverständliches, Zeichen daß die Truppen in Bereitschaft stünden. Feuquiere verließ die Gesellschaft unter dem Vorwand einer Unpäßlichkeit: setzte sich an die Spizze seiner Detaschementer, und kam des Morgens in Pignerol mit den Fahnen des Bataillons von Losches zurück, welches er in Luzern aufgehoben und niedergehauen hatte, ohne daß jemand in Pignerol einige Kenntniß von dieser Unternehmung gehabt hätte.

Als ältester Marschall de Camp eröfnete er in dem Feldzug von 1691 die Laufgraben von Carmagnola und nach der Einnahme dieser Festung wurde Feuquiere, von dem Marschall von Catinat, mit einem Corps von acht Bataillonen und einigen Eskadronen detaschirt, um Coni zu belagern. Dieses Corps war aber zu schwach und Feuquiere machte dem Marschall von Catinat hierüber ernstliche Vorstellungen, die jedoch fruchtlos waren. Eugenen glückte es also, mit einem geringen Verlust, eine Verstärkung in Coni zu werfen. Dieser Vorfall überzeugte endlich den Catinat von der Nothwendigkeit einer Verstärkung dieses Belagerungskorps. Er vermehrte es auch wirklich mit sechs Bataillonen. Da er aber die Fortsezzung der Belagerung dem Generallieutenant von Boulonde anvertraute; so gieng dieselbe bald rückgängig, und die Belagerung wurde, aller Vorstellungen Feuquierens ohngeachtet, aufgehoben.

In dem Feldzug von 1692 diente der Marquis von Feuquiere bei der Armee in Deutschland, unter dem Marschall von Lorges. Man kennt die Standhaftigkeit, womit er an dem Speierbach, an der Spizze von ohngefehr 3000 Mann, den Angriff einer Armee von 42 Bataillonen und hundert Eskadronen aushielt. Auch an der Gefangennehmung des Administrators von Würtemberg, bei Enzwaichingen, hatte er einen großen Antheil, ohngeachtet er bei der Erzählung dieser Begebenheit seiner selbst nicht erwähnte, sondern dem Marschall von Lorges alle Ehre allein überließ.

Der Marquis von Feuquiere wurde in dem Jahr 1693, in einem Alter von 45 Jahren, zum Generallieutenant ernannt, und diente in diesem Feldzug unter dem Marschall von Luxemburg bei der Armee in Flandern. Den ruhmvollen Antheil, welchen er an der Schlacht bei Neerwinden hatte, beschreibt er selbst.

In dem Feldzug von 1694 hatte er einen großen Antheil an dem schönen Marsch des Herzogs von Luxemburgs von Vignamont und Hui nach Cortryk.

Bei dem Rückzug des Prinzen von Vaudemont, in dem Jahr 1695, kommandirte Feuquiere die französische Infanterie. Er bestand darauf, wenigstens die Arrieregarde des Feindes anzugreifen; aber auch dieß geschah nicht. Die Erzählung dieser Begebenheit findet man in den Kriegsnachrichten.

In dem Jahr 1695 wurde Feuquiere von Villeroi mit einem Korps Cavallerie abgeschickt, Denise zu berennen. Obgleich er keine Infanterie bei sich hatte; so machte er

doch einen Versuch, sich dieses Orts, der keine Bastionen, aber einen guten bedeckten Weg hatte, zu bemächtigen. Er wählte dazu den Weg der Unterhandlungen, und er wußte sich dabei auf eine so kluge Art zu betragen, und den Gouverneur so sehr in Furcht zu sezzen, daß sich dieser mit der Besazzung von zwei Bataillonen zu Kriegsgefangenen ergab. Aber dieser Gouverneur hatte in der Folge das harte, jedoch verdiente Schicksal, kaßirt zu werden.

In den Feldzügen von 1696 und 1697 ereigneten sich wenige Gelegenheiten, wo sich ein Mann von Feuquierens Talenten besonders auszeichnen konnte, und im Jahr 1697 erfolgte endlich der Ryswicker Frieden.

Die vortrefflichen Maaßregeln, welche der Marquis von Feuquiere bei allen bisher erzählten Begebenheiten traf, beweisen sein großes, militarisches Genie, und vielleicht würden die französischem Waffen unter seiner Anführung mit eben dem ruhmvollen, glücklichen Erfolg wie unter den Turennes und Condes begleitet gewesen sein, wenn ihn nicht Hofkabale, Feinde, die ihm seine Freimüthigkeit, sein Hang, die Wahrheit zu sagen, wenn sie auch beleidigte, und endlich seine ausgezeichneten Verdienste zugezogen hatten, von der Spizze der Armeen entfernt hätte. In dem spanischen Erbfolgekrieg diente Feuquiere nicht mehr. Die Armeen und das Wohl des Staats wurden einem Villeroi, einem Marsin, einem Tallard anvertraut. Um zu den ersten Aemtern emporgehoben zu werden, mußte man schwachen Ministern und verächtlichen Maitressen schmeicheln können, und die elende Kunst verstehen, in der Messe ein andächtiges Gesicht zu machen — eine Kunst, die der brave Mann verachtet, weil es unter seiner Würde ist, die Masque des Heuchlers zu tragen.

Nur Männer von eingeschränkten Begriffen und geringer Weltkenntniß, können die kriegerischen Talente des Marquis von Feuquiere in Zweifel ziehen, weil er niemals an der Spizze von ganzen Armeen erschienen ist. Vielleicht stellen wir keinen heterodoxen Saz auf, wenn wir behaupten, daß Feuquiere eben deswegen nicht zum Marschall von Frankreich erhoben wurde, weil er ein Mann von Genie, von wahren Verdiensten war. Denn, wer weiß nicht, daß Afterverdienst in der Wagschale, womit die Beherrscher der Nationen das Verdienst abzuwägen pflegen, stets das Uebergewicht haben werde.

Der Marquis von Feuquiere starb zu Paris im Jahr 1711, in einem Alter von ohngefehr 63 Jahren.

Inhalt des ganzen Werks.

Erster Band.

I. Von der Staatsklugheit des friedfertigen Fürsten.
II. Von dem ehrgeizigen Fürsten.
III. Von der Sorge eines Monarchen für die Bildung seiner Offiziere.
IV. Von den Eigenschaften eines kommandirenden Generals.
V. Von den verschiedenen Generalen bei einer Armee.
VI. Von dem Generalstaab und dem Ingenieurkorps.
VII. Von dem General-Kapitaine d'Armes und dem Intendanten.
VIII. Von den Spionen.
IX. Von der Mannszucht.
X. Von den verschiedenen Truppen, aus welchen eine Armee zusammen gesetzt ist.
XI. Von der Kleidung und Bewafnung.
XII Von der Artillerie und Kriegsmunition.
XIII. Von dem Unterhalt der Armee und den dazu gehörigen Bedürfnissen.
XIV. Von der Kriegskasse.
XV. Von dem Feldlazareth.
XVI. Von dem Gepäk.
XVII. Von den verschiedenen Arten der Kriege.
1.) Von dem Vertheidigungskrieg.
2.) Von dem Angrifskrieg.
3.) Von dem Krieg zwischen gleichen Mächten.
4.) Von dem Hülfskrieg.
5.) Von dem bürgerlichen Krieg.
XVIII. Von dem Operationsplan.
XIX. Von der Verschwiegenheit.
XX. Von der Kenntniß des Landes.
XXI. Von der Versammlung der Armeen.
XXII. Ueber die Märsche der Armeen.
XXIII. Ueber die Läger der Armeen.
XXIV. Von den Wachen, welche wegen der innern und äußern Sicherheit des Lagers ausgestellt werden müssen.
XXV. Von den Furagirungen.
XXVI. Von dem Ausschicken nach Stroh, Holz und Wasser.
XXVII. Von den Zufuhren.
XXVIII. Vom Parteigehn.
XXIX. Von einzelnen Gefechten und Scharmützeln.
XXX. Von Ueberfällen.
1.) Ueberfälle der Festungen.
2.) Ueberfälle der Posten.
3.) Aufhebung der Quartiere.
4.) Aufhebung der Zufuhren.
5.) Aufhebung der Furageurs.
6.) Ueberfälle auf enge Pässe.
7.) Aufhebung der Wachen.
8.) Aufhebung des Gepäks einer Armee.
9.) Ueberfälle auf Märschen.
10.) Ueberfälle ganzer Armeen.
11.) Von den Hinterhalten.

Zweiter Band.

XXXI. Von dem Angrif einer verschanzten Armee.
XXXII. Von dem Angrif der Linien, welche ein Land decken.
XXXIII. Von dem Angrif der Circumvallationslinien.
XXXIV. Ueber die Schlachten.
1.) Gefecht bei Voerden.
2.) Gefecht bei Senef.
3.) Gefecht bei Sinzheim.
4.) Schlacht bei Enzheim.
5.) Gefecht bei Mühlhausen und Kolmar.
6.) Schlacht bei Altenheim.
7.) Schlacht bei Konsarbrück.
8.) Schlacht bei Kassel.
9.) Schlacht bei St. Denis.
10.) Gefecht bei Walcourt.
11.) Schlacht bei Fleurus.
12.) Schlacht bei Staffarda.
13.) Gefecht bei Leuzen.
14.) Schlacht bei Steenkerke.
15.) Gefecht an dem Speierbach.
16.) Schlacht bei Neerwinden.
17.) Schlacht bei Marsaglia.
18.) Gefecht bei Carpi.
19.) Gefecht bei Chiari.
20.) Gefecht an dem Krostolo.
21.) Schlacht bei Luzara.
22.) Schlacht bei Friedlingen.
23.) Schlacht bei Speier.
24.) Schlacht bei Hochstett.
25.) Gefecht bei Calcinato.
26.) Schlacht bei Kassano.
27.) Schlacht bei Namillies.
28.) Schlacht bei Kastiglione.
29.) Schlacht bei Almanza.
30.) Gefecht bei Oudenarde.
31.) Schlacht bei Malplaquet.
XXXV. Von den Belagerungen, in so fern sie mit den Operationen des Feldkriegs in Verbindung stehen.
XXXVI. Von den bei Festungen und andern Städten anzulegenden verschanzten Lägern.
XXXVII. Von den Kantonirungsquartieren.
XXXVIII. Von den Winterquartieren.
XXXIX. Von den Brandschatzungen.

I. Ab-

I. Abschnitt.

Von der Staatsklugheit des friedfertigen Fürsten.

Seine erste Sorge muß sein, mit seinen Nachbarn in Freundschaft zu leben, und das ruhig zu geniessen, was er besizt. Um aber in Frieden leben zu können, müssen dennoch seine Festungen in gehörigem Vertheidigungsstand und seine Zeughäuser mit allen Kriegsbedürfnissen angefüllt sein. Ausser den Truppen, welche zur Besazzung erfordert werden, muß er noch ein anderes Corps Truppen auf den Beinen haben, dessen Stärke sich nach der Größe seiner Staaten und seiner Einkünfte richtet, und welches jederzeit in marschfertigem Stande sein muß. Dies wird dem Ehrgeiz nachbarlicher Staaten Grenzen sezzen, und der Fürst ist in dem Stande, demjenigen Staat, der unter der Macht eines habsüchtigen Eroberers vielleicht unterliegen würde, zu Hülfe zu eilen. Durch diese weisen Maaßregeln kann er verhindern, daß ein Krieg, der in seiner Nachbarschaft entsteht, sich nicht soweit ausdehnen kann, daß er wider seinen Willen daran Theil nehmen muß, und dadurch die Ruhe seines Staats unterbrochen wird.

Seine heiligste Pflicht muß sein, das Vermögen seiner Unterthanen zu schonen, und ihren Wohlstand stets zu erhöhen. Dadurch verschaft er sich Hülfsquellen, welche ihn auch in den bedrängsten Umständen retten können. Dieß Mittel ist weit sicherer, als die Sammlung und Aufhäufung von Schäzzen. Sie ziehen nothwendig den Geld-

mangel in dem Staat nach sich, und dadurch muß die Handlung zu Grunde gehen.

Seine Gesandten an fremden Höfen müssen ihn frühzeitig von den Unterhandlungen benachrichtigen, welche unter diesen Höfen geschlossen werden, damit er in dem Stande ist, allen Absichten seiner Nachbarn, welche seine Ruhe stöhren könnten, zuvorzukommen.

In dem Innern seines Staats muß er keine Handlungen des Despotismus ausüben, sondern durch weise und wohlthätige Anordnungen sich der Liebe und des Gehorsams seiner Unterthanen zu versichern suchen.

II. Abschnitt.

Von dem ehrgeizigen Fürsten.

Außer den Maaßregeln welche wir eben angeführt haben, und welche der ehrgeizige Fürst mit eben der Sorgfalt wie der friedfertige Monarch befolgen muß, werden noch eine unendliche Anzahl anderer Maaßregeln erfordert, davon ich einige anführen werde.

Die Armee des Ehrgeizigen Monarchen ist stets in vollzähligem Stande. Er zieht seine Truppen öfters in Corps zusammen, und wohnt den Revüen in eigener Person bei. Dadurch erhält er den gedoppelten Vortheil, daß seine Truppen die Kunst lernen, in ganzen Corps zu manövriren, und daß er selbst dem Subalternofficier und dem gemeinen Soldaten bekannt wird.

Seine Offiziere und besonders die Generale behandelt er auf eine ihrem Charakter anständige Art. Er kennt das menschliche Herz, und weiß also grosse Handlungen wahrhaft groß zu belohnen. Sein Orden des kriegerischen Verdienstes muß keine narbenlose Brust brandmarken, und

sein Marmor muß nicht Männer verewigen, deren Andenken in der ewigen Nacht der Vergessenheit begraben zu sein verdiente. Sonst beraubt er sich des kräftigsten Mittels, grosse Männer zu bilden; und er vernichtet selbst mit despotischer Hand den aufkeimenden Heldengeist des Jünglings, der bei dem Anblik der Schwerine und Kleist Thränen der Nacheiferung weint, und in dessen Seele jener Enthusiasmus erwacht, der den Menschen gleichsam über sich selbst erhebt.

Seine ehrgeizigen Absichten müssen immer mit dem Schleier der Billigkeit und Mäßigung bedekt werden können. Um die Aufmerksamkeit seiner Nachbarn auf die Bewegungen seiner Truppen zu vermindern; so müssen dieselben öfters ohne eine kriegerische Absicht wegen gewisser innern Einrichtungen zu ungewöhnlichen Jahrszeiten zusammengezogen worden.

Er benuzt die Streitigkeiten, welche er unter seinen Nachbarn zu erregen gewußt hat. Er ergreift jede Gelegenheit welche sich ihm darbietet, um einen Krieg mit ihnen anfangen zu können; wenn diese Gelegenheit nur einigen Schein der Gerechtigkeit hat, und daraus irgend ein beträchtlicher Nuzzen für ihn erwachsen kann, der die Unkosten des Krieges vergütet. Er weiß seine Maaßregeln so zu nehmen, daß seine übrigen Nachbarn ihm den Krieg nicht erklären können; ehe er nicht eine Eroberung gemacht hat, welche er in dem Friedensschluß behalten kann. Diesen Friedensschluß weiß er mit so vielen zweideutigen und nicht genau genug bestimmten Artikeln anzufüllen, daß er jede Gelegenheit benuzzen kann, einen neuen Krieg anzufangen, wenn es sein Interesse erfordert.

Er behandelt den Adel der sich den Waffen widmet auf eine ehrenvollere Art, als denjenigen, der einem müssigen unthätigen Leben nachgeht. Er ist freigebig gegen den ersten, belohnt aber nur wahre Verdienste.

Seine Zeughäuser und Magazine sind beständig angefüllt, und an Oertern angelegt, wo sie die Ausführung gewisser Unternehmungen am meisten begünstigen.

Die zu Führung des Kriegs nöthigen Gelder werden von den Einkünften des Staats genommen, und dafür andere Ausgaben eingestellt, die weniger nothwendig sind.

Niemals müssen die Unterthanen ohne Noth mit neuen Auflagen belästigt werden. Der Soldat darf nicht auf den Gedanken kommen, daß die Ausbezahlung seines Gehalts ungewiß werden müsse, wenn die Unterthanen die Auflage nicht mehr abtragen können.

Die Verwaltung der Staatseinkünfte und die Ausgaben des Monarchen müssen Männern von bewährter Treue und Rechtschaffenheit aufgetragen werden. Der Etat der Ausgaben muß immer kleiner sein, als der Etat der Einnahme; damit die jährliche Ersparniß zur Beschleunigung gewisser Projekte gebraucht werden könne.

III. Abschnitt.

Von der Sorge eines Monarchen für die Bildung seiner Offiziere.

Wenn der General, dem ein Staat seine Armeen anvertraut, die Eigenschaften nicht besizt, welche zu diesem erhabenen Posten erfordert werden; so müssen alle Entwürfe des Hofs, wenn sie auch mit noch so viel Klugheit und Ueberlegung angeordnet sind, scheitern, die Aufträge welche der General erhalten hat, mögen entweder das Projekt eines Kriegs im Grossen, oder nur den Operationsplan einzelner Feldzüge betreffen.

Es ist aber für das Beste des Staats nicht hinreichend, wenn auch die Wahl auf einen Mann gefallen ist, der die einem General nöthigen Talente in einem hohen

Grad

Grad besizt. Der Monarch muß sich noch angelegen sein lassen, diejenigen Offiziere in seiner Armee genau zu prüfen, deren aufkeimende Talente für den Krieg die Hoffnung zu geben scheinen, aus ihnen grosse Männer bilden zu können.

Sind die Talente dieser Männer ohne Vorurtheil geprüft und anerkannt; so muß man sie nicht in niedrigen Stellen schmachten lassen, in welchen ihr emporstrebender Geist unterdrükt werden würde. Das Interesse des Monarchen selbst erfordert es, daß sie hervorgezogen und ihnen Gelegenheiten gegeben werden, ihre Talente Anfangs in weniger wichtigern Aemtern bei der Armee ausbilden zu können. Der Staat befördert sie zu höhern Ehrenstellen, so wie sich ihre Kenntnisse erweitern, und ihre Talente entwikkeln. Es ist die Pflicht des Monarchen, diese Männer voll Ehrbegierde öfters vor sich kommen zu lassen; mit Güte die Denkschriften und Projekte aufzunehmen, welche er ihnen zu entwerfen befohlen hat, und deren Ausführung er ihnen selbst oder andern aufzutragen Willens ist. Dadurch wird eine Pflanzschule von Männern gebildet, welche in Jahren, wo der Mensch am thätigsten, zu grossen Handlungen am meisten aufgelegt ist, alle Erfahrungen und alle Kenntnisse gesammlet haben können, welche zu einem General erfordert werden. Dies ist das Betragen des Staats, der von der Nothwendigkeit überzeugt ist, grosse Männer in seinem Dienste zu haben; wenn er sich in seinem Verhältniß gegen andere ihn umgebende Staaten erhalten, wenn er die ehrgeizigen Absichten seiner Nachbarn vernichten will. Ueberläßt der Monarch die Prüfung der Talente derjenigen Männer, welche er in wichtigen Angelegenheiten gebrauchen will, seinen Ministern, und giebt er sich selbst die Mühe nicht, sie kennen zu lernen; so sezt er sich öfters der Gefahr aus, eine schlechte Wahl zu treffen, weil er sich von dem Interesse seines Ministers leiten läßt.

Fürstensöhne und Grafen die sich dem Kriege widmen, sollten ebenfalls dazu angehalten werden, durch ihren Fleiß und durch ihre Application, nicht aber durch ihre Geburt die Aufmerksamkeit des Monarchen, von dessen Gnade sie Beförderungen und Belohnungen erwarten, auf sich zu ziehen. Sie müssen es sich, so wie der niedere Adel sehr angelegen sein lassen, alle Pflichten ihres Standes mit Sorgfalt zu erfüllen. Sie müssen von eben der Wißbegierde angetrieben werden, um von Männern sich belehren zu lassen, die zwar weder durchlauchtig noch hochgebohren sind, den Adel ihrer Geburt aber durch den Adel ihres Geistes und die Erhabenheit ihrer Gesinnungen reichlich ersezt haben. Diese Herrn müssen ihren Vorgesezten mit eben der Ehrfurcht wie jeder andere Offizier begegnen; und ihre Schuldigkeit ist es, unter den Generalen sich Freunde zu suchen, welche die Mühe über sich nehmen wollen, sie zu belehren, und ihre Fragen mit Geduld anzuhören.

Die Anzahl derjenigen Offiziere, welche sich um die Erwerbung neuer Kenntnisse nicht bekümmern, ist leider nur allzugroß, seitdem alles Verdienst in der Länge der Dienstjahre besteht und man zu einem höhern Rang befördert wird, wenn die Reihe an einen kommt: In Wahrheit eine dem Staate höchst schädliche Maxime, welche alle Nacheiferung, alle Begierde durch grosse Handlungen sich auszuzeichnen zu Boden tritt; und wodurch die wichtigsten Aemter in den Armeen mit Männern besezt werden, die denselben nicht gewachsen sind.

Indessen sollte dennoch der Monarch alte, gediente Offiziere, welche ihre Gesundheit und öfters auch ihr Vermögen in dem Dienst zugesezt haben, denen aber die Natur höhere Talente versagt hat, nicht ohne Belohnung verabschieden. Der Staat muß ihnen vielmehr ruhige Versorgungen geben, und dadurch seine Erkenntlichkeit für ihre Dienste an den Tag legen. Alle Forderungen, welche ich bisher in Absicht der Wahl der Generale und der Bildung

dung der Offiziere gemacht habe, sind sehr gerecht. Sie haben den Ruhm des Monarchen und das Beste des Staats zur Absicht. Aber, da die Beherrscher der Nationen eben den Schwachheiten, eben den Leidenschaften, wie der niedrigste Sterbliche unterworfen sind; da sie noch überdies öfters von den elenden Absichten derjenigen, welche sich ihrer geheiligten Person nur allein nähern dürfen, geleitet werden; so kann es leicht geschehen, daß sie in der Wahl der Generale, welchen sie Armeen und das Wohl des Staats anvertrauen, Fehler begehen, welche ihnen die gerechtesten Vorwürfe der Nachwelt zuziehen.

Ludwig der vierzehnte ernannte die Herrn von Crequi, von Bellefond, und von Humieres zu gleicher Zeit zu Marschällen von Frankreich. Der erste gelangte zu dieser Würde, weil er ein verdienstvoller grosser Mann war; der zweite, weil der König eine persönliche Neigung für ihn hatte; der dritte erhielt den Marschallsstab, weil Louvois eine Neigung für seine Frau hatte. Eben dieser Minister der seinen König an dem Gängelband führte, ernannte aus Liebe für die Frau v. Rochefort ihren Mann zum Marschall von Frankreich. Es würde nicht schwer sein, noch mehrere Beispiele dieser Art aus der Geschichte aller Nationen anzuführen, wenn diese nicht gnügten, meinen Saz zu beweisen; daß der Ruhm solcher Monarchen die sich der Führung ihrer Minister überlassen, auf schwachen Säulen beruhe. Man erlaube mir noch eine Bemerkung. Die Regierung Ludwig des vierzehnten ist glüklich und ruhmvoll, so lange Turenne, Conde, Louvois und Colbert leben. Aber dieser Monarch erscheint in dem kleinsten verächtlichsten Lichte, sobald jene grossen Männer von dem Schauplaz abgetreten sind. Warum giebt man denn diesem schwachen Monarchen, der sich stets von seinen Ministern und Maitressen beherrschen läßt, den Namen des Großen? Hat nicht die wenige Sorgfalt, welche er auf die Prüfung seiner Minister und Generale verwandte, Frankreich in einem Zeitraum von acht Jahren

von dem blühendsten Zustand an den Abgrund des Verderbens geführt? So gewiß ist es, daß Männer ohne Geist und ohne Talente, wenn sie in wichtigen Angelegenheiten gebraucht werden, in kurzer Zeit die Grundfesten eines Staats erschüttern, und seine fürchterliche Macht beinahe in ein Nichts verwandlen können.

IV. Abschnitt.

Von den Eigenschaften eines kommandirenden Generals.

Treue und Eifer für den Dienst des Fürsten, Unerschrokkenheit, Standhaftigkeit, Erfahrung, Klugheit, Gerechtigkeit und Mäßigkeit sind die vorzüglichsten Eigenschaften des kommandirenden Generals.

Auch sein Alter muß mit in Betrachtung gezogen werden. Ist er zu jung; so kann er, ohngeachtet der tiefsten Einsichten, sowohl von seiner eigenen Hizze und von einem allzugrossen Vertrauen auf sich selbst, als auch von jungen lebhaften Männern, welche die Gleichheit des Alters vielleicht zu seinen Freunden macht, zu einer verwegenen Unternehmung hingerissen werden.

Bei einem General von gewissen Jahren, dessen Gesundheit dauerhaft ist, darf man dies nicht befürchten. Er hat mehreren Kriegen beigewohnt, und ist selbst schon Befehlshaber über kleine Korps gewesen. Er hat also zuviel Erfahrung, als daß er die Verlegenheit, in welche ihn eine allzugrosse Verwegenheit stürzen kann, nicht kennen, und übereilte von unerfahrnen Männern gegebene Rathschläge nicht verwerfen sollte.

Wir werden die Obliegenheiten des kommandirenden Generals hier nicht weiter auseinander sezzen. Das ganze Werk, welches wir dem Publikum hiermit übergeben,

ents

enthält Vorschriften, nach welchen der General sein Betragen einrichten muß. Er stellt bei der Armee den Monarchen selbst vor, dem er dient. Seine Pflicht ist es also, alles das auszuführen oder ausführen zu lassen, was sein Herr ausführen würde, wenn er sich bei der Armee befände.

V. Abschnitt.

Von den verschiedenen Generalen bei einer Armee.

Wir werden die Generale in der Ordnung hersezzen, wie sie in dem Kommando aufeinander folgen, und wie sie bei der Armee an dem Tage einer Schlacht angestellt werden.

Der erste General, welcher auf den kommandirenden General folgt, führt das erste Treffen Infanterie an; der zweite das zweite Treffen. Befinden sich bei der Armee zwei Generale der Infanterie; so sind sie es, welche unter dem kommandirenden General diese beiden Treffen anführen. Sind aber keine Generale der Infanterie bei der Armee, so thun die zwei ältesten Generallieutenants die Dienste der Generale der Infanterie. Ein General welcher ein ganzes Treffen anführt, muß Adjutanten zur Ueberbringung seiner Befehle haben. Zwei sind so wenig als möglich. Da also von einem General der Infanterie nichts geringeres als die Anführung eines Treffens an dem Tage einer Schlacht gefordert wird; so muß auch ein solcher General wenigstens zwei Adjutanten haben. Führt aber derselbe ein besonderes Corps an; so müssen demselben auch nach Maaßgabe der Stärke des Corps noch mehrere Adjutanten gegeben werden.

Ein Generallieutenant führt eine Division, welche aus zwei Brigaden besteht. Er hat nur einen Adjutan-

jutanten. Sollte aber demselben das Kommando über ein besonderes Corps anvertraut werden; so muß er mehrere Adjutanten haben. Bei der Armee ist alle Tage ein Generallieutenant du jour, unter welchem alle übrigen Generale und Offiziere welche du jour sind stehen.

Der Generallieutenant du jour untersucht genau die Lage der ausgestellten Posten, und unterrichtet die auf die Wache ziehenden Offiziere von demjenigen, auf welches sie vorzüglich ihr Augenmerk zu richten haben. Es steht ihm frei, alle Wachen um das Lager zu visitiren, oder durch die unter ihm stehenden Generale und Staabsoffiziere du jour visitiren zu lassen, so oft es ihm beliebt. Er empfängt die Parole von dem kommandirenden General, und theilt dieselbe an die Majors der Regimenter und an alle Adjutanten aus.

Ein Generalmajor führt eine Brigade, welche gemeiniglich aus fünf Batallionen besteht. Der Generalmajor pflegt nur einen Adjutanten zu haben. Wenn die Armee groß ist; so sind alle Tage zwei Generalmajors du jour, wovon der eine die Wachen auf dem rechten Flügel, der andere auf dem linken Flügel aufziehen läßt; und auch die Wachen des ihm zugetheilten Flügels visitirt. Gelegentlich bemerken wir hier, daß ausser den Generalen noch auf jedem Flügel ein Obrister und ein Obristlieutenant oder Major alle Tage du jour sind, um vorzüglich in der Nacht die Wachen fleißig zu visitiren.

Bei der Cavallerie werden die Generale in Generale der Cavallerie, Generallieutenants und Generalmajors eingetheilt.

Der General der Cavallerie ist über die ganze Cavallerie gesezt.

Die auf den General der Cavallerie folgenden Generale werden nach der Rangordnung eingetheilt. Der älteste führt den rechten Flügel; der zweite den linken Flügel, ersten Treffens; der dritte den rechten; der vierte den linken Flügel zweiten Treffens an. Die übrigen Generale

sezzen

sezzen sich vor die Spizze der ihnen anvertrauten Regimenter. Bei der Cavallerie sind alle Tage ein General und zwei Staabsoffiziere du jour, welche die Wachen der Cavallerie visitiren.

VI. Abschnitt.

Von dem General- Staab- und Ingenieur-Corps.

Zu dem Generalstaab einer Armee gehören folgende Personen.

1. Die Adjutanten des kommandirenden Generals. Dem Generaladjutanten muß der Zustand der Armee vollkommen bekannt sein. Er muß von der Stärke der Regimenter unterrichtet sein; ihre Chefs und Commandeurs nicht nur namentlich, sondern auch persönlich kennen. Er ist daher berechtiget zu verlangen, daß die Regimenter ihn von allen Veränderungen, welche sich bei ihnen zutragen, benachrichtigen.

Die Flügeladjutanten stehen unter dem Befehl des Generaladiutanten, und sie sind, so wie der leztere dazu bestimmt, die Befehle des Generals zu überbringen; hierzu werden scharfsichtige und entschlossene Männer erfordert. Denn da sie in allen möglichen Kriegsvorfällen von dem kommandirenden General Aufträge erhalten; so müssen es Männer von Einsicht sein, um den Sinn der Befehle des Generals schnell fassen, und dieselben richtig überbringen zu können. Dieses sezt keine geringen Kenntnisse voraus. Mit Recht wird daher von ihnen verlangt, daß sie die höhere und niedere Taktik studirt haben.

2. Der Generalquartiermeister nebst den ihm untergeordneten Offizieren von dem Generalstaab. Der Posten eines Generalquartiermeisters ist einer der wichtigsten in

der

der Armee. Er ist es nämlich, welcher das Lager für die Armee aussucht. Die Erfahrung hat es aber mehr als zu viel gelehrt, wie viel es auf die gute Wahl eines Lagers ankomme. Uebel gewählte Läger haben öfters den Verlust von Schlachten, und diese den Verlust von Festungen und ganzen Provinzen nach sich gezogen. Um Läger gut wählen zu können, muß man eine vollkommene Kenntniß des Landes besizzen, in welchem der Krieg geführt wird; man muß von der Lage der Angelegenheiten, sowohl der feindlichen als der eigenen Armee, so genau als möglich unterrichtet sein; man muß wissen, was der Feind in dieser oder jener Stellung für Vortheile über uns hat, und umgekehrt; man muß wissen, wie die Armee mit allen Bedürfnissen in dem Lager versehen werden kann. Es erhellet hieraus, daß ein grosser Theil der Vorsichten, von deren genauen Befolgung der glükliche Erfolg eines Feldzugs und vielleicht des ganzen Kriegs abhängt, dem Generalquartiermeister übertragen werde, und daß derselbe mithin mit dem kommandirenden General beinahe gleiche Fähigkeit besizzen müsse. Der kommandirende General muß dem Generalquartiermeister seinen ganzen Operationsplan mittheilen, oder vielmehr denselben gemeinschaftlich mit ihm ausarbeiten. Ist das Lager ausgesteckt, so läßt sich der Generalquartiermeister angelegen sein, demselben die bestmögliche Vertheidigung zu geben; im Fall nur die geringste Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, von dem Feind angegriffen zu werden. Er bemerket diejenigen Stellen, auf welchen Batterien aufgefahren und Schanzen aufgeworfen werden sollen. Er untersucht, ob die Gemeinschaft in dem Lager nirgends unterbrochen ist. Er läßt daher im Fall dasselbe durch Flüsse, Bäche, Moräste, Waldungen durchschnitten sein sollte, Brükken, Dämme und Wege machen. Er untersucht, in wie viel Colonnen die Armee nach dieser oder jener Gegend hinmarschiren kann, und läßt in dieser Absicht auch neue Wege verfertigen. Da man selten von dem Land, in welchem man Krieg führt,

ganz richtige Karten hat, oder, da wenigstens in solchen Karten das Terrain nicht gehörig ausgedrükt ist; so sucht der Generalquartiermeister überall, wo sich die Armee aufhält, die Zeit soviel möglich zu nuzzen, um entweder die schon vorhandenen Karten verbessern, oder neue und vollständigere verfertigen zu lassen.

Die dem Generalquartiermeister untergeordneten Offiziere von dem Generalstaab sind dazu bestimmt, dasjenige auszuführen, was der Generalquartiermeister im Allgemeinen befohlen hat. Diese Offiziere stekken also unter der Aufsicht des Generalquartiermeisters das Lager ab. Sie recognosciren die Colonnenwege. Sie besorgen die Erbauung der Brükken und die Verfertigung der Dämme, welche die Gemeinschaft zwischen den verschiedenen Theilen des Lagers unterhalten u. s. w. Einigen wird die Aufnahme des Lagers und der nächstliegenden Gegend aufgetragen.

Uebrigens bemerken wir noch, daß der Generalquartiermeister den Rang eines Generallieutenants, Generalmajors oder Obristen haben könne; die demselben untergeordneten Offiziere aber den Rang eines Staabsofficiers, Hauptmanns u. s. w.

3. Das Ingenieurcorps ist bestimmt, die von dem Generalquartiermeister angezeigten Schanzen zu erbauen, Ueberschwemmungen zu verfertigen, und ebenfalls an der Aufnahme der Gegenden zu arbeiten. In den Winterquartieren wird dem Ingenieurcorps die Verschanzung der Städte und Dörfer aufgetragen, u. s. w. Sollte bei dem Generalstaab ein Mangel an Officieren sein; so kann man seine Zuflucht zu dem Ingenieurcorps nehmen, und öfters wird man genöthigt sein, die Stelle der Ingenieurs mit Offizieren von dem Generalstaab zu besezzen; welches zum Beispiel bei Belagerungen, wenn viele Ingenieure todt geschossen werden, öfters der Fall sein wird.

Die wichtigste Beschäftigung des Ingenieurs ist die Erbauung und Unterhaltung, der Angriff und Vertheidi-

gung

gung der Festungen. Die Kriegsbaukunst ist die eigentliche Wissenschaft des Ingenieurs. Aber er muß aus allen Theilen der Kriegskunst das ausgehoben haben, was auf seine Wissenschaft einen Einfluß haben kann. Er muß die niedere und höhere Taktik mit Fleiß und Nachdenken studirt haben. Derjenige, welcher glaubt, daß dem Ingenieur ausser der niedern Geometrie und Trigonometrie weiter keine mathematischen Kenntnisse nöthig sein, verräth dadurch seine grosse unverzeihliche Unwissenheit. Wird dem Ingenieur die Aufnahme ganzer Provinzen aufgetragen; so darf er nicht glauben, daß er, mit der Boussole in der Hand, seine Absicht erreichen werde. Er muß also die Kunst Landkarten zu machen auch verstehen. Wer weiß aber nicht, daß hiezu die erhabensten Kenntnisse in der höhern Mathematik, die sogenannte Rechnung des Unendlichen gehöre; und daß hiezu erfordert werde, die Schriften eines Lambert, eines de la Grange lesen zu können?

Wenn ich den grossen Umfang derjenigen Kenntnisse betrachte, welche der Ingenieur besizzen muß, wenn er seinem Stande Ehre machen will; wenn ich in Ueberlegung ziehe, daß von seiner Einsicht, von seiner Klugheit, von seiner Unerschrokkenheit die Eroberung oder Vertheidigung einer Festung, mithin auch der Gewinn oder der Verlust einer Provinz abhänge; wenn ich den an Hülfsmitteln unendlich reichhaltigen Geist betrachte, der dem Ingenieur in beiden Fällen nöthig ist; so kann ich mich über die eingeschränkten Begriffe derjenigen Herrn nicht genug wundern, welche den Ingenieur für nichts anders als einen Handwerker halten, und ihm alles Genie absprechen. Man sieht hieraus, daß es Leute geben kann, welche Feldzügen und Belagerungen beigewohnt haben, auf ihre Erfahrungen einen unermeßlichen Werth legen; und sich an Größe des Geistes und Kriegserfahrenheit über die Türenne und Condes hinaussezzen — und am Ende

doch

doch die abgeschmaktesten Meinungen über die wichtigsten Theile der Kriegskunst äußern.

Der Chef des Ingenieurcorps sollte wenigstens ein Generalmajor sein. Denn, ausserdem daß die Wichtigkeit der Geschäfte einen Mann von Ansehn erfordert, ist es auch billig, daß Leute, welche sich den erhabensten Theilen der Kriegswissenschaft widmen, Hoffnung haben, durch Verdienst sich zu den erhabensten Aemtern des Kriegsstandes empor schwingen zu können. Bei dem Ingenieurcorps befinden sich Obersten, Oberstlieutenants, Majors, Hauptleute, Lieutenants, Conducteurs.

4. Die Brigademajors sind bei einer Armee das, was die Adjutanten bei einem Regiment sind. Sie kommandiren alles in Dienst. Sie müssen daher mit einer vollständigen Rangliste von allen Generalen und Staabsoffizieren versehen sein. Ihnen muß alle Tage von den Regimentern eine Liste von ihrer Stärke gegeben werden, damit im Fall das eine oder das andere einen zu starken Abgang hat, sie sich darnach richten können, es sei nun in Ansehung der zu bestreitenden Wachen, oder bei einer Austheilung von Rekruten u. s. w. oder bei Vertheilung der Arbeiter, welche die Regimenter geben müssen. Die Brigademajors sind es, welche die Lagerwachen abtheilen und aufziehen lassen. Sie müssen daher wissen, an welchem Orte jede Wache steht, und wie stark sie ist. Die Cavallerie und Infanterie hat jede ihre eigenen Brigademajors. Man pflegt bei großen Armeen auf jeden Flügel einen zu rechnen, weil die Wachen Flügelweise aufziehen. Detaschirte Corps müssen ihre besondern Brigademajors haben.

5. Der Capitain des Guides trägt Sorge, daß sich bei der Armee beständig eine hinlängliche Anzahl Wegweiser befinden, welchen die Wege nach allen Seiten wohin man marschiren will bekannt sind. Wenn man daher in ein feindliches Land einrükt, so muß sich der Capitain des Guides Mühe geben, ehe solches geschiehet, Leute zu bekommen, welche alle Wege in dem feind-

lichen Land genau kennen; oder er muß solche Leute, während man in dem feindlichen Land vorrükt, theils durch Versprechungen, theils durch Drohungen zu Wegweisern zu überreden suchen. Vor allen Dingen aber muß er sich ihrer Treue versichern; er muß sie einzeln über die Wege befragen, um zu sehen, ob sie in ihren Aussagen mit einander übereinstimmen. Findet er einige, welche ihm falsche Nachricht mit gutem Vorbedacht geben; so müssen dieselben als Spionen angesehen und hart bestraft werden.

Auf den Märschen muß man ein wachsames Aug auf die Wegweiser haben, damit sie nicht entwischen können. Es muß demjenigen welcher eine Kolonne führt, beständig ein Kommandirter zur Seite sein, um ihn sogleich festzuhalten; im Fall ihn die Lust anwandelte, sich zu entfernen. Es ist gut bei einer Kolonne oder einem Detaschement mehr als einen Wegweiser zu haben, damit im Fall der erste entwischt oder erschossen wird, man sogleich einen andern beihanden habe. Diese Wegweiser müssen mit Pferden versehen werden können, wenn sie Cavallerie Detaschementer führen, oder wenn sie Offiziere, welche die Gegend untersuchen, zurechtweisen sollen. Es ist billig, daß man übrigens solche Leute so gelinde als möglich behandelt, und sie gut bezahlt. Der Capitain des Guides steht unmittelbar unter dem Generaladjutanten, und niemand kann ohne Wissen des Leztern Wegweiser bekommen.

6. Der Generalgewaltiger steht ebenfalls unter dem Generaladjutanten. Unter jenem stehen alle Kaufleute und Marquetender, welche der Armee folgen. Er weiset denselben die Plätze an, wo sie verkaufen können. Ueberdieß reutet er mit einer Bedekkung überall im Lager und in der Gegend des Lagers herum, um allen Unordnungen und besonders dem Plündern und Marodiren Einhalt zu thun. Er ist also berechtiget, sich aller Uebertreter zu bemächtigen, und sie in das Hauptquartier zu bringen.

7. Auch das Generalauditoriat befindet sich in dem Hauptquartier. Seine Bestimmung ist, alle Schriften abzufassen, welche wegen Capitulationen, Kartellen, Waffenstillständen, überhaupt wegen irgend einer Sache, die mit dem allgemeinen Kriegs- und Völkerrecht in Verbindung steht, verfertigt werden müssen. Alle Kriegsrechte welche bei der Armee gehalten werden, müssen dem Generaladjutanten zugeschikt werden; und von dem Ausspruch desselben hängt die Entscheidung und Bekräftigung des Urtheils ab, welches das vereidete Kriegsrecht über den Uebertreter der Kriegsartikel gesprochen hat.

VII. Abschnitt.

Von dem Generalcapitaine d'Armes und dem Intendanten.

Der Generalcapitain d'Armes sorgt für die Kleidung und für die Bewafnung der Armee, und er muß solche Maaßregeln zu treffen wissen, daß der Abgang der Montirungen und der Gewehre bei der Armee sogleich ersezt werden kann; und daß alles, für das von dem Fürsten dazu bestimmte Geld, so gut als möglich geliefert werde. Nachdem er also selbst für seine Person das feierlichste Bündniß mit der Ehrlichkeit geschlossen hat; so muß er auch darauf sehen, daß diejenigen Leute, durch welche er das Einkaufen der Materialien und die Ausarbeitung derselben betreiben läßt, von einer bewährten Rechtschaffenheit sein.

Dem Intendanten liegt es ob, der Armee im Felde den nöthigen Unterhalt zu verschaffen. Ueberall wo sich dieselbe hinwendet, muß sie Lebensmittel finden; sonst läuft sie Gefahr, nicht allein in ihren Operationen gehemmt zu werden, sondern auch völlig zu Grunde zu gehen.

Der Intendant muß demnach Korn aufkaufen, und an solchen Oertern Magazine anlegen, von welchen die Armee mit Lebensmitteln versehen werden kann. Dieses erfordert viele Anstalten. Der Intendant muß wissen, aus welchem Land er das zu Anlegung seiner Magazine nöthige Korn ziehen, auf was Art er dasselbe an Ort und Stelle bringen kann; wie stark ein jedes Magazin in Rükficht auf den längern oder kürzern Aufenthalt der Armee, in der Gegend des Magazins, gemacht werden muß; wieviel Zeit die Anlegung der Magazine erfordert. Der Intendant kann alles dieses nicht zur rechten Zeit bewerkstelligen, wenn der Staat oder der kommandirende General ihm nicht eine geraume Zeit vor dem Ausbruch des Kriegs oder vor der Eröfnung des Feldzugs den ganzen Operationsplan vor Augen legt. Er muß ihm entdekken, wo er seine Armee zusammen ziehen, wo er hinmarschiren will, wie lange er sich in jedem Lager aufhalten wird, und welche Festung des Feindes er zu belagern Willens ist. Er muß ihm offenbaren, was er in diesem oder jenem Fall von dem Feind zu befürchten hat; wie er den Unternehmungen des Feindes zuvorkommen will; wohin er im Fall eines Unglüks seinen Rükzug zu nehmen beschlossen hat. Der kommandirende General muß sich also über seine Entwürfe mit dem Intendanten berathschlagen, und sich in seinen Unternehmungen einschränken, wenn ihn dieser von der allzugrossen Beschwerlichkeit oder der Unmöglichkeit, der Armee den Unterhalt zu verschaffen, überführt. Der Intendant muß demnach eine vollkommene Kenntniß des Landes besizzen, in welchem der Krieg geführt wird; er muß wissen, wie viel er aus demselben ziehen kann, damit er so wenig als möglich genöthiget ist, zu fremden Ländern seine Zuflucht zu nehmen; er muß wissen, wie viel Fuhren in dem Land ausgeschrieben werden können, um in einer bestimmten Zeit entweder an einem gewissen Ort ein Magazin anlegen, oder dasselbe von einem Ort nach dem andern wegbringen zu können. Ohne diese Kenntniß könnte ein

Inten-

Intendant leicht da Schwierigkeiten finden, wo keine wären, und im Gegentheil wieder in einem von allem entblößten Lande auf Hülfsmittel Rechnung machen, welche sich nachgehends nicht vorfinden würden. Die Armee dürfte aber hierdurch in keine geringe Verlegenheit versezt werden. Aus diesem erhellet, daß der Intendant der Vertraute des kommandirenden Generals sein muß, und dieses kann nur ein Mann von Einsicht und bewährter Rechtschaffenheit sein; ein Mann, in dessen Seele Vaterlandsliebe, nicht aber Eigennuz und niedriger Geist die herrschenden Leidenschaften sind.

VIII. Abschnitt.

Von den Spionen.

Die Spione sind von verschiedener Gattung. Man findet welche in dem Cabinet der Fürsten, ihrer Minister und Generale, unter den Offizieren der Armee, in den feindlichen Städten, auf dem flachen Lande und sogar in den Klöstern.

Einige bieten sich von selbst an; andere wissen sich der Minister, der General, oder diejenigen, welchen die Besorgung der einzelnen Angelegenheiten anvertraut ist, zu verschaffen. Alle aber werden durch die Begierde nach Geld dazu verleitet. Das Ministerium des Feindes zu bestechen, ist die Sache des Fürsten und seiner Minister. Der General und diejenigen, welche mit ihm das allgemeine Beste besorgen, müssen die übrigen Spionen ausfindig zu machen suchen. Ueberhaupt muß man von den Spionen beständig Nachrichten einziehen, sich aber denselben niemals entdekken.

Man muß zu einer Absicht verschiedene brauchen, die sich einander nicht kennen. Man muß sich mit einem jeden

derselben insbesondere besprechen, und öfters über ganz gleichgültige Dinge sich mit ihnen unterhalten. Man muß wenig mit ihnen reden, und sie selbst destomehr reden lassen, um ihre eigentliche Denkungsart und Fähigkeit besser zu beurtheilen. Man muß sie selbst auskundschaften lassen, um zu erfahren, ob sie nicht auf beiden Seiten spioniren, welches öfters zu geschehen pflegt. Haben sie in ihren Nachrichten mit einander übereingestimmt, und ist man überzeugt, daß ihre Aussage wahr ist; so muß man sie demohngeachtet jeden besonders bewachen lassen. Läßt man sich auf ihre Nachricht in eine Unternehmung ein; so muß man sie einzeln mitnehmen, sie oft ausfragen, und zusehen, in wiefern ihre Aussage mit der Wahrheit übereinkömmt.

Es giebt noch eine dritte Art von Spionen oder wenigstens von Leuten, von welchen man dadurch, daß man sich mit ihnen ins Gespräch einläßt, gewisse Nachrichten einziehen kann. Dieses sind die Landeseinwohner, welche wegen ihrer eigenen Angelegenheiten in unser Lager oder in die von uns besezten Städte kommen, so wie auch die Gefangenen.

Die erstern müssen niemals mit Gewalt ausgefragt werden. Man muß sie durch vernünftige Leute unterhalten lassen, welche ohne die mindeste Neugierde zu verrathen, sie auf so verschiedene Unterredungen bringen, daß sie endlich dasjenige, was man wissen will, von selbst entdekken. Die Gefangenen können in Rükficht ihres Charakters mehr oder weniger scharf ausgefragt werden. In allen Fällen müssen sie einzeln vorgenommen, und nur durch grosse Umwege zu dem, was man von ihnen wissen will, geführt werden; damit sie selbst nicht auf das was sie gesagt haben Achtung geben, und im Fall sie zurükgeschikt würden, ihren General nicht auf die Spur unserer Absichten bringen können. Denn in diesem Fall würde der feindliche General durch doppelte Spionen und Ueberläufer uns von dem, was wir von den Gefangenen erfah-

ren haben möchten, ganz verschiedene Nachrichten zu hinterbringen, und uns folglich zu falschen Maaßregeln zu verleiten suchen.

In einigen Ländern sind die Spionen die man aus den Klöstern erhält, die besten und sichersten. Die Herrschaft über die Gewissen der Menschen ist ein verborgenes Reich, in welches niemanden der Eingang verstattet wird, das aber seinen Despotismus über alle Nationen auszubreiten sucht. Dergleichen Spione werden in Städten, welche einem Fürsten von einer andern Religion zugehören; oder in einem Staat, bei einer Veränderung der Herrschaft, mit einem unfehlbaren Nuzzen gebraucht. Da man auf Frauenspersonen nicht so leicht einen Verdacht wirft, als auf Mannspersonen; so bedient man sich bisweilen derselben, um sie in eine Stadt zu schikken, oder um ein Lager auszukundschaften, oder um Briefe zu überbringen.

Wir halten es für unnöthig, alle die Fälle in welchen man sich der Spione bedienen kann, hier anzuführen. Wir begnügen uns vielmehr zu sagen, daß ein Fürst, ein Minister, oder ein General nicht genau genug wissen kann, was in den freundlichen oder feindlichen Staaten und Armeen vorgeht, und daß man also nicht zu viel Spione von aller Art und zu allem möglichen Gebrauch haben kann.

IX. Abschnitt.

Von der Mannszucht.

Von einer genauen Beobachtung der Mannszucht hängt die Erhaltung der Armee, das Ansehen des Staats, und der glükliche Erfolg der Kriege ab, welche der Staat führen muß.

Es ist die Pflicht des Monarchen, die Mannszucht in seiner Armee nach festen überdachten Grundsäzzen zu bestimmen,

stimmen, und die Obliegenheiten aller derjenigen festzusezzen, welche Aemter bei der Armee bekleiden. Den Chefs und Kommandeurs der Regimenter wird es anbefohlen, auf die Beobachtung der Pflichten ihrer Untergebenen genau zu wachen. Sobald diese in ihrer Wachsamkeit nachlassen; so entstehen die nachtheiligsten Folgen. Ohne Subordination findet kein Gehorsam Statt, und ohne Gehorsam kann keine Unternehmung mit Ordnung und Schnelligkeit ausgeführt werden.

Alle Reglements oder Dienstvorschriften müssen mit Klugheit abgefaßt, und durch den Druk öffentlich bekannt gemacht werden. Die Vernachläßigung der geringsten darinn vorgeschriebenen Pflichten muß ihre bestimmte Strafe haben, welche dem Verbrechen angemessen ist. Die Strafe muß aber niemals so groß angesezt werden, daß sie ohne Grausamkeit nicht vollzogen werden kann. Kann die Strafe wegen ihrer Härte nicht vollzogen werden; so fallen die Gesezze in das Lächerliche, und Niemand leidet mehr darunter, als der Staat selbst. So ist es zum Beispiel höchst schädlich, wenn auf das Betrinken der Soldaten eine Strafe gesezt wird, welche ohne Unmenschlichkeit in den meisten Fällen nicht vollzogen werden kann. Scharfe Gesezze sind indessen doch nothwendig, weil der gemeine Soldat seine Schuldigkeit nicht thut, wenn er nicht durch die Furcht der Strafe dazu genöthiget wird.

Es würde unnöthig sein, wenn wir uns hier in eine nähere Zergliederung einlassen wollten. Die Reglements enthalten alles, was wir hier vortragen könnten. Die in denselben enthaltenen Vorschriften können demjenigen nicht unbekannt sein, der die große Kunst lernen will, zu gehorchen und zu befehlen.

Doch diese bescheidene Sprache führen diejenigen nicht, welche glauben, die Mannszucht bestehe bloß darin, daß der Obere gegen seinen Untergebenen alles Gefühl der Menschheit unterdrükken, diesen Leztern als ein Geschöpf von einer weit geringern Gattung betrachten, und alle

natürs

natürliche Gleichheit, die sonst unter den Menschen Statt findet, aufheben müsse. In den abgeschmaktesten Dingen einen blinden Gehorsam zu fordern, den Unschuldigen so wie den Schuldigen mit einer Strafe zu belegen, unter welcher auch der gröste Bösewicht Mitleiden erregt, die kleinsten unbedeutendsten Fehler mit eben der tyrannischen Härte, wie die gröbsten Verbrechen zu bestrafen; seine eigene Dummheit dadurch zu bedekken, daß man seine Untergebene, welche klüger und besser sind, so lange mißhandelt, bis jeder Augenblik ihres Daseins ihnen zur unaussprechlichen Quaal wird, und sie kein anderes Ende ihres Elends vor sich sehen, als die traurige Nothwendigkeit, sich selbst das Leben zu nehmen; seinen Untergebenen eine solche knechtische Furcht einzuprägen, daß sie alles Gefühl der Freiheit, und denjenigen edlen Stolz, der die Menschen zu kühnen Thaten aufmuntert, verlieren: dieß ist die Mannszucht: dieß ist das wahre Mittel, wodurch einer Nation Heldenmuth und Enthusiasmus mitgetheilt werden kann.

So lautet die Sprache der Tyrannen, welche das Glük zwar über andere Menschen erhoben hat, die aber zum Unglük, zur Strafe und zur Schande der Menschheit gebohren sind. Sie wissen es nicht, daß Schärfe nicht allein den Menschen zu seiner Pflicht zurükführt. Ihnen ist es eine unbekannte Sache, daß die grösten Feldherrn, daß die Condes und Turenne die Väter ihrer Soldaten, die Freunde ihrer Offiziere waren. Sie können es nicht begreifen, daß ein Anführer, der die Liebe und Hochachtung seiner Untergebenen hat, unendlich mehr vermag, als ein anderer, der von allen gehaßt und verabscheut wird. Wahre Mannszucht kann nur alsdenn in einer Armee Statt finden, wenn Vaterlandsliebe und Enthusiasmus für den Monarchen, dem man dient, den Offizier so wie den gemeinen Soldaten beleben; wenn Luxus und verdorbene Sitten von beiden gehaßt werden. Alsdenn wird falscher Ehrgeiz ausgerottet werden, und niedriger Gewinnst den

Stand der Ehre und des Ruhms nicht mehr brandmarken; unnöthige und schändliche Bedürfnisse werden aufhören; mit ihnen ungerechte Handlungen und Unterdrükkungen der Unschuld; der Untergebene von Liebe und Hochachtung angefeuert, wird unendlich mehr thun, als man von ihm verlangt; der sonst unterdrükte Geist des Offiziers und Soldaten wird seine erste Schnellkraft wieder erlangen, und jener spartanische Heldenmuth erwachen, der eine Armee unüberwindlich macht.

X. Abschnitt.

Von den verschiedenen Arten von Truppen aus welchen eine Armee zusammengesezt ist.

Die Truppen einer Armee bestehen aus Infanterie und Cavallerie. Die Infanterie wird heut zu Tag durchgängig drei Mann hoch gestellt, weil man bei dieser Stellung kein Feuer verliert, welches bei jeder anderen Stellung von mehreren Gliedern, bei der gegenwärtigen Einrichtung ihrer Gewehre geschehen würde.

Man stellt soviel Infanteristen in drei Gliedern dichte neben einander, als in gerader Linie, ohne sich zu brechen, vorrükken können. Eine solche Menge Soldaten nennet man ein Bataillon. Je besser eine Armee in den Waffen geübt ist, und je besser sie marschieren kann, desto stärker können ihre Bataillonen sein.

Die Erfahrung hat gezeigt, daß 700 bis 800 Mann die gröste Stärke ist, welche man einem Bataillon geben kann. Ein Bataillon besteht gemeiniglich aus vier bis fünf Compagnien; eine Compagnie aus 120 bis 160 Mann, 10 Unteroffizieren, 3 Tambours, einem Hauptmann und 3 Subalternoffizieren. Einem jeden Bataillon wird noch eine Grenadiercompagnie beigefügt, welche aus der auserlesen-

sten

sten Mannschaft besteht. Aus diesen Grenadiercompagnien werden wieder besondere Bataillonen formirt, welche auf die Flügel der Armee gestellt, und bei den wichtigsten und gefährlichsten Unternehmungen gebraucht werden. Da ein Bataillon die gröste Anzahl Infanteristen ist, welche geschlossen in gerader Linie vorrükken können; so folgt, daß mehrere Bataillonen nicht geschlossen an einander hängen können, sondern daß sie Zwischenräume haben müssen. Der geringste Zwischenraum welchen man ihnen giebt, ist 10 bis 15 Schritte. In diese Zwischenräume werden zwei Kanonen, welche man Regimentsstükke nennt, auch zwei Kanonen und eine leichte Haubizze gestellt. Das Kaliber der Kanonen ist von drei bis sechs Pfund. Es ist zur Gewohnheit geworden, daß man zwei bis drei höchstens vier Bataillone mit einander vereinigt, und sie ein Regiment nennt, über welches ein Befehlshaber gesezt wird. Dieses hat aber auf die Taktik keinen Einfluß; denn so wie sich die Armee in Schlachtordnung stellt, hat jedes Bataillon seinen eigenen Befehlshaber, welcher dasselbe anführt, und nur von dem General, unter dessen Brigade er gehört, Befehle erhält. Ausser dem Kommandeur befindet sich bei jedem Bataillon noch ein Staabsoffizier zu Pferde, welcher das Bataillon, nachdem es Halt gemacht, oder wenn es aufmarschirt ist richtet; und nebst dem Adjutanten Achtung giebt, ob sich dasselbe während dem Marsch nicht zuviel rechts oder links ziehet. Bei jeder Compagnie befindet sich eine Fahne. Alle Fahnen des Bataillons vereinigen sich in der Mitte. Die Hälfte derselben rükken 8 bis 10 Schritt vor die Mitte des Bataillons vor. Alle vorgerükte Fahnen einer Brigade richten sich auf einander, um in einer geraden Linie parallel vorzurükken. Die übrigen Fahnen bleiben in dem ersten Glied in der Mitte des Bataillons zurük, und richten sich nach den gerade vor ihnen marschirenden Fahnen, und das ganze Bataillon richtet sich wieder nach denjenigen, welche in seiner Mitte marschiren. Wer in der niedern Geometrie es soweit gebracht

hat,

hat, daß er weiß, was zu einer graden Linie gehört, der kann auch ein Bataillon richten. Ausser dieser Infanterie giebt es noch eine andere Gattung, welche man leichte Infanterie nennt.

Man hat gefunden, daß die Infanterie durch die grosse Menge von Wachen, die sie genöthiget ist vorwärts gegen den Feind zu geben, sehr geschwächt wird; indem sie dadurch sehr viele Leute, theils an Desertion, theils an Todten und Blessirten wegen der Nähe des Feindes, und dem beständigen Handgemenge mit demselben verliert. Einen solchen Abgang sogleich mit Leuten zu ersezzen, welche in den Waffen hinlänglich geübt sind, ist nicht immer möglich. Ein nur wenig exerzirter Soldat ist aber mehr schädlich als nüzlich; weil die Fehler welche er begeht, wenigstens auf das Peloton in dem er steht einen Einfluß haben. Man hat daher den Ausweg gefunden, eine Infanterie zu errichten, welche dazu bestimmt ist, die Armee zu bewachen, Nachricht von dem Feinde einzuziehen, auf Partei auszugehen, und auf Märschen die Armee gegen Ueberfälle und Hinterhalte sicher zu stellen.

Diese Infanteristen fechten niemals in der Linie mit der Armee; sie dürfen also nicht so gut exerzirt sein, als die übrige Infanterie. Sie können auch kleinere Leute haben; ihr Abgang ist also in allem Betracht leichter zu ersezzen. Ausserdem, daß der Verlust den man leidet, nicht so groß ist, erhält man noch den Vortheil, daß die Infanterie der Armee gut und unbeschadet bleibet, daß man also an dem Tage einer Schlacht die wichtigsten Dienste von derselben erwarten kann. Die sogenannten Freibatallione und Jäger sind eine solche leichte Infanterie. Da sie sich fast beständig in der Nähe des Feindes befinden, und folglich nie vor einem Angrif sicher sind, so giebt man ihnen so wenig als möglich Feldgeräthe. Sie haben keine Zelter, weil das öftere Auf- und Abschlagen derselben allzubeschwerlich und oft unmöglich sein würde; sie werden daher in die um das Lager der Armee herumliegenden Dörfer gelegt.

legt. Nicht selten und beinahe meistens geschiehet es aber, daß sie die Nächte unter dem freien Himmel und unter dem Gewehr zubringen, und nur am Tage etwas Ruhe geniessen können. Sie haben keine Fahnen, weil sie nicht geschlossen und im Freien, sondern nur in Büschen, Dörfern, Häusern, in Defileen und überhaupt in durchschnittenen Gegenden fechten. Man giebt einem solchen Bataillon ein bis zwei Kanonen, welche drei bis sechspfündige Kugeln schiessen.

Die Cavallerie bei den Armeen besteht aus Kürassieren, Dragonern und Husaren. Die Kürassier sind bloß zum Choc bestimmt. Die Dragoner sind eigentlich eine berittene Infanterie, um geschwind da die Infanterie hinzubringen, wo die eigentliche Infanterie nicht zeitig genug ankommen würde: wenn es zum Beispiel die Nothwendigkeit erfordert, vor dem Feind eine Höhe, ein Dorf zu besezzen, u. s. w. und diese Oerter bis zur Ankunft der Infanterie zu vertheidigen. Die Dragoner werden aber auch gebraucht, um in der Linie wie die Kürassier zu fechten; sie werden gemeiniglich in das zweite Treffen hinter die Kürassier gestellt. Sie verrichten auch öfters in Ermanglung der Husaren die Dienste derselben. Sie werden demnach auf Partei ausgeschikt, sie patroulliren die Gegend um das Lager, und geben Feldwachen. Die Husaren sind bei der Cavallerie das, was die Freibataillone bei der Infanterie sind, und agiren mit denselben gemeinschaftlich. Sie werden nämlich vor, neben und hinter die Posten der Freibataillonen in offenen Gegenden postirt. Sie haben ebenfalls keine Zelte, und cantoniren unter dem Schuz der Freibataillonen in den der Armee am nächsten liegenden Dörfern. Eben die Beweggründe, warum man bei der Infanterie Freibataillone errichtet, verursachten auch bei der Cavallerie die Errichtung der Husaren. Die Cavallerie wird in Regimenter, und diese in vier, fünf, auch zehn Eskadronen eingetheilt. Ein Regiment bestehet gemeiniglich aus tausend Pferden in drei Gliedern in Schlachtordnung gestellt. Das

dritte Glied dient dazu, dem Choc mehr Nachdruk zu geben, und dem Feind in die Flanke und im Rükken zu fallen. Eine Eskadron besteht ohngefehr aus 6 Offizieren, 12 Unteroffizieren, 2 Trompetern, 144 Reitern, 2 Schmiden. Gewöhnlich wird die Eskadron in 2 Compagnien getheilt, welches jedoch allein bei den Kürassieren üblich ist. Wegen der Stellung der Cavallerie sind die Taktiker noch nicht einig. Einige verlangen Zwischenräume zwischen den Eskadronen, welche ihrer Front gleich sind, andere wollen kleinere haben, und andere stellen eine ganze Linie dichte zusammen, ohne alle Zwischenräume. Der Cavallerie ganz und gar keine Zwischenräume zu geben, ist gegen alle Regeln, weil es ihr eben so unmöglich als der Infanterie ist, in einer allzulangen Front dichte geschlossen, Pferd an Pferd, ohne sich zu brechen, vorzurükken. Man wird also genöthiget sein, 20 bis 25 Schritt zwischen den Eskadronen zu lassen *). Die Kürassier bekommen starke und grosse Pferde und

*) Man lese, was Warneri hievon sagt. (p. 40. der Bemerkungen über die Cavallerie):

„Eine Linie ohne Intervallen muß auch sogar in dem Exerziren „Unordnung verursachen; und wenn man sich ihrer bloß hiezu bediente; so möchte es noch sein, weil eine Cavallerie, die gewohnt ist, ohne Intervallen zu manövriren, es noch weit besser „können wird, wenn sie Intervallen hat; aber besser wäre es, „wenn es immer auf die lezte Art geschähe. Denn nicht alle Generale und kommandirende Offiziere wagen es, auf eine andere, „als die gewöhnliche Art zu manövriren, und viele geben sich „nicht einmal die Mühe zu untersuchen, ob sie gut oder nicht gut „ist. Hieraus schliesse ich nun, daß die Intervallen sehr nothwendig sind: “

1) „Weil ein Pferd im Gliede wegen seiner Länge sich nicht „auf der Stelle wenden kann, hingegen kann es der Mensch.“

2) „Eine Linie ohne Intervalle kömmt selten oder gar niemals in Ordnung, an den Feind. Will sie ihre Attaque etwas „beschleunigen; so verursacht das kleinste Hinderniß Unordnung „in einem von den Theilen derselben, und diese theilt sich nothwendig allen übrigen mit, weil alles beisammen ist. Bei einer „Attaque mit Intervallen macht jede Eskadron ein Ganzes für „sich, und die Stärke jeder Eskadron stekt in ihr selbst. Wird „nun eine oder mehrere derselben in der Linie geschlagen; so folgt „daraus nicht, daß die andern Eskadronen, die nicht die nemliche „Masse mit ausmachen, das nemliche Schiksal haben sollten, da „hingegen in der vollen Linie es so kommen muß.“

3) „Wenn

und Leute; die Dragoner erhalten Pferde und Menschen von einem mittlern Schlag. Zu den Husaren nimmt man kleine Leute und giebt ihnen zwar kleine, aber dauerhafte Pferde.

3) „Wenn eine Eskadron, die Intervallen neben sich hat, ei„nige Hinderisse in ihrem Weg antrift; so kann sie dieselben da„durch vermeiden, daß sie sich rechts oder links zieht, oder sich in „der Mitte, oder endlich auf den Flügeln bricht. Dieß alles kann „geschehen, ohne die anderen Eskadronen aufzuhalten, oder gar „selbst zurükzubleiben.“

4) „Die Linie ohne Intervallen kann das Schwanken nicht ver„meiden. Die geringste Kleinigkeit bringt sie in Unordnung. „Denn ist sie zu sehr gedrängt, oder will geschwind eine Oefnung „machen; so macht sie Krümmungen, oder drängt sich so, daß „ganze Eskadronen entweder vorn heraus oder hinten heraus müs„sen. Es ist ihnen auch unmöglich wieder in ihre Plätze zu rük„ken, wenn man bei der Attaque schon aufgehört hat zu traben, „und in Gallop gefallen ist. Denn alsdenn ist die Linie nicht „mehr zu halten. Auch würde es gefährlich sein, es nur zu ver„suchen. Man muß den Choc gehen lassen wie er ist, und gesezt „auch er läuft gut ab; so werden sich dennoch die siegenden Eska„dronen in ziemlicher Unordnung befinden. Es ist aber ein sehr „wichtiger Punkt, daß eine Eskadron nach dem ersten Choc ge„schwind wieder versammlet sei, und dieß ist ohne Intervalle bei„nahe unmöglich. Ein Pferd hat sich auf die Seite gewandt; „ein anderes auf jene; die Glieder sind untereinander; man will „diejenigen welche auf der Erde liegen, nicht gern zertreten; „man will einen Offizier aufheben: Mit einem Wort, selbst die „siegende Eskadron ist in grosser Verwirruung. Wie soll dieser „Unordnung ohne Intervallen abgeholfen werden? Die Pferde „sind lang, und können im Gliede sich nicht anders, als zu vie„ren wenden: da man sich hingegen mit den Intervallen gleich „dadurch hilft, daß man auf den Flügeln Feld giebt. Wenn eine „Linie ohne Intervallen einige Rotten zum Nachhauen oder Har„geliren detaschirt, und diese einzelne Rotten zurükgejagt wer„den; wie schwer wird es werden, ehe sie in ihre Plätze wieder „einrükken, und welche Unordnung wird nicht daraus entstehen? „Die Linie ohne Intervalle ist eine wahre Phalange, und diese „ist jederzeit eine sehr schwerfällige unbewegliche Stellung ge„wesen, die keine lebhafte Bewegung machen kann, und folglich „der Cavallerie ihren ganzen Vortheil benimmt. Denn die Stär„ke des Chocs besteht in der Lebhaftigkeit desselben.

„Nach Peisegürs Meinung soll die Eskadron aus der Linie „ohne Intervallen, die auf die feindliche Intervalle trift, sich in „ihrer Mitte durch eine Schwenkung rechts und links brechen, „damit sie hernach die feindlichen Eskadronen, die mit den ge„wöhnlichen Intervallen stehen, in den Flanken angreifen kann. „Allein, eben durch diese Bewegung wird diese Eskadron der „feindlichen zweiten Linie zwei Flanken Preis geben, und diese „wirft sie gewiß, wenn sie nur mit gehöriger Lebhaftigkeit an„greift,

Das Verhältniß der Cavallerie zur Infanterie ist ohngefehr so, daß die Infanterie zwei Drittheile, und die Cavallerie ein Drittheil der Armee ausmacht. Doch hierüber, so wie über das Verhältniß der Küraſſier gegen Dragoner und Huſaren, läßt ſich nichts allgemeines feſtſezzen.

„greift, weil jene Eskadronen vermöge ihrer gemachten Schwen„kungen in Unordnung ſind.“

„Für die Linien mit den gewöhnlichen Intervallen (ligne tant „pleine que vuide) bin ich auch nicht. Denn da ſind die Eska„dronen zu weit aus einander. Man muß alſo ein Mittel ſuchen, „und zwiſchen jeder Eskadron nicht mehr als 20 bis 25 Schritt „laſſen, damit ſie auf den Flügeln ihre völlige Freiheit habe. „Dem ohngeachtet wird es oft genug vorfallen, daß ſie ihre In„tervallen verlohren haben, wenn ſie an den Feind kommen. Ein „Pferd welches ſich etwas auf die Seite wendet, beſonders wenn „es auf dem Flügel iſt, der die Richtung giebt, iſt hinreichend „eine Eskadron in Unordnung zu bringen, wenn ſie nicht einen „beſtimmten Geſichtspunkt hat. Hat die Eskadron Intervallen „von der oben feſtgeſezten Gröſſe; ſo kann ſie ſich rechts oder links „ziehen, ohne ihre Nachbarn zu ſtöhren. Wird ſie geſchlagen; „ſo nimmt ſie keine andere mit, und eine einzige Eskadron aus „der zweiten Linie iſt hinreichend den Schaden zu erſezzen. Ge„ſchieht dies hingegen in der Phalange; ſo theilt ſie ihren Nach„barn jede Bewegung mit. Wenn die erſte Linie geſchlagen wird; „ſo nimmt ſie gewiß die zweite mit, obgleich dieſe ihre gewöhn„lichen Intervallen hat. In der Verwirrung iſt es unmöglich, „daß eine ſolche Maſſe, die nur mit vieler Schwierigkeit eine „Schwenkung machen kann, ſuchen ſoll, ſich durch die Interval„len einer Linie hinter ihr, beſonders wenn ſie der Feind ver„folgt, zu ſchleichen. Denn alsdenn reitet jeder ſo geſchwind als er „kann, ohne ſich umzuſehen wohin. Dies habe ich oft und be„ſonders bei Prag geſehen. Eine zweite Linie wird auf dieſe Art „bald gar unnüz. Wenn ein General, der eine erſte Linie mit In„tervallen kommandirt, fürchtet von einer feindlichen Linie ohne „Intervallen geſchlagen zu werden; ſo darf er nur kleine Trupps „leichter Cavallerie von ohngefehr 20 Mann, wenn ſie auch nur in „einem Gliede ſtünden, 30 bis 40 Schritt rükwärts, gegen ſeine „Intervallen ſtellen. Dieſe ſind hinreichend die feindlichen Eska„dronen abzuhalten, die Seinigen in der Flanke anzugreifen, weil „ſie um dieſes zu bewerkſtelligen, ſchlechterdings ihre eigenen „Flanken dieſen kleinen Trupps Preis geben müſſen, u. ſ. w.“

XI. Ab=

XI. Abschnitt.

Von der Kleidung und Bewafnung des Fußvolks und der Reuterei.

Es würde unnöthig sein, hier eine Beschreibung zu geben, wie der Infanterist und Cavallerist gekleidet und bewafnet ist.

In allen Diensten ist hierin sehr wenig Unterschied. Nur äußern wir hier den Wunsch, daß bei der Kleidung des Soldaten mehr auf seine Bequemlichkeit und die Erhaltung seiner Gesundheit, als auf äusserliche Schönheit gesehen werden möchte. Einem jeden fällt es in die Augen, wie wenig die gegenwärtige Kleidung des Infanteristen geschikt ist, ihn gegen Kälte und Nässe zu schüzzen, und auf dieses sollte doch hauptsächlich Rükficht genommen werden, weil er der rauhen Witterung beständig ausgesezt ist.

XII. Abschnitt.

Von der Artillerie und Kriegsmunition.

Außer den Bataillonsstükken, welche einem jeden Bataillon gegeben werden, rechnet man auf jede Brigade Infanterie eine Batterie von zehn Stükken. Das Kaliber der Stükke ist sehr verschieden. Es giebt nämlich schwere Zwölfpfünder, leichte Zwölfpfünder, schwere und leichte Sechspfünder. Die Artillerie wird auf eine solche Art längst der Front der ganzen Infanterie vertheilt, daß diese ganze Front durch Kanonenfeuer bestrichen wird. Ist das Terrein überall gleich, so daß dasselbe nirgends weder Vortheile noch Nachtheile verschaft; so werden die schweren

Zwölfpfünder auf die Flügel der Infanterie gestellt, die leichten Zwölfpfünder in die Mitte, und die andern wieder zwischen diese und die Zwölfpfünder. Es werden immer Kanonen von gleichem Caliber zu den Batterien genommen; zum Beispiel, entweder nur schwere Zwölfpfünder, oder nur leichte Zwölfpfünder u. s. w. Ausser den Battesriestükken nimmt eine Armee auch Haubizzen mit ins Feld. Auch diese sind in ihrem Caliber von einander verschieden. Man hat siebenpfündige, zehnpfündige, 25 pfündige Haubizzen. Mörser werden nur bei Belagerungen gebraucht. Die bei einer Armee nöthige Anzahl Artilleristen erhellet aus der Anzahl der Batterien.

Ein Bataillonsstük wird mit 8 Mann bedient, wovon vier laden, vier andere aber dasselbe vor- und rükwärts bewegen. Bei den Feldstükken eines Bataillons muß sich jederzeit ein Unteroffizier befinden.

Vor die Dreipfünder kommen drei Pferde, vor die leichten Sechspfünder sechs Pferde, weil diese ihre Munition in dem auf der Prozze befindlichen Kasten mitnehmen.

Auf zwei Pferde wird ein Knecht gerechnet. Bei vier Feldstükken ist jederzeit ein mit vier Pferden bespannter Patronenwagen, welcher mit 16000 Flintenpatronen beladen ist.

Zur Bedienung einer sechspfündigen Kanone werden 8 Mann erfordert. Ihre Munition welche aus 120 Cartuschen besteht, wird derselben so wie allen schweren Kanonen auf einem besondern Cartuschwagen nachgefahren.

Bei einer Batterie von zehn schweren Sechspfündern befinden sich.

1	Hauptmann.
3	Lieutenante.
10	Unteroffiziere.
80	Artilleristen.
1	Trainoffizier.
3	Schirrmeister.
1	Wagenbauer.
65	Knechte.

65 Knechte.

139 Pferde, ohne die berittene Trainoffiziere.

Zur Bedienung einer zwölfpfündigen Kanone werden zwölf Mann, und zu einer Batterie von zehn Stük erfordert:

1 Hauptmann.
4 Lieutenante.
10 Unteroffiziere.
120 Artilleristen.
1 Trainoffizier.
1 Wagenmeister.
4 Schirrmeister.
1 Wagenbauer.
110 Knechte.
226 Pferde.

Vor den Sechs- und Zwölfpfünder kommen 10 Pferde.

Bei einer jeden Haubizze befindet sich ein Granadenswagen, mit sechs Pferden bespannt, und vor eine Siebenpfündige kommen vier; vor eine Zehnpfündige sechs, und vor eine 18 und 25 pfündige 12 Pferde.

Bei einer 7— 10— 18 Pfündigen Haubizze werden 10 Mann zur Bedienung, folglich zu einer Batterie von 10 Stük erfordert:

1 Hauptmann.
3 Lieutenante.
10 Feuerwerker.
100 Bombardier.
1 Trainoffizier.
1 Wagenmeister.
3 Schirrmeister.
1 Wagenbauer.
65 und bei einer 18 Pfündigen Batterie
88 Knechte.
193 und bei einer 18 Pfündigen Batterie
182 Pferde.

Eine 25 pfündige Haubizze hat 12 Mann zur Bedienung, und zu einer Batterie von 10 Stükken werden erfordert:

1 Hauptmann.
3 Lieutenante.
10 Feuerwerker.
120 Bombardier.
1 Trainoffizier.
3 Wagenmeister.
4 Schirrmeister.
1 Wagenbauer.
88 Knechte.
182 Pferde.

Eine dreipfündige Kanone führt zu ihrer Ladung mit sich, 90 Kugeln und 20 Kartetschen, und eine sechspfündige leichte Kanone 80 Kugeln und 20 Kartetschen.

Die Erfahrung hat gelehrt, daß man öfters im Stande gewesen sein würde, eine in der Geschwindigkeit vor dem Feind besezte Höhe zu behaupten, wenn es möglich gewesen wäre, in der gehörigen Geschwindigkeit Geschüz auf derselben aufzufahren. Oft mußte man einen sich zurükziehenden Feind ungestraft entwischen lassen, ehe die Artillerie herbeigeschaft werden konnte. Oft mußte man sich selbst auf einem Rükzug des Schuzzes der Artillerie berauben, aus Furcht dieselbe zu verlieren, weil sie nicht geschwind genug fortgeschaft werden konnte, im Fall der Feind uns lebhaft verfolgt haben würde *).

Man hat daher die sogenannte reitende Artillerie eingeführt, deren Kanonen so leicht als möglich eingerichtet, und bei welchen die zu ihrer Bedienung nöthigen Artilleristen beritten sind. Die reitende Artillerie ist, in Absicht

der

*) Wenn man in dem Retiriren feuren will; so sollte man den Schwanz der Lafette mit der Prozze durch einen langen Tau verbinden, und die Lafette auf der Erde fortschleppen lassen. Alsdenn würde man nicht nöthig haben, im Retiriren Leute zum Ziehen zu gebrauchen, oder auf- und abzuprozzen. Dadurch würde man viele Zeit gewinnen.

der schweren Artillerie, das, was die Dragoner in Rüksicht der Infanterie sind. Ihre Bestimmung ist, dahin gebracht zu werden, wo entweder die andere Artillerie zu spät ankommen würde, oder nicht mehr gerettet werden könnte.

Zu der reitenden Artillerie werden siebenpfündige Haubizzen und sechspfündige leichte Kanonen gegeben. Auf das Stük werden 7 Mann zur Bedienung gerechnet.

Die zur Artillerie gehörige Mannschaft wird gewöhnlich in Bataillonen und Regimenter eingetheilt, und steht meistens unter einem einzigen Chef. Zu dem Studio derjenigen Wissenschaften, welche die Einrichtung und Verbesserung der Artillerie zur Absicht haben, gehört unstreitig ein Mann, der mit einem vielfassenden Geist eine unverdrossene Anstrengung der Seelenkräfte verbindet. Schon deswegen muß also der Chef der Artillerie ein Mann von den grösten Fähigkeiten sein. Auf ihn muß der kommandirende General all sein Vertrauen sezzen können. Denn der gröste Theil der Operationen kann nicht unternommen und vollzogen werden, wenn der Chef der Artillerie nicht eine geraume Zeit vorher davon benachrichtiget ist, um die nöthigen Anstalten treffen zu können. Die Artillerie ist es, welche in den meisten Fällen an dem Tage einer Schlacht der Infanterie den Weg zum Sieg eröfnet und ihre Angriffe unterstüzt, oder die feindlichen Angriffe vereitelt. Es kömmt also alles darauf an, daß die Artillerie nicht nur gut geübt sei, sondern auch den äussersten Grad von Herzhaftigkeit und kaltem Blut besizze, um das Geschüz gehörig zu richten, und nicht fruchtlos abzufeuern. Diesen militarischen Geist einem ganzen Corps einzuflössen, und in demselben zu erhalten, ist die Sache des Chefs. Diese Absicht kann er nicht erreichen, wenn er nicht selbst ein Mann ist, der diese militarischen Tugenden im höchsten Grade besizt.

Dem Infanteristen werden 60 Patronen gegeben, wovon er 30 in die Patrontasche, und die andern 30 zu-

sammengebunden in den Torniſter ſtekt. Auf den Küraſſier werden keine Patronen gerechnet, der Huſar aber empfängt 120 Patronen Eben ſoviel auf jeden Mann gerechnet wird den Regimentern auf den ſchon erwähnten Patronenwagen nachgefahren. Es werden 15 Kaſten, von welchen jeder 1000 Stük Flintenpatronen enthält, und 15 Kaſten, von welchen jeder 1500 Karabinerpatronen enthält, auf einen Wagen geladen.

Da bei Gefechten und Schlachten der Aufwand an Munition und der Verluſt an Artillerie beträchtlich ſein kann, ſo muß von beiden, in den hinter der Armee liegenden Feſtungen, ein beträchtlicher Vorrath vorhanden ſein, um ihren Abgang ſogleich zu erſezzen; damit man in ſeinen Operationen nicht gehemmt werde, und im Fall eines Unglüks, ſobald als möglich ſich im Stand befinde, ſeinem Gegner wieder die Spizze bieten zu können.

XIII. Abſchnitt.

Von dem Unterhalt der Armee und den dazu gehörigen Bedürfniſſen.

Die Armee findet einen Theil ihrer Bedürfniſſe, entweder in der Gegend, in welcher ſie ſich befindet, zum Beiſpiel das Futter und öfters auch das Korn, oder ſie muß dieſelben von Weitem herkommen laſſen; wie das Brod, das Schlachtvieh, und die übrigen geringern Bedürfniſſe. Das Holz und das Stroh ſind unentbehrliche Bedürfniſſe.

Ein General muß bei der Wahl ſeiner Lager auch darauf ſehen, daß ſeine Armee an dieſen Nothwendigkeiten keinen Mangel leidet.

Die allerweſentlichſten Bedürfniſſe bei einer Armee ſind das Brod und das Futter. Nur ſehr ſelten ereignet ſich der Fall, daß man mit der Armee in eine Gegend kommt,

kommt, in welcher sich soviel Korn oder Mehl vorfindet, daß die Armee so lange als sie sich zur Ausführung ihrer Entwürfe in derselben aufzuhalten genöthiget ist, mit Brod versehen werden könnte. Und wäre auch dieses, so wird vielleicht die Armee durch die Bewegungen des Feindes nach einer von Korn und Mehl ganz entblößten Gegend hingerufen. Um daher weder dem Mangel ausgesezt zu werden, noch sich ausser Stand zu befinden, in einer von Lebensmitteln entblößten Gegend den Unternehmungen des Feindes sich zu widersezzen, läßt man der Armee einen Vorrath an Mehl nachführen, welcher beständig aus den Magazinen ergänzt wird, die in denjenigen Festungen angelegt werden, welche den Gegenden nahe liegen, wo die Armee den ganzen Feldzug über sich aufhalten dürfte *). Zugleich befinden sich bei der Armee eine gewisse Anzahl Bäkker, um sogleich das Mehl zu verbakken. Und da man nicht überall eine hinreichende Menge Bakösen antrift, um in der nöthigen Geschwindigkeit das Brod zu bakken; so wird auch der Armee eine hinreichende Anzahl eiserner Bak-

 ösen

*) Selten kann eine Armee lange in einer Stellung stehen bleiben. Entweder will sie den Feind selbst zu Bewegungen verleiten, oder sie wird von dem Feind zu Bewegungen genöthiget, wodurch sie sich entweder vorwärts oder seitwärts oder rükwärts von dem Ort entfernt, wo sich ihre Magazine befinden. Ist dieser Ort keine Festung; so darf sie sich niemals so weit davon entfernen, daß sie denselben einem feindlichen Angrif bloß stellt. Hat aber die feindliche Armee ihre Magazine in einer Festung; so hat sie diese Gefahr nicht zu befürchten, und ist mithin in ihren Bewegungen weniger eingeschränkt. Es erhellet hieraus, daß man längst der Grenze eines Staats, an denjenigen Oertern, welche den feindlichen Festungen gegenüber liegen, ebenfalls Festungen anlegen müsse, damit man in dem Stand ist, dem Feind in allen seinen Bewegungen zu folgen. Die Entfernung der Festungen von einander, oder ihre Anzahl muß dadurch bestimmt werden, daß die Armee, in allen ihren Stellungen, mit den nöthigen Bedürfnissen, aus diesen Festungen versehen werden kann. Wenn sich daher eine Armee von der Festung, aus welcher sie bisher ihre Bedürfnisse gezogen hat, soweit entfernt, daß die Mehlwagen nicht mehr in der gehörigen Zeit bei der Feldbäkkerei ankommen können; so muß sie sich indessen einer andern Festung genähert haben, aus welcher sie wieder mit allen Nothwendigkeiten versehen wird. Nach diesem Grundsaz muß man die gute oder fehlerhafte Anlegung der Festungen und der Magazine, welche zur Zeit des Kriegs errichtet werden, beurtheilen.

öfen nachgefahren. Alles dieses wird unter dem Proviantfuhrwesen und der Feldbäkkerei verstanden, deren Einrichtung folgende ist.

Man pflegt die Armee immer auf 18 Tage mit Brod und Mehl zu versehen. Auf 3 Tage wird dem Soldaten Brod ausgegeben. Auf 6 Tage wird der Armee auf den Wagen Brod nachgefahren, von welchen jede Compagnie und Eskadron einen hat. Auf 9 Tage wird der Armee Mehl nachgefahren.

Da man nun die Anzahl Compagnien und Eskadronen kennt, aus welchen eine Armee besteht; so kann man berechnen, wieviel Brodwagen bei einer Armee von einer gewissen Stärke erfordert werden.

Die Anzahl Proviantwagen, auf welchen der Armee Mehl nachgefahren wird, findet man auf folgende Art: Auf einen mit vier Pferden bespannten Proviantwagen können nicht mehr, als 18 Scheffel Mehl geladen werden. Die Erfahrung hat gelehrt, daß 75 Pfund Mehl oder ein Scheffel Mehl hundert Pfund Brod geben. Da nun die Portion aus zwei Pfund Brod besteht; so kann man täglich auf hundert Mann zwei Scheffel Mehl rechnen. Ein Proviantwagen reicht also zu, 100 Mann mit Brod auf neun Tage zu versehen. Denn wir haben eben gesehen, daß auf einen Proviantwagen 1800 Pfund Mehl geladen werden können. Man darf demnach nur die Anzahl Menschen, welche bei einer Armee mit Brod verpflegt werden müssen, mit 100 dividiren, um die erforderliche Anzahl Proviantwagen zu bekommen.

Die Anzahl Bakösen, welche eine Armee braucht, kann folgendergestalt bestimmt werden. In einem gewöhnlichen eisernen Bakofen können 150 Brod, das Brod zu 6 Pfund, auf einmal gebakken, und wenn es die Noth erfordert, täglich fünfmal abgebakken werden. Dies giebt 4500 Brodt. Da nun ein Mann in 3 Tagen sechs Pfund Brod braucht; so können durch einen solchen Ofen täglich 750 Mann auf drei Tage mit Brod versehen werden.

Dividirt man also die Anzahl Menschen, welche bei einer Armee mit Brod verpflegt werden müssen, mit 750; so hat man die Anzahl Bakösen, wodurch eine Armee in einem Tag auf drei Tage mit Brod versehen werden kann.

Zu Aufbauung eines Ofens werden, wenn alles beihanden ist, fünf Stunden, vier Gesellen und zwei Handlanger erfordert.

Zu einem Bakofen gehören sechs Bäkkerknechte, die sich alle vier und zwanzig Stunden ablösen. Mithin werden zu einem Ofen zwölf Mann erfordert.

Einen neuen Bakofen auszuheizzen, werden acht Stunden und ein Klafter Holz gerechnet. Sonst aber rechnet man auf zweimal zu bakken anderthalb Klafter Tannenholz.

Ein solcher Bakofen wird mit einem mit sechs Pferden bespannten Wagen transportirt, wobei sich zwei Knechte befinden.

Zu 50 Wagen gehören

1 Inspektor.
2 Wagenmeister.
6 Schirrmeister.
110 Knechte, inclusive 10 Uebercomplete.
310 Pferde, inclusive 10 Uebercomplete.

Die Feldbäkkerei bleibt immer in einiger Entfernung von der Armee, damit man nicht Gefahr laufe, die Mehlwagen und das Mehl zu verlieren, welches bei einem Rükzug oder nach einer verlohrnen Schlacht leicht geschehen könnte; denn selten dürfte man Zeit genug haben, dieselben früh genug wegzuschikken. Ueberdies würde man bei dem mindesten Anschein von einer feindlichen Unternehmung auf die Sicherheit derselben bedacht sein, und sie folglich weit zurükschikken müssen; dieses würde aber Pferde und Wagen zu Grunde richten. Oefters würden sie abfahren müssen, wenn gebakken werden sollte. Hiedurch aber könnte leicht ein Brodmangel verursacht werden.

Die Feldbäkkerei muß demnach soweit von der Armee entfernt bleiben, daß sie in allen möglichen Fällen auf die Nachricht, daß die Armee ihre Stellung verlassen, noch Zeit genug übrig hat, ebenfalls aufzubrechen, und nach einem andern Ort, von welchem der Armee in ihrer neuen Stellung das Brod sicher zugeführt werden kann, zu marschiren, ohne daß sie zu befürchten hat, den Marsch der Armee aufzuhalten, oder in des Feindes Hände zu gerathen. Sie darf sich aber auch nicht allzuweit von der Armee entfernen, aus Furcht, die Brodwagen, welche bei ihr das Brod empfangen, möchten nicht wieder zur rechten Zeit bei der Armee anlangen. Denn auf diese Art könnte ebenfalls ein Mangel an Brod bei der Armee entstehen. In Absicht der Entfernung der Armee von der Bäkkerei ist zu merken, daß diese Entfernung nicht grösser sein darf, als daß aufs allerhöchste die Brodwagen den Hin- und Rükmarsch in sechs Tagen zurüklegen können. Denn da sie nur auf sechs Tage Brod laden können; so würde, wenn sie eine längere Zeit brauchten, sich endlich ein Brodmangel einfinden.

Aus eben dem Grunde darf die Bäkkerei auch nicht allzuweit von den Magazinen entfernt sein. Denn ist der Weg, den die Mehlwagen von den Magazinen bis zur Bäkkerei hin und her zurükzulegen haben, zu lang, so kann der Abgang des Mehls nicht zeitig genug aus den Magazinen ersezt werden; dieses aber verursacht nothwendig Mangel bei der Armee.

Eine Bäkkerei muß, wenn sie nur aus dem Hauptmagazin versehen werden kann, und aus dem feindlichen Lande keine Zufuhr zu erwarten hat, in einer solchen Entfernung von dem Hauptmagazin angelegt werden, daß das Proviantfuhrwesen in dem Stande ist, in 9 Tagen allesmal den Abgang wieder durch neues Mehl zu ersezzen. Es würde zu weitläuftig sein, den Beweis dieses wichtigen Sazzes hier zu führen. Wir berufen uns auf Loyds Geschichte des siebenjährigen Kriegs pag. 195.

Hieraus erhellet also, wie vorsichtig ein General seine Märsche anzuordnen hat, damit der Feind die Gemeinschaft der Armee mit ihren Magazinen nicht unterbreche. Man siehet, wie nothwendig es ist, daß ein General überall, wo der Feind etwas wichtiges unternehmen könnte, bei Zeiten auf Anlegung guter Magazine bedacht sei.

Man siehet ferner, daß ein General auffer Stand sich befindet, die über seinen Gegner erlangten Vortheile mit Nachdruk zu verfolgen, wenn er nicht zum voraus Anstalten getroffen, entweder so wie er vorrükt, neue Magazine hinter sich anzulegen, oder die alten Magazine selbst vorrükken zu lassen. Man pflegt auch in den Festungen einen Vorrath von Zwiebak verfertigen zu lassen, um damit den Soldaten im Nothfall zu ernähren *).

Auffer dem Brod erhält der Soldat noch Fleisch, zu welchem Ende das Schlachtvieh der Armee, theils nachgeführt, theils in der Gegend, wo die Armee sich aufhält, aufgesucht wird. Den Brigademajors kommt es zu, darauf zu sehen, daß dieses in Ordnung geschehe. Obgleich der Soldat das Fleisch ungern entbehrt, so darf man sich dennoch in seinen Unternehmungen nicht einschränken lassen,

*) Da es unmöglich ist, die leichten Truppen einer Armee beständig mit Kommisbrod zu versehen, weil die ordentliche Austheilung desselben durch die beständige Bewegung, in der sie sein müssen, gehindert wird, sie auch zu sehr beladen werden würden, wenn sie Vorrath auf einige Tage mit sich herumschleppen sollten; so müßten sich die leichten Truppen eines gewissen nahrhaften Teiges, den die Russen Sukari nennen, bedienen. Dieses Sukari wird auf folgende Weise zubereitet: Man knetet drei Pfund Mehl, dreißig Eier, ein Pfund Butter, zwei Loth Pfeffer und 5 Loth Salz durcheinander; dann wird es ganz dünne aus einander gerieben, und in kleine Stükchen geschnitten. Damit diese aber nicht wieder zusammenkleben, so werden sie in ein mit Mehl bestreutes leinenes Tuch gewikkelt. Ferner breitet man den Teig auf Bretter aus, die alsdenn in einen mäßig heissen Ofen geschoben, und hinlänglich abgetroknet werden. Das Ganze beträgt etwa in allem 5 Pfund Teig; und 4 Loth davon in Wasser gekocht, reichen zur Mahlzeit eines Mannes zu. Von fünf Pfund können also vierzig Mann einen Tag leben. Dieses Nahrungsmittel ist gesund, hält vor, ist bequem fortzuschaffen, und erhält sich viele Jahre unverdorben. (Abhandlung über die Einrichtung der leichten Truppen, und deren Gebrauch im Kriege p. 78.)

sen, wenn man auch dem Soldaten einige Zeit kein Fleisch geben kann.

Bier, Brandwein und Tobak erhält der Soldat für sein Geld; doch muß man Sorge tragen, daß die damit handelnden Marquetender sicher zur Armee kommen können, und ihre Waaren nicht überbieten, damit sie der Soldat so wohlfeil als möglich erhalte. In Feindes Land überläßt man auch die Feldfrüchte dem Soldaten; nur muß ihm nicht erlaubt werden, sie allein zu holen. Dieses würde zum Maraudiren und zur Desertion Anlaß geben. Der Soldat muß daher hiezu, eben so, wie zum Wasser und Stroh holen kommandirt werden.

Das Holz, Stroh und das Wasser muß die Gegend liefern, in welcher sich die Armee befindet; weswegen man sich in keiner Gegend lange mit der Armee aufhalten kann, wo an diesen Dingen ein Mangel ist. Denn der Soldat muß kochen; er muß Stroh zu seinem Lager, und gutes Wasser zum Trinken haben. Auch wegen der Pferde muß auf das Wasser Rükficht genommen werden.

Die Güte des Wassers verdient eine ernstliche Sorge. Wenn es andere Umstände erlauben; so muß das Lager immer in der Nähe von Flüssen und Bächen genommen werden, weil fliessendes Wasser das Beste, und der Gesundheit am zuträglichsten ist.

Befindet man sich in der Nähe eines Bachs; so muß darauf gesehen werden, daß die Feinde denselben nicht abgraben. Noch mehr Sorge muß man dafür haben, daß keine Unreinigkeiten in denselben geworfen werden.

Befindet man sich in der Nähe eines Flusses; so ist nicht zu befürchten, daß derselbe abgegraben werde, weil hiezu ungeheure Arbeiten gehören. Man muß aber dafür sorgen, daß die Tränken und Zugänge zu dem Fluß, für Menschen und Pferde bequem gemacht werden.

Zu Brunnen muß man nur alsdenn seine Zuflucht nehmen, wenn man von fliessendem Wasser zu weit entfernt ist. Brunnenwasser wird wegen der allzugrossen

Menge derjenigen, welche aus den Brunnen schöpfen, leicht unrein gemacht.

Den Offizieren, welche das Lager abstekken, liegt es ob, jeder Brigade, sowohl Infanterie als Cavallerie, den Ort anzuweisen, wo sie ihr Wasser holen muß.

Zu wünschen wäre es, daß, in Absicht der grossen Verschwendung des Bauholzes, welches zum Brennen gebraucht wird, mehr Ordnung beobachtet würde. Es sollte schlechterdings verboten sein, Häuser nieder zu reissen, und das dabei befindliche Holz zu verbrennen. Die Armee müßte das Holz aus den nächst stehenden Waldungen nehmen. Dies würde zwar die Arbeit des Soldaten etwas vermehren: die Armee würde sich aber dabei, in der Folge des Krieges besser befinden. Denn die Einwohner des Landes würden, nach dem Abmarsch des Feindes zu ihren Hütten zurükkehren, und, in der Hofnung des Friedens, ihre Felder wieder anbauen. Das Land, in welchem man Krieg führt, würde also nicht sobald verwüstet werden, und wir könnten, bei einer veränderten Lage des Kriegs, in eben der Gegend wieder ein Lager auf einige Zeit beziehen.

Nicht weniger muß ein General besorgt sein, daß es seiner Cavallerie und überhaupt den Pferden, bei seiner Armee, niemals an der nöthigen Furage fehle *). Ehe er also den Feldzug eröfnet, muß er untersuchen, ob er in der Gegend, in welche er die Armee führet, auf die Zeit, welche er sich längstens in derselben aufhalten kann, hinreichende entweder trokkene oder grüne Furage antreffen wird. Ist er überzeugt, daß er in keinem Lager lange stehen, sondern beständig marschiren wird, so wird er in einem nur mittelmäßig fruchtbaren Lande, im Fall die Furage von dem Feinde selbst nicht aufgezehrt, verdorben oder weggeschaft worden ist, nicht nöthig haben, seine in

*) Auf ein Regiment Infanterie kann man täglich ohngefähr 300 Rationen, und 1760 Portionen rechnen.
Auf ein Kürassierregiment 1110 Rationen, und 1080 Portionen.
Auf ein Dragonerregiment 1200 Rationen, und 1086 Portionen.
Auf ein Husarenregiment 1965 Rationen, und 1745 Portionen.

in den Festungen angelegte Furagemagazine anzugreifen. Er darf sich also mit der Armee von derselben entfernen, wenn er nur versichert ist, daß er so lange, bis er diese Magazine im Fall eines Rükmarsches wieder erreichen kann, keinen Mangel zu befürchten hat, oder, wenn er so lange mit der Furage, die er entweder auf dem Felde, oder in den Dörfern und Städten findet, auskommen kann, bis er neue Magazine in seinem Rükken angelegt, oder die allzuweit rükwärts gelegenen näher an sich gezogen hat.

Wie lange das Futter einer Gegend für eine Armee zureicht, hängt theils von der Fruchtbarkeit des Landes, theils von der Entfernung des Feindes und seinen Anordnungen ab, welche er trift, um uns unsere Furagierungen zu erschweren. Denn ist er nahe, und uns überlegen, so wird er es nicht zugeben, daß wir unsere Cavallerie weit nach Furage ausschikken. Wir werden uns demnach mit der in der Nähe unseres Lagers befindlichen Furage begnügen müssen, welche bald aufgezehrt sein wird. Man kann im Durchschnitt annehmen, daß die Hälfte einer Quadratmeile zu Akker genuzt wird, und daß die andere Hälfte zu Holzung, Wiesen, Seen, Flüssen, Teichen, Dörfern übrig bleibt. Von dieser Hälfte läßt der Landmann ein Drittheil brach liegen, ein Drittheil besäet er mit Waizen oder Rokken, ein Sechstheil mit Hafer, und ein Sechstheil mit andern Sommerfrüchten. Rechnet man nun auf eine deutsche Meile 2000 Rheinländische Ruthen, so enthält eine Quadratmeile 4000000, und die Hälfte 2000000 Quadratruthen, oder beinahe 11112 Morgen, den Morgen zu 180 Quadratruthen gerechnet, wovon der sechste Theil, nämlich 1852 Morgen, mit Hafer besäet ist. Auf jeden Morgen aber kann man sechs oder doch wenigstens fünf Scheffel rechnen. Eine Quadratmeile giebt also 9260 Scheffel Hafer.

Wenn wir annehmen, daß eine Armee 48000 Pferde hat, von welchen 32000 Reitpferde, 16000 aber Zug- und Pakpferde sind, welche keinen Hafer bekommen dürfen;

fen; so werden täglich 96000 Mezzen oder 6000 Berliner Scheffel Hafer erfordert. Folglich würde eine Quadratmeile hinreichend sein, die Cavallerie und die andern Reitpferde bei der Armee auf $1\frac{1}{2}$ Tag mit Hafer zu versehen. Die Zug- und Pakpferde würden auch in dem übrigen Getreide hinlänglichen Unterhalt finden. Kann also die Cavallerie von dem Mittelpunkt der Armee ausgerechnet, zwei Meilen weit rings um das Lager herum nach Furage ausgeschikt werden; so kann die Armee 18 Tage, und will man die Reitpferde auch mit Rokken futtern, 36 Tage in dem Lager stehen, ohne daß sie nöthig hat, das Hauptmagazin anzugreifen. Wenn die Gegend, in welcher sich die Armee befindet, dieselbe gar nicht oder nur zum Theil mit Furage versehen kann, so wird der Armee die Furage von dem Furagemagazin zugeführt. Dieses geschiehet auf Wagen, welche in dem ganzen Lande aufgeboten werden, und welche sich bei dem Furagemagazin versammlen.

Wenn demnach eine Armee sich von ihrem Furagemagazin sechs Märsche entfernt; so muß sie auf 20 Tage Körner mitnehmen, weil sie sich nicht nur während dem Marsch mit Futter versehen muß, sondern auch noch auf 12 Tage nach dem Marsch; denn die Wagen können nicht eher abfahren, als nachdem sie ihr Futter abgeladen haben, welches erst geschehen kann, wenn die Armee an Ort und Stelle angelangt ist. Alsdenn aber müssen sie nach dem Magazin fahren, daselbst aufladen, und von da wieder zurükfahren. Dieses erfordert eine Zeit von 14 Tagen. Um die Rechnung mäßig zu machen, wollen wir annehmen, daß die Armee nur die Hälfte jeder Ration aus dem Magazin nehmen darf, weil die andere Hälfte durch Betreibung der noch vorräthigen Furage auf dem Lande und die grüne Futterung ersezt wird. Bei einer Armee also, die 48000 Pferde hat, werden nach dieser Vorausseżzung täglich 4500, folglich in 20 Tagen 90000 Berliner Scheffel Hafer aus dem Magazin erfordert. Nimmt man nun

an,

daß ein mit vier Pferden bespannter Wagen vom Lande 18 Scheffel ladet, so gehören zum ersten Transport 4500 dergleichen Wagen. Aus diesem allem erhellet, daß ein General öfters durch die Sorgfalt, welche er auf die Anschaffung der Furage verwenden muß, ungemein in seinen Unternehmungen eingeschränkt wird. Er darf sich von seinen Magazinen nicht entfernen, und die Anlegung neuer Magazine oder das Vorrükken der alten erfordert soviel Zeit, daß darüber ein ganzer Feldzug verstreicht. Mit äußerster Sorgfalt sucht man es daher zu vermeiden, in einem von Furage entblößten Lande Krieg zu führen, und den Feldzug eher, als man Korn auf dem Felde findet, zu eröfnen, wenn wir anders nicht dazu genöthigt sind, um entweder den Unternehmungen des Feindes Schrauben zu sezzen, oder Vortheile über den Feind zu erhalten, welche später nicht erhalten werden könnten. Wird der Krieg an schifbaren Flüssen geführt, und die Stellung der Armee erlaubt es, sich zur Transportirung der Lebensmittel und der Furage der Schiffahrt zu bedienen; so erhält man hiedurch beträchtliche Vortheile. Denn erstens darf man wegen der hinreichenden Menge von Fahrzeugen nicht verlegen sein, welches aber wohl in Ansehung der nöthigen Fuhren geschehen könnte. Zweitens kann man sich von den Magazinen weiter entfernen, weil die Schiffahrt ungleich geschwinder geht als das Fuhrwesen. Drittens erspart man das Futter der bei dem Fuhrwesen nöthigen Pferde.

So beträchtlich indessen diese Vortheile sind, so darf man dennoch während eines ganzen Feldzugs, keine Rechnung darauf machen; denn ehe man sichs versiehet, nimmt oft der Krieg eine andere Wendung, und man muß den Fluß verlassen, um entweder zur Vertheidigung einer andern Gegend zu eilen, oder, um die über den Feind erhaltenen Vortheile weiter zu verfolgen.

XIV. Abschnitt.

Von der Kriegskasse.

Ohne Geld ist es unmöglich Krieg zu führen. Dem Soldaten muß sein Sold richtig ausbezahlt werden; denn sonst wird er verdrießlich, und läuft bei der nächsten Gelegenheit davon. Die Anlegung der Magazine, die Bewafnung der Armee, die Unterhaltung der Hospitäler, die Anschaffung der Munition, kurz, alles erfordert beträchtliche Summen Geldes. Ehe man also sich in einen Krieg einläßt, muß man wohl untersuchen, was derselbe für Kosten verursacht, und woher man das hierzu nöthige Geld erhält. Denn fehlet dieses, so scheitern Unternehmungen, die mit der grösten Klugheit entworfen wurden. Ein beträchtlicher Theil dieses Geldes wird mit ins Feld genommen, und die **Kriegskasse** genannt. Dieselbe versieht alle Monathe die Regimenter mit dem nöthigen Geld, um den Offizieren und Soldaten den Sold auszuzahlen, und das, was man Regimentsunkosten nennt, zu bestreiten. Die Kriegskasse besoldet alle bei dem Proviantfuhrwesen, den Hospitälern, den Magazinen angestellte Leute. Aus der Kriegskasse werden alle im Felde gemachte Arbeiten bezahlt. Kurz, in der Kriegskasse muß soviel Geld sein, daß alles, was im Felde befriediget werden muß, auf der Stelle, ohne Verzug befriedigt werden kann, und daß niemals der Mangel an Geld eine Unternehmung verzögere, oder gar rükgängig mache. Da es also von der äussersten Wichtigkeit ist, die Kriegskasse nicht zu verlieren; so befindet sie sich beständig in dem Hauptquartier, unter den Augen des kommandirenden Generals, und auf allen Märschen fährt sie an der Spizze der Bagage. Auf Märschen, auf welchen man Gefahr laufen kann, sie zu verlieren, wird man weislich handeln, wenn man sie vor dem Aufbruch der Armee, nach einer Festung, welche von dem Feind nicht belagert werden, und aus welcher man sie bald

in das leichte und schwere eingetheilt. Unter dem leichten Gepäk werden alle Paikpferde verstanden; unter dem schweren alles Fuhrwesen. Auf den Pakpferden werden alle Zelter und ein grosser Theil der Bagage fortgebracht. Die bei einer Armee befindliche Anzahl Pakpferde findet man, wenn man rechnet, daß ein Pferd 5 Zelter tragen kann, und unter einem Zelt fünf bis sechs Mann liegen. Auf jede Compagnie werden zwei Pferde gerechnet, um die Dekken und Feldkessel zu trägen. Bei zwei Pakpferden befindet sich ein Knecht. Ein jeder Subalternoffizier hat im Felde ausser seinem Reitpferd, ein Pakpferd und einen Knecht. Die höhern Offiziere haben mehr oder weniger Pferde, je nachdem ihnen erlaubt ist, mehr oder weniger Bagage mit zu nehmen. Hierüber ist aber nichts festgesezzet, und ein jeder Dienst hat eine besondere Einrichtung. Aus den Reglementen, die man von jedem Dienst haben kann, wird es demjenigen, welcher genauer hievon unterrichtet sein will, nicht schwer fallen, die nöthigen Nachrichten zu sammlen. Das Fuhrwesen besteht aus den Geldwagen, den Brodwagen, und denjenigen Wagen, welche noch ausserdem den Compagnien, den Bataillonen, Staabsoffizieren und Generalen zugestanden werden. Je weniger der Luxus in einer Armee eingerissen ist, je weniger der Offizier und Soldat in Friedenszeiten an Bequemlichkeiten sich gewöhnet haben, desto einfacher wird die Bagage im Felde eingerichtet werden können, welches auf die Leichtigkeit der Bewegungen der Armee keinen geringen Einfluß hat. Die Erhaltung der Bagage bleibt immer ein wesentlicher Punkt. Der Feind muß also nie etwas gegen dieselbe unternehmen können. Denn bei einem Verlust der Bagage dürfte man nicht allein gezwungen werden, die schönsten Entwürfe aufzugeben, sondern man kann sogar auf eine solche Vertheidigung zurükgebracht werden, welche sich nicht anders, als mit dem Verlust von Festungen und vielleicht ganzer Provinzen endet. In welcher Verlegenheit befindet sich eine Armee, welche ihre Zelter verlohren

lohren hat? Sie muß alsdenn entweder unter dem freien Himmel liegen oder kantoniren. Im ersten Fall werden Kälte und nasse Witterung sie bald zu Grund richten, während die feindliche Armee unter dem Schuz ihrer Zelter, sich gesund und und frisch erhält. Welche Vortheile müssen aber dem Feind nicht hiedurch zuwachsen? Was für einen Widerstand hat eine ausgeruhte und gesunde Armee von einer abgematteten und schwächern Armee zu befürchten? Im zweiten Fall muß sich die Armee soweit zurükziehen, daß der Feind, wegen seiner eigenen Verpflegung sich mit seinem Lager ihren Cantonierungsquartieren nicht so sehr nähern kann, daß es ihm möglich sein sollte, die Armee anzugreifen, ehe sie ihren Waffenplaz erreicht hat, oder sie einzeln zu schlagen, wenn sie aus den verschiedenen Quartieren nach dem Waffenplaz sich begiebt. Wer siehet aber nicht, daß auf diese Art eine Armee nicht allein genöthiget ist, auf alle Unternehmungen Verzicht zu thun, sondern auch sogar dem Feind ein beträchtliches Stük Landes abzutreten, ohne im Stande zu sein, sich feindlichen Unternehmungen zu widersezzen, weil sie es nicht wagen darf, sich der feindlichen Armee zu nähern, so lange sie selbst zu cantonieren genöthiget ist? Wie nachtheilig es sei, wenn eine Armee ihre Proviant- und Brodwagen verliert, erhellet sehr deutlich, wenn man bedenkt, daß die Armee ohne Proviantfuhrwesen auch nicht mit Lebensmitteln versehen werden kann. Wir haben gesehen, daß eine Armee ihre Bagage nicht lange entbehren kann, ohne dadurch vielen Unbequemlichkeiten ausgesezt zu werden. Man muß dahero auf allen Märschen, in allen Lägern, und überhaupt bei allen Kriegsbegebenheiten zuerst auf die Erhaltung und Sicherheit der Bagage bedacht sein; alsdenn aber auch Rükficht auf die Bequemlichkeit der Armee nehmen. Ohne Noth dürfen gewisse Bequemlichkeiten der Armee niemals entzogen werden. Wenn man daher nicht in der Absicht marschiert den Feind anzugreifen, oder, wenn man nicht zu befürchten hat, von dem Feind angegriffen zu werden;

so läßt man die Pakpferde auf Wegen zwischen den Colonnen und in gleicher Höhe mit denselben, oder auch neben ihnen auf den nemlichen Wegen marschieren. Hierdurch erhält man den Vortheil, daß die Armee so wie sie in dem Lager ankömmt, ihre Zelter aufschlagen kann, welches nicht möglich wäre, wenn die Pakpferde hinter den Colonnen marschierten, oder wenn man der Armee die Zelter auf Wagen nachführen liesse. Marschiert man nun den Feind anzugreifen, so würde es unnöthig sein, wenn man die Pakpferde in gleicher Höhe mit den Colonnen wollte marschieren lassen, denn sie müßten doch, sobald man in der Nähe des Feindes angekommen ist, zurükgeschikt werden, theils, weil sie der Armee beim Aufmarsch und Formierung des Angrifs nur im Wege sein würden, theils weil sie im Fall der Angrif nicht glükte, bei einem Rükzug leicht zur Verwirrung unter den Truppen Anlaß geben könnten. Sie müssen also soweit von der Armee entfernt bleiben, daß man in keinem Fall für sie etwas zu befürchten hat, und sie sobald als möglich wieder zur Armee stossen können. Hat man auf einem Marsch zu befürchten, von dem Feind angegriffen zu werden; so bestimmen die nemlichen Betrachtungen die Maaßregeln, welche in Rükficht der Pakpferde getroffen werden müssen. Ziehet man sich vor dem Feind zurük, so müssen sie früher als die Armee aufbrechen, und einen solchen Vorsprung gewinnen, daß die Armee nicht genöthiget wird, um dieselben zu dekken, Halt zu machen; und sich in ein Treffen zu verwikeln, oder sie dem verfolgenden Feind Preis zu geben.

Die schwere Bagage kann der Armee auf verschiedene Art folgen. Wenn nichts von dem Feinde zu befürchten ist; so marschiert sie entweder auf denjenigen Wegen hinter den Colonnen, auf welchen Wagen fahren können, oder sie fährt in einer eigenen Colonne in gleicher Höhe mit den Colonnen der Truppen. Dies geschieht alsdenn, wenn man einzelne Partheien aus einem feindlichen Corps, oder Partheien aus einer feindlichen Festung zu befürchten hat.

In diesem Fall ist es nothwendig, daß die Colonne der Bagage durch die Colonnen der Truppen gedekt werden. Auf Märschen, ja sogar in Lägern, in welchen man einem feindlichen Angrif ausgesezt ist, muß man sich der schweren Bagage gänzlich entledigen. Sie muß alsdenn nach einem sichern Ort geschikt werden, wo sie durch die Stellung der Armee gegen alle feindliche Unternehmungen gedekt ist, von wo aus sie, sobald als möglich sich wieder mit der Armee vereinigen, und von welchem sie jederzeit früh genug aufbrechen kann, um nach einem andern sichern Ort zu marschieren, ohne der Armee im Weg zu sein, im Fall sie zum Rükzug genöthiget werden sollte. Auf Märschen, auf welchen man einen Angrif des Feindes erwartet, fährt nur soviel Geschüz in den Kolonnen der Truppen, als man davon bei einem Treffen nöthig hat. Alles andere Geschüz nebst den dazu gehörigen Munitions- und Trainwagen fährt an der Spizze der Bagage.

Ueber das ganze Fuhrwesen wird ein Generalwagenmeister gesezt, dessen Sorge es ist, auf die Erhaltung desselben und vorzüglich der Pferde, wie auch auf die Ordnung auf dem Marsch genau zu achten. Unter demselben stehen Inspektoren und Wagenmeister, welche über einzelne Theile des Fuhrwesens, so wie der Generalwagenmeister über das Ganze gesezzet sind. Bei der Bäkkerei haben wir gezeigt, wieviel bei einer gewissen Anzahl Wagen Inspektoren, Wagenmeister u. s. w. sich befinden. Eben dieses kann auch für das übrige Fuhrwesen gelten. In der Colonne fahren die Wagen in folgender Ordnung:

1. Des Generals Bagage und diejenige, welche zum Hauptquartier gehört.
2. Der Geldwagen.
3. Der Train der Artillerie.
4. Die Wagen der Regimenter nach der Ordre der Bataille.
5. Die Marquetenderwagen.

XVII. Abschnitt.

Von den verschiedenen Arten der Kriege.

Es giebt fünf Arten von Kriegen. Der Vertheidigungskrieg, der Angrifskrieg, der Krieg zwischen gleichen Mächten, der Hülfskrieg, welcher auser dem Staat geführt wird, um einem Bundsgenossen beizustehen, und sich mit einem schwachen Fürsten zu vereinigen, den ein mächtigerer Nachbar unterdrükken würde. Endlich der bürgerliche Krieg. Ein jeder dieser Kriege wird auf eine eigene Art geführt.

1) Von dem Vertheidigungskrieg.

Es würde sehr schwer sein, allgemeine Grundsäzze festzusezzen, nach welchen ein Vertheidigungskrieg geführt werden muß. Der glükliche Erfolg hängt ganz allein von der Klugheit und Scharfsichtigkeit des Generals ab, dem die Führung eines solchen Kriegs anvertraut wird.

Alles, was sich hierüber sagen läßt, besteht darin, daß man diese Art des Kriegs entweder gar nicht, oder nicht frühzeitig genug voraus gesehen hat, oder daß man durch den Verlust einer Schlacht, oder einer Festung von Wichtigkeit, von dem Angrifskrieg den man führte, zu dem Vertheidigungskrieg ist genöthigt worden.

Im ersten Fall muß man die wenigen Truppen, welche man auf den Beinen hat, äusserst zu Rath halten. Die Infanterie muß nach der Anzahl der zu vertheidigenden Festungen, in diejenigen geworfen werden, deren Angrif man am ersten zu befürchten hat: Da man hingegen diejenigen Festungen dem Feind überläßt, welche in der Folge des Kriegs leicht wieder erobert, und von dem Feind nur mit äusserster Mühe erhalten werden können. Mit der Cavallerie bleibt man in dem Feld, doch mit Vorsicht, daß wir uns jederzeit einen sichern Rükzug vorbehalten. Ihre

Bestim-

Bestimmung ist, die feindlichen Furagirungen und Zufuhren zu beunruhigen, und die feindlichen kleinen Partheien zu nöthigen, sich nicht allzuweit von ihrer Armee zu entfernen, und dadurch in dem Innern unsers Landes Schrekken und Verheerung zu verbreiten.

Das flache Land muß durchaus nicht geschont werden. Alles Korn und Futter, welches man nicht verzehren oder in die besten Festungen in Sicherheit bringen kann, muß man verbrennen, um dem Feind den Genuß davon zu entziehn. Das Vieh muß an die von dem Feind entferntesten, und wenn es anders möglich ist, durch grosse Flüsse gedekten Oerter gebracht werden. Es ist daselbst sicherer, und findet leichter seinen Unterhalt.

War diese Art des Kriegs nicht ganz unvermuthet, und hat man wenigstens einige Monathe sich darauf vorbereiten können; so muß man diese Zeit zur Anwerbung der Truppen, zur Anschaffung der Kriegsmunition, und zur Ausbesserung der Werke solcher Festungen verwenden, deren Erhaltung am nöthigsten ist, indem sie der Macht des Feindes den wesentlichsten und dauerhaftesten Widerstand leisten, die besten Gegenden des Landes dekken, auswärtigen Hülfstruppen eine ungehinderte Vereinigung mit unserer Armee verschaffen, und uns vielleicht einen Eingang in das feindliche Land erhalten, wodurch der angreifende Theil genöthigt wird, ein grosses Corps Truppen zurükzulassen, um Streifereien in seinem eigenen Lande zu verhindern, und seine Zufuhren zu dekken.

Alles, was wir bisher gesagt haben, betrift Maaßregeln, welche in dem Innern unsers Staates getroffen werden müssen.

Aber diese sind nicht hinreichend. Wir müssen mit benachbarten Staaten in Unterhandlungen wegen Hülfsvölker treten; wir müssen Truppen neutraler Staaten in Sold zu bekommen suchen; wir müssen in Anwerbung eigener Truppen weder Fleiß noch Geld schonen. Alles muß in Bewegung gesezt werden, um in dem Herzen des feind-

lichen Staates das vielleicht unter der Asche glimmende Feuer der Empörung anzufachen, und um das Mißvergnügen unterdrükter Unterthanen, welche der Despotismus und die Habsucht ihrer bejahrten Privilegien beraubt hat, in einen wüthenden innerlichen Krieg ausbrechen zu lassen. Aber das kräftigste wirksamste aller Mittel ist, wenn wir unserm Feinde eine mächtige Diversion machen, wenn wir ihn an einer Stelle angreifen, wo er sich keines Angrifs vermuthete, und wenn wir daselbst den Krieg mit einer Lebhaftigkeit, ja mit einer Wuth führen, die nur durch die verzweiflungsvolle Lage, in welcher wir uns befinden, entschuldigt werden kann. Die Eifersucht, welche gemeiniglich ein Eroberer erregt, verschaft uns gewiß Bundsgenossen, und, wenn wir nicht gleich anfänglich unterliegen, so werden sich bald Mittel zeigen, welche unsere Angelegenheiten in eine vortheilhaftere Lage bringen können. Wir haben oben schon erwähnt, daß der Erfolg dieser Art Kriege gänzlich von der Fähigkeit des kommandirenden Generals abhänge. Hauptsächlich muß sein Augenmerk dahin gehn, sich in keine unnöthige Gefahr zu begeben, die kleinen Vortheile auf alle mögliche Arten zu nüzzen, den Feind in seinen Furagirungen einzuschränken, und ihn zu nöthigen, denselben grosse Bedekkungen mitzugeben, seine Zufuhren zu schlagen oder abzuschneiden, dem Feind den Uebergang über Flüsse und der Defileen zu erschweren, und ihn zu zwingen, seine ganze Macht stets beisammen zu halten. Will der Feind eine Festung belagern; so muß der General suchen, vor der Berennung einige Verstärkungen in dieselbe zu werfen, um der Bürgerschaft und der Besazzung neuen Muth einzuflössen. Endlich muß er sich stets angelegen sein lassen, durch seine Thätigkeit und Wachsamkeit die Ehrfurcht und Hochachtung seines Feindes zu erwerben, denselben auf seinen Märschen, und in seinen Lägern unaufhörlich beunruhigen, und Zeit zu gewinnen suchen, während daß sein Gegner die Zeit unthätig verliert. Mit aller dieser Sorgfalt, wird ein geschikter

schikter General den Muth seiner Armee und der Einwohner des Landes aufrichten, und seinem Fürsten die Zeit verschaffen, seine Lage soweit wenigstens zu verbessern, daß er in die Zukunft den glüklichen Erfolg streitig machen, und diese traurige Art des Kriegs mit einer andern verwechseln kann.

Die Führung eines Vertheidigungskriegs wird am schwersten, wenn vorhergegangene Unglüksfälle ihn nothwendig gemacht haben. Sind diese Unglüksfälle eine Folge der geringen Klugheit und Vorsicht, oder des Mangels an Herzhaftigkeit von Seiten des kommandirenden Generals; so ist der Staat am Rande des Untergangs, wofern einem solchen Mann die Armee länger anvertraut wird. Welchen widrigen Eindruk muß das Betragen eines solchen Generals auf die Gemüther der Truppen und der Unterthanen machen? Der Fürst muß demnach zur völligen Genugthuung der Armee und des Staats, einen Mann von der Spizze seiner Armee entfernen, welcher theils durch Proben seiner wenigen Fähigkeit, theils durch Feigheit sich des Vertrauens der Armee unwürdig gemacht hat.

Ein General, der bloß durch ein widriges Geschik in eine unglükliche Lage versezt worden, ist den Truppen nicht zur Last. Sie vereinigen im Gegentheil ihr Interesse mit dem Interesse ihres Generals, und da sie Theil an seinem Ruhm haben; so bieten sie mit Vergnügen ihre äussersten Kräfte auf, um demselben seinen vorigen Glanz wieder zu geben. Gegen denjenigen General aber, dem der Verlust einer Schlacht mit Recht zugeschrieben wird, weil er sich entweder in einem schlechten Posten gesezt, den Umständen nicht angemessene Anordnungen getroffen, oder während der Schlacht sich feig betragen, und Zeichen der Furcht verrathen hat, muß der Fürst nicht die mindeste persönliche Nachsicht haben. Denn er kann von seinen Truppen nicht verlangen, einen Mann, welcher ihr Zutrauen verlohren hat, an ihrer Spizze zu dulden. Die Folgen davon sind zu gefährlich.

In diesem Fall muß die Wahl des Fürsten auf einen solchen General fallen, dessen Ruf, wenn er der unglüklichen Begebenheit beigewohnt hat, unangetastet geblieben ist. Der Fürst kann auch einen General wählen, den man bisher ungerechterweise vernachläßigte, und dem zum Unglük des Staats, der feige und schwache Kopf vorgezogen worden ist. Im Fall der Noth muß er einen Prinzen vom Geblüt, oder sich selbst an die Spizze der Armee sezzen, wenn es anders sein Alter und seine übrigen Umstände erlauben. Ist dies nicht; so muß er sich wenigstens seiner geschlagenen Armee nähern, um ihr neuen Muth einzuflössen, und sie auf das schleunigste mit allen Nothwendigkeiten versehen zu lassen, damit sie in den Stand gesezt werde, dem Feind aufs neue entgegen zu gehn, oder seinen fernern Unternehmungen sich in Weg zu stellen.

Die Untersuchung der Mittel, welche zur Erreichung des leztern Endzweks führen, erfordert eine strenge Aufmerksamkeit, und es ist schwer, allgemeine Grundsäzze hierüber festzusezzen, indem alles von der Beschaffenheit des Landes abhängt.

Das Land ist entweder offen, mit oder ohne feste Plätze, oder es ist geschlossen, und von Flüssen durchschnitten. Ist es offen und von Festungen entblößt; so muß man es dem Feind überlassen, und sich weit davon unter den Schuz fester Plätze, oder hinter Flüsse zurükziehen. Ein solches an den Feind abgetretene Land verschaft demselben keinen andern Vortheil, als einen reichlichen Unterhalt. Aber einen festen Fuß in der Folge des Kriegs gewährt es ihm nicht.

Wenn der Feind während dem Feldzug die Lebensmittel aufzehrt; so kann er den Winter über nicht in demselben bleiben. Arbeitet er an der Befestigung einiger der eroberten Städte; so erhält man Zeit, die Armee in einen bessern Zustand zu sezzen, und da ihm die in Eil befestigte Stadt wichtig sein muß, weil er sie zur Niederlage seiner Lebensmittel und Kriegsmunition bestimmt hat; so

wird

wird er genöthigt sein, dieselbe mit einer starken Besazzung zu versehen. Hierdurch wird er aber seine Armee schwächen. Oder er muß diese Stadt beständig mit seiner Armee dekken, und darf sich nicht von derselben entfernen.

Wenn in einem solchen Land ein haltbarer Plaz sich befindet, welcher nicht anders, als durch eine förmliche Belagerung erobert werden kann; so muß man nicht unterlassen, denselben mit einem starken Corps Infanterie zu besezzen, damit der Feind soviel Zeit als möglich bei der Belagerung desselben verlieren müsse, und man destomehr Zeit gewinnen könne, die geschlagene Armee wieder auf einen furchtbaren Fuß zu sezzen.

Ist das Land geschlossen und von Flüssen durchschnitten; so muß man dem Feind alle Defileen und Uebergänge über diese Flüsse streitig machen. Dabei muß man aber sehr vorsichtig sein, und sich nicht eher in ein allgemeines Treffen einlassen, ehe man nicht durch wiederholte kleine Vortheile den Muth der geschlagenen Truppen aufgerichtet, und entweder durch den Verlust, welchen der Feind in den verschiedenen kleinen Gefechten erlitten, oder durch eine erhaltene Verstärkung einigermaßen eine Gleichheit an Anzahl der Truppen erlangt hat.

Es kann sich öfters der Fall ereignen, daß ein Fürst auf mehreren Grenzen seines Staats zugleich Krieg führet, und daß er nicht überall in die traurige Nothwendigkeit gesezt ist, vertheidigungsweise zu gehn. Wir glauben daher, daß es nicht unnöthig sein wird, wenn wir auch die Art des Vertheidigungskriegs abhandeln, welche man aus Wahl auf der einen Seite führt, während daß die Kriege auf den übrigen Grenzen des Staats auf eine andere Art geführt werden.

Ein solcher Vertheidigungskrieg erfordert viele Vorsicht. Unsere Absicht vertheidigungsweise zu gehen, muß dem Feind so lang als möglich verborgen werden, und er darf es nicht eher erfahren, als wenn es zu spät für ihn ist, sich auf den Angrifskrieg vorzubereiten. Denn auf-

serdem

serdem würde es in seiner Macht stehen, zu einer Zeit auf den Angrif zu gehn, wenn er es für das schiklichste hielte, unsern Operationsplan auf der Gränze unsers Staats, wo wir den Angrifskrieg beschlossen haben, zu vereitlen.

Der Feldzug würde auf diese Art auf keiner Seite unsers Reichs den erwünschten Erfolg haben. Denn diejenige Seite, auf welcher man mit gröstem Nachdruk auf den Feind losgehen wollte, müßte man von Truppen entblössen, um sie denjenigen zu Hülfe zu schikken, welche von dem Feind auf einer andern heftig gedrängt werden. Die Märsche würden also die Zeit wegnehmen, welche die Ausführung des Operationsplans erfordert. Aus Mangel der Zeit würde der Angrif auf der einen Seite nicht ausgeführt werden, und auf der andern, wo man die Vertheidigung beschlossen hat, die Truppen zu spät und ermüdet ankommen.

Hieraus erhellet, daß diese Art des Kriegs eben so viel Beurtheilungskraft und Fähigkeit erfordert, als eine jede andere. Denn ehe man sich zu dieser Art der Vertheidigung, welche wenigstens den ganzen Entwurf eines Feldzugs vereiteln kann, entschließt, muß man alles das wohl überlegen, was der Feind unternehmen, und welchen Einfluß eine jede seiner Unternehmungen auf die Folge des Feldzugs haben kann.

Wenn man aus Wahl einen Vertheidigungskrieg führt, so muß solches auf keiner andern Grenze unsers Staats geschehen, als auf derjenigen, wo der Feind genöthigt ist, über schwer zu passirende Flüsse zu gehen, oder wo er ein geschlossenes und von Defileen durchschnittenes Land vor sich findet. Sehr vortheilhaft ist es, wenn an diesem Fluß eine Festung liegt, von welcher man weiß, daß der Feind mit der Belagerung derselben nothwendig den Anfang machen muß, und wo man voraussieht, daß die Belagerung von so langer Dauer sein wird, daß man noch Zeit genug übrig behält, der Festung zur Hülfe zu eilen, oder den Feind zu schlagen.

Wenn das Land keine solche Beschaffenheit hat, wenn es offen und von Festungen entblößt ist, wenn der Feind, wo es ihm gefällt, in dasselbe eindringen kann; so wird ein solcher gewählter Vertheidigungskrieg gefahrvoll für den Fürsten sein, und dem General, dem die Führung desselben mit einem schwächern Corps Truppen, als er gegen sich findet, aufgetragen wird, äusserst schwer fallen.

2) Von dem Angrifskrieg.

Der Angrifskrieg muß lange Zeit überdacht werden. Das Geheimniß vor dem Ausbruch, der Entwurf und die Anordnung der Unternehmungen, wenn er ausgebrochen ist, sind diejenigen Dinge, welche den glüklichen Erfolg desselben bestimmen.

Der Entwurf dieses Kriegs muß mit Muse überdacht werden. Denn es kann geschehen, daß auch dem scharfsinnigsten Fürsten, und den klügsten Ministern einige der Maaßregeln, welche sie in dem Innern des Staats, oder mit andern Mächten zu nehmen haben, entwischen, um so mehr, da die Anzahl dieser Maaßregeln unendlich ist.

Maaßregeln, welche wir mit nachbarlichen Staaten zu ergreifen haben, bestehen in Bündnissen, welche uns die Sicherheit geben, von diesen Staaten nichts befürchten zu dürfen, indessen wir alle unsere Macht auf den entgegengesezten Grenzen unseres Staats versammlen: In auswärtigen Werbungen, Anschaffung der Remontepferde, und der Kriegsmunition, wenn man auch diese Bedürfnisse in seinen eigenen Staaten findet. Denn dadurch entzieht man sie dem Feinde.

Maaßregeln, welche in dem Innern unseres Staats getroffen werden müssen, bestehen darinn, daß wir diejenigen Grenzen von welchen wir unsere Hauptmacht entfernen, gegen einen plözlichen Einfall sicher stellen, daß wir insgeheim neue Truppen errichten, und die schon stehenden verstärken, daß wir die Kriegs- und Getraidemagazine

mit

mit dem gehörigen Vorrath anfüllen, die Munitions- und Proviantwagen in einen brauchbaren Zustand sezzen lassen, die nöthigen Pferde soviel möglich aus benachbarten Ländern aufkaufen, um, wie wir angeführt haben, sie dem Feinde zu entziehen, und um diejenigen, welche man in seinen eigenen Staaten findet, zum Gebrauch der Cavallerie und der Offiziere aufzubewahren.

Vor dem Anfang der Operationen ist das Geheimniß durchaus nothwendig; nicht allein, um an den entfernten Grenzen nicht beunruhigt zu werden, sondern auch, damit der Feind den man angreifen will, nicht errathen kann, wo man den Schauplaz des Kriegs eröfnen will. Dazu wird aber erfordert, daß man die Vorratsniederlagen der Lebensmittel und der Munition an solchen Oertern errichtet, welche dem Feind wegen mehrerer Festungen eine gleiche Besorgniß geben, um ihn dadurch zu veranlassen, seine Macht zu zertheilen, und diese Festungen nur schwach zu besezzen.

Die mannigfaltigen Unternehmungen müssen nach einer gewissen Ordnung ausgeführt werden, und diese hängt theils von der Verfügung, welche man wegen Herbeischaffung der Lebensmittel und Munition getroffen hat, theils von der Beschaffenheit des Landes ab, welches man angreifen will. Die Grenze dieses Landes ist entweder durch feste Pläzze gedekt, oder sie gestattet der Armee einen freien Einzug. Das Land ist entweder mit Gebürgen oder Waldungen angefüllt, und von Flüssen und Defileen durchschnitten; oder es ist ein ebenes, oder endlich ein Land, in welchem diese verschiedenen Arten des Terrains angetroffen werden. Alle diese verschiedenen Fälle erfordern verschiedene Entwürfe, und eine verschiedene Ordnung in der Ausführung derselben.

Wenn längst der Grenze des feindlichen Landes Festungen liegen, so muß man denjenigen Theil der Grenze angreifen, welcher einen freien Eintritt gestattet, und von wo aus man am leichtesten nach der Hauptstadt kommen kann.

kann. Vor diese muß man wo möglich gleich zu Anfang des Kriegs die Armee führen, um in dem Innern des Staates Furcht und Schrekken zu verbreiten, um den Feind dadurch zu nöthigen, seine Grenzfestungen zu entblössen, und das Innere seines Landes in Sicherheit zu stellen.

Läßt er sich hierzu verleiten, so fällt man alsdenn über die entblößten Festungen her, um den Eingang in das Land mehr zu öfnen. Nach der Einnahme dieser Festungen läßt man alle Vorrathsniederlagen, welche man in eigenen Festungen hatte, in diese neu eroberten bringen, um den Krieg mit mehrerer Bequemlichkeit führen zu können.

In diesem Fall muß die Armee weit stärker an Infanterie als an Cavallerie sein. Man muß Maaßregeln getroffen haben, gleich bei dem Ausbruch des Kriegs neues Fußvolk errichten zu können. Dieses wirft man in die eroberten Festungen, vermischt es mit einem Theil aus der Armee gezogener alter Truppen, damit es in den Waffen geübt werde, und bald einen militarischen Geist annehme, um es schon im nächsten Feldzug im Felde gebrauchen zu können. Denn die Erfahrung lehrt uns, daß man neu errichtete Truppen anfänglich sehr schonen, und so wenig als möglich den Gefahren und den Mühseeligkeiten eines Feldkriegs bloßstellen müsse, weil bei solchen neuen Truppen der Verlust derjenigen, welche die Ruhe und Bequemlichkeit gewohnt waren, allzugroß ist.

Ist das Land offen, so muß man sehr stark an Cavallerie sein, um so geschwind als möglich in das Innere des feindlichen Staates dringen, und Detaschementer zur Bedekkung der Zufuhren abschikken zu können. Zur Sicherstellung der Wege der Zufuhren ist es in diesem Fall hinreichend, wenn man Schlösser oder kleine Städte mit Infanterie besezt.

Wenn man soweit als es die Umstände erlauben, in das Land eingedrungen ist; so muß man die Armee an einem Ort lagern, welcher gesund, zur Furage bequem, und

an sich selbst seiner Lage nach vortheilhaft ist, damit man beträchtliche Detaschementer abschikken könne, um die äussersten Theile des Lands, wohin man der Sicherheit und Bequemlichkeit wegen nicht mit der ganzen Armee marschiren kann, in Schrekken zu sezzen.

Zu der völligen Eroberung des angegriffenen Landes wird es nicht wenig beitragen, wenn der General sein Betragen gegen die Einwohner nach der Kenntniß einrichtet, welche er von ihrer Gemüthsart besizt. Es giebt Nationen, welche die Gelindigkeit des Eroberers gewinnt, und in Ruhe erhält; bei andern bewirkt die Strenge das, was man sonst nur durch Güte erlangen würde. Er wird also weislich handeln, wenn er wohl untersucht, ob er sich der Gelindigkeit oder der Strenge gegen dieselben bedienen müsse. Dennoch muß er nicht eher zu dem leztern Mittel schreiten, als wenn er sieht, daß Güte und Gelindigkeit gar nichts ausrichten.

Wird das Land von Flüssen durchschnitten, so muß wohl untersucht werden, ob sie aus dem feindlichen Land in das unsere, oder aus dem unseren in das feindliche Land fliessen; ob sie quer durch das leztere durchgehn; und ob sie tief, schifbar und breit sind.

Fließt ein Fluß aus dem feindlichen Land in das unsere, und hat der Feind nahe an demselben, und nahe an unserer Grenze einen grossen und festen Plaz; befindet sich aber bei dem Eintritt dieses Flusses in unser Land keine uns zugehörige Festung; so muß man mit der Belagerung dieses Plazzes den Anfang machen, damit, wenn in der Folge der Krieg eine andere Wendung nehmen sollte, man nicht eine Festung in feindlichen Händen lasse, in welcher er grosse Magazine von Lebensmitteln und Kriegsmunition errichten, und vermittelst derselben den Krieg bequem in unser Land spielen kann.

Wenn im Gegentheil ein Fluß aus unserem Land in das feindliche fließt, und der Feind ebenfalls bei dem Eintritt dieses Flusses in sein Land eine grosse bevölkerte

Stadt,

Stadt, oder eine Festung hat, so ist es von der äussersten Nothwendigkeit, sich derselben zu bemeistern, um sie zu einem Waffenplaz zu machen, und Vorrathsniederlagen zu errichten, damit man im Stand ist, soweit als möglich in das feindliche Land einzudringen.

Wenn starke Flüsse quer durch das feindliche Land durchfliessen; so muß man auf keine schnelle Eroberung Rechnung machen. In diesem Fall wäre es vielleicht nicht undienlich, wenn man noch vor der Kriegserklärung von geschikten Leuten Manifeste verfertigen liesse, welche gerechte, oder doch wenigstens scheinbare Ansprüche auf einige Theile, oder auch auf das ganze zu eroberude Land enthalten.

Diese Manifeste werden aufbewahrt, um sie zur gelegenen Zeit bekannt zu machen. Zwar werden sie keinen sonderlichen Eindruk auf die Gemüther der Fürsten bewirken. Vielmehr muß die Vermehrung unserer Macht ihre Eifersucht reizen. Desto stärker wirken aber vielleicht diese Manifeste auf die Gemüther der Einwohner des Landes, welches man angreift, bewegen sie, in der Treue gegen ihren rechtmäßigen Herrn nachzulassen, und sich dem Gehorsam, welchen sie ihm schuldig sind, zu entziehen, um dadurch die Verheerung des platten Landes, welches sie bewohnen, zu verhindern.

Bei einer solchen Beschaffenheit des Landes muß man nichts im Rükken lassen, und seine Eroberung sogleich bis an den Fluß, welcher quer durch das Land geht, ausdehnen. Liegt an dem disseitigen Ufer desselben eine Stadt; so muß man sich derselben bemeistern, und, wenn sie nicht befestigt ist, in der Geschwindigkeit in einen gehörigen Vertheidigungsstand sezzen lassen, damit man sich in derselben festsezzen, und nicht so leicht wieder vertrieben werden könne.

In diesem Fall erfordert es die Klugheit, den neuen Unterthanen mit der äussersten Güte zu begegnen, und ihnen keine Ursache zu geben, sich irgend über etwas zu beklagen,

klagen, es sei solches über Mangel an Mannszucht, über Eingriffe in ihre Vorrechte, oder über Gelderpressungen. Ihr gutwilliges Unterwerfen muß ihnen vielmehr Ruhe und Vortheile verschaffen.

Von dieser neu erworbenen Grenze rükt man in der Folge, wenn es die Umstände erlauben, weiter vorwärts; auch ist es einer weisen Politik gemäß, den Schein der Mäßigung anzunehmen, den Eroberungsgeist zu verbergen, seinen Ehrgeiz mit allen den in dem Manifest enthaltenen Ursachen zu entschuldigen, und indem man während der Unterhandlungen den Krieg in die Länge zieht, die Sache dahin zu bringen suchen, daß man durch einen Vertrag die eroberte Provinz, oder wenigstens einen Theil davon behält. In diesem Fall muß man sich alle Mühe geben, es dahin zu bringen, daß die Grenzen bis an jenen Fluß erweitert werden, an welchem man nothwendig im Besiz von einer Stadt sein muß, um sich in der Folge einen neuen Eingang in das feindliche Land zu versichern.

Wir sind keineswegs der Meinung, daß man nach geschlossenem Frieden neue Festungen erbauen müsse. Man erwekt dadurch zu sehr die Eifersucht der Nachbarn, und erhält sie in einer beständigen Aufmerksamkeit, sich gegen die neuen Entwürfe zu dekken, welche wir gegen sie im Schilde führen möchten. Ueberdies verwikkelt dieses den Fürsten in allzugrosse Ausgaben, welche theils der Festungsbau, theils die Unterhaltung der Besazzung und die Anschaffung des Geschüzzes, mit welchem die neuen Festungen versehen werden müssen, verursachen.

Wir glauben daher, daß es hinreichend ist, nur eine grosse und starke Festung zu haben, damit sie eine zahlreiche Besazzung einnehmen, und man in derselben Magazine von aller Art errichten könne.

Wenn der Zufall uns den Besiz einer an einem Fluß gelegenen Stadt in die Hände liefert; so muß man sich begnügen, dieselbe zu befestigen, sie sogar mit Sorgfalt zu vergrössern, und in dieselbe beständig eine starke Besaz-

zung legen. Dieses muß aber mehr das Ansehen einer Vorsicht haben, um die neu eroberte Provinz zu dekken, als die Absicht verrathen, noch mehrere Eroberungen machen zu wollen.

Wenn das Land mit Gebürgen und Waldungen angefüllt ist; so befinden sich auch in demselben viele Defileen. In diesem Fall muß die Armee weit stärker an Infanterie als an Cavallerie sein. Es muß derselben eine grosse Anzahl Schanzgräber folgen, zu welchen man seine eigenen Unterthanen nimmt. Durch diese Schanzgräber läßt man die Defileen soviel möglich erweitern, die Gemeinschaftswege gut und breit machen; Posten zur Versicherung der Zufuhren von Entfernung zu Entfernung befestigen; und grosse Verhaue durch die Wälder schlagen, um sich Wege zu verschaffen. Insonderheit muß man dahin trachten, alle diese Wege nach Städten zu bahnen, welche in einer freiern Gegend liegen, um in denselben die nöthigen Niederlagen anlegen zu können.

Ist es ein ebenes Land; so kann man nicht genug Cavallerie haben. Sie ist es, durch welche man sich das Land unterwerfen, und die Gemeinschaft des Feindes mit seinen Festungen unterbrechen muß. In diesem Fall braucht man die Infanterie nur dazu, die eroberten Städte gehörig zu besezzen. Da es aber wenige Länder giebt, welche ganz eben sind; so muß der Fürst, welcher Eroberungen machen will, seine Maaßregeln nach einer genauen Kenntniß des Landes bestimmen, und seine Armee aus solchen Truppen zusammensezzen, welche die Beschaffenheit des feindlichen Landes erfordert, wenn anders seine Unternehmungen einen glüklichen Erfolg haben sollen.

Alle bisher angestellten Betrachtungen müssen der Unternehmung vorhergehn. Nunmehr wollen wir untersuchen, in was für einem Verhältniß die Unternehmung mit der Macht des anzugreifenden Feindes, mit der schnellen Hülfe, welche er von seinen Nachbarn erhalten kann, und mit seinen Einkünften steht.

Wenn der Feind gleich bei dem Eintritt in sein Land überfallen worden, so muß man keine Zeit verlieren, um soweit als möglich vorzurükken, damit man ihn dadurch verhindere, seine in verschiedenen Gegenden des Staats zerstreute Truppen zusammenzuziehen. Kann der Feind unter der Begünstigung eines Flusses seine Armee zusammenziehn; so muß man, wenn es andere Umstände erlauben, über diesen Fluß gehn, und in der Voraussezzung, daß man dem Feind weit überlegen ist, denselben schlagen, ehe er seine Truppen zusammengezogen hat.

Eine in dem Anfang eines Kriegs zur rechten Zeit gelieferte Schlacht bestimmt fast jederzeit den Erfolg desselben. Man muß daher kein Bedenken tragen, eine Schlacht zu liefern, wenn der Feind, in der Absicht seine Armee zu vereinigen, eine Bewegung macht, welche uns die Gelegenheit darbietet, ihn mit Vortheil angreifen zu können.

Wenn hingegen der Feind seine Macht zertheilt, und nur Zeit zu gewinnen sucht, theils um in seinem eigenen Land neue Truppen zu errichten, theils um auswärtige Hülfe an sich zu ziehn; so muß man zu der Belagerung einer Festung fortschreiten, deren Eroberung und Erhaltung noch nicht allzugrossen Schwierigkeiten unterworfen ist. Zu diesem Ende muß sie mit einer guten Circumvallationslinie eingeschlossen werden, und sobald leztere zu Stand gebracht ist, wird nur soviel Infanterie vor der Festung gelassen als nöthig ist, um die Belagerung bequem vollenden zu können. Mit dem übrigen Theil der Armee rükt man weiter in das Land vor, jedoch so, daß man immer im Stand ist, die Belagerung zu dekken. Damit man wegen derselben ohne Sorge sein könne; so muß man immer wissen, wo die stärkste Macht des Feindes ist, und seine Bewegungen so einrichten, daß man der belagerten Festung immer näher, als der Feind ist.

Man würde nie fertig werden, wenn man diese Materie vollkommen erschöpfen wollte. Die Vortheile eines

solchen Entwurfs sind eine Folge der Fehler, welche der Feind in dem Anfang eines unerwarteten Kriegs begehn kann, der grossen Talente des Generals, welcher sie zu nuzzen weiß, und der Fähigkeit seiner untergeordneten Generale, welchen er die Ausführung einzelner Entwürfe anvertraut.

Kann der Feind bald Hülfe bekommen; so muß man untersuchen, wie groß diese Hülfe sein könne, und in was für einer Art Truppen sie besteht, damit man auch nach angelangter Verstärkung dennoch demselben überlegen sein kann. Sonst würde man mit Recht der Tollkühnheit und der äussersten Unvorsichtigkeit beschuldigt werden.

Auch verdient der Zustand der Einkünfte des Fürsten, welchen man angreifen will, in Betrachtung gezogen zu werden. Ist derselbe arm, so wird es leicht sein, alles gegen ihn zu unternehmen. In diesem Fall muß man seine Unterthanen schonen, sie bestechen, sie von ihm abtrünnig machen, wenn es sich durch Güte thun läßt, oder sie auffer Stand sezzen, ihrem Fürsten beizustehn.

Ist er reich, so kann er es auf zwei Arten sein, entweder durch gesammelte Schäzze, oder durch das Vermögen seiner Unterthanen, welche ihn leicht in den Stand sezzen können, eine ansehnliche Macht auf die Beine zu bringen.

Besteht sein Reichthum in gesammelten Schäzzen; so kann er denselben nur auf zweierlei Arten erworben haben. Entweder hat er während der Zeit eines langen Friedens sehr sparsam gelebt, oder er hat zu einer Zeit, wo solches die Nothwendigkeit nicht erforderte, ausserordentliche und neue Auflagen auf seine Unterthanen gelegt.

Hat er seine Schäzze durch das erste Mittel erlangt, so hat es nicht anders geschehen können, als indem er versäumt hat, eine beträchtliche Anzahl Truppen auf den Beinen zu haben, die Werke seiner Festungen auszubessern, und seine Kriegs- und Kornmagazine zu unterhalten. In diesem Fall muß man ihn lebhaft und auf mehreren

reren Seiten zugleich angreifen. Denn man wird ihn überall gleich entblößt, gleich schwach finden.

Hat er seine Schäzze dem zweiten Mittel zu verdanken; so vereinigen sich mit den erwähnten Verabsäumungen der Haß und die Abneigung seiner Unterthanen. In diesem Fall müssen die Vornehmsten, theils durch Geld, theils durch Versorgungen, welche man ihnen verschaft, bestochen werden. Dem Pöbel muß man mit Gelindigkeit begegnen, ihn von den Abgaben welche ihm am gehässigsten waren befreien, und Befehlshaber von einer sanften Gemüthsart über ihn sezzen, welche sich Mühe geben werden, ihm die Ruhe und den Vortheil der neuen Regierung angenehm zu machen.

Besteht der Reichthum des Fürsten in dem Reichthum seiner Unterthanen; so werden sie denselben entweder seiner gelinden Regierung, oder der Lage ihres Landes, welche ihnen einen vortheilhaften Handel mit ihren Nachbarn gewährt, zu verdanken haben. In dem ersten Fall werden sie sich den Wollüsten und dem Müßiggang ergeben haben, und können alsdenn ihren Fürsten wohl mit Geld, aber nicht mit ihren Körpern unterstüzzen, welche nicht genug abgehärtet sind, um die Mühseeligkeiten des Kriegs zu ertragen. Bei solchen Umständen muß man diejenigen in Ruhe lassen, welche ihrem Fürsten kein Geld geben; denjenigen aber mit Härte begegnen, welche ihn mit Geld unterstüzzen, und die Waffen ergreifen. Im zweiten Fall sind sie geldgierig geworden, und werden daher an nichts anders denken, als die gesammelten Schäzze zu erhalten. Der Fürst wird also nur mit Mühe den Beistand an Geld so geschwind von ihnen bekommen können, als es bei einer dringenden Noth erforderlich ist. In diesem Fall muß man den neuen Unterthanen, welche man sich unterwürfig gemacht, in den Unterhandlungen keine Versicherung abschlagen, welche die Sicherheit und Bequemlichkeit ihres Handels betrift; man muß sich im Gegentheil bemühen, zu verhindern, daß sie nicht die mindeste Abnahme in dem-

selben

selben empfinden. Es ist beinahe eine ausgemachte Sache, daß der Eigennuz die Triebfeder aller menschlichen Handlungen ist. Es pflegt daher selten sich zu ereignen, daß die Liebe für die Person des Fürsten das Band ist, welche seine Unterthanen an seinen Dienst fesselt, insonderheit wenn die Sitten und Gebräuche unserer Völker von den Sitten und Gebräuchen dieser neuen Unterthanen nicht sehr verschieden sind, oder, im Fall sie es sind, wenn wir sie nicht zwingen, die Gebräuche und Vorurtheile zu verlassen, und die unseren anzunehmen.

Dies sind die allgemeinen Grundsäzze des Angrifskriegs. Besondere Verhaltungsvorschriften werden in der Folge dieses Werks gegeben werden, wo wir alle Operationen, welche in dem Krieg vorkommen, auseinandersezzen wollen.

3) Von dem Krieg zwischen gleichen Mächten.

Diese Art des Kriegs, an welcher die Nachbarn keinen Antheil nehmen, so lange von den kriegführenden Mächten keine über die andere allzugrosse Vortheile erhält, muß man aus Hofnung einige geringe Vortheile zu erlangen, nicht zu verlängern suchen.

Wenn man nur etwas dabei gewinnt, so muß man beständig bereit sein, Vorschlägen zu einem Vergleich Gehör zu geben, aus Furcht, ein mächtiger Nachbar möchte sich mit in das Spiel mengen. Uebrigens kann man über die Führung eines solchen Kriegs nichts Eigenes vorschreiben. Er hat mit andern Arten der Kriege einerlei Grundsäzze.

Der lebhafteste und scharfsinnigste General muß hier, wie in jedem andern ähnlichen Fall, den Sieg davon tragen. Er weiß kleine Vortheile zu nuzzen, und dadurch am Ende bei gleicher Stärke der Armeen ein entscheidendes Uebergewicht zu erlangen. Alsdenn geht er plözlich zu dem Angrifskrieg über, welches die grosse Absicht aller seiner Unternehmungen sein muß.

4) Von dem Hülfskrieg.

Die Ursachen, warum ein Fürst seinen Nachbarn beistehet, sind entweder Bündnisse und Vertäge, welche er mit denselben geschlossen hat, oder weil er verhindern will, daß sie unter der Macht eines Eroberers nicht unterliegen.

Geschieht es wegen geschlossener Verträge; so muß er sie heilig halten, indem er die Anzahl der in den Traktaten festgesezten Truppen liefert, ja sogar, wenn er darum ersucht wird, dieselben vermehrt, und, wenn es die Umstände erlauben, den gemeinschaftlichen Feind selbst angreift. Steht man dem benachbarten Staat bei, um zu verhindern, daß er unter der Macht des Eroberers nicht unterliege, und hat man von der anwachsenden Grösse desselben etwas zu besorgen; so müssen Maaßregeln ergriffen werden, welche dem Eroberer Grenzen sezzen, die er nicht überschreiten darf. Zuerst müssen wir von dem benachbarten Staate, dem wir zu Hülfe eilen, einige Festungen zu unserer Sicherheit verlangen, damit er es nicht wagen darf, ohne unser Wissen, und zu unserm Nachtheil Frieden zu machen.

Wenn man in die Bündnisse getreten, welche gemeiniglich durch die Eifersucht, die ein unruhiger und ehrgeiziger Fürst gegen sich erregt, veranlaßt worden sind, und man zuweit entfernt ist, als daß man seine Truppen mit den Truppen des angegriffenen Staats vereinigen könnte; so muß man demselben auf eine andere Art beistehn. Dieses kann geschehn, indem man ihm Geld giebt, damit er vermittelst desselben Truppen errichte, oder Kriegsmunition und Lebensmittel für seine Armee aufkaufe. Vielleicht erlauben es die Umstände, daß wir ihm dieselbe selbst liefern können. Sehr gut ist es, wenn man dem Eroberer eine mächtige Diversion machen kann, welche ihn nöthigt, seine Armee zu theilen, und mithin den allzuschnellen Fortgang seiner Eroberungen hemmt. Entweder ist der angegriffene Bundsgenosse mächtiger oder schwächer als wir.

Ist er mächtiger; so muß man in den Traktaten, welche man mit ihm schließt, die Anzahl Truppen, welche wir ihm schikken, und diejenigen, welche er uns zu schikken verspricht, im Fall wir angegriffen werden sollten, nach dem Verhältniß seiner grössern Macht festsezzen; so daß er uns eine grössere Anzahl schikken muß, als wir ihm, wenn wir beide angegriffen werden.

Ist hingegen unser Bundsgenosse schwächer als wir; so muß man suchen, in dem Vertrag eine Festung zur Sicherheit von ihm zu erhalten, damit er nicht ohne unser Wissen mit dem gemeinschaftlichen Feind Frieden mache, und das von uns geschikte Corps Truppen seinem Privatinteressen aufopfere. In diesem Fall kann man auch in dem Vertrag einen andern Beistand als an Truppen, zum Beispiel an Geld, Lebensmitteln und Kriegsmunition mit ihm ausmachen.

Der General, dem der Staat ein Corps Hülfstruppen anvertraut, muß sehr klug und vorsichtig sein. Er muß genau auf Mannszucht halten, und sich so betragen, daß der verbundene Fürst sich nicht über ihn beklagen kann. Er muß Sorge tragen, daß seine Truppen an keinen nöthigen Bedürfnissen Mangel leiden, und nicht zugeben, daß sie grössern Gefahren Preiß gegeben werden, als es das Verhältniß ihrer Stärke, mit der Stärke der Armee des verbundenen Fürsten erlaubt. In dem Rath des verbundenen Fürsten muß er Siz und Stimme haben, damit nichts geschehen kann, was dem Interesse seines Herrn nachtheilig ist.

5) Von dem bürgerlichen Krieg.

Der bürgerliche Krieg ist das Unglük des Fürsten, und des Staats, in welchem er wüthet. Der Despotismus des Monarchen und seiner Minister, die Härte und Unbilligkeit der Abgaben, zu welchen die Nation genöthigt wird, der Religionszwang, der Ehrgeiz der Grossen unter der Minderjährigkeit oder unter der Regierung eines

schwa-

schwachen Fürsten; Verständnisse eines Feindes, dessen Interesse es erfordert, in dem Innern unsers Staats Unruhen und Empörungen zu stiften, um uns zu nöthigen, Truppen aus dem Felde zurükzuberufen u. s. w. sind die hauptsächlichsten Ursachen bürgerlicher Kriege.

Derjenige bürgerliche Krieg, welchen die Härte der Regierung verursacht, ist der allergefährlichste, weil der ganze Staat in gleichem Grad mißvergnügt, und die Empörung oft allgemein ist.

Dem Monarchen, der, unterstüzt von einen niederträchtigen Ministern, selbst das Feuer der Empörung angezündet hat, bleibt zur Beruhigung der aufgebrachten Gemüther kein anderes Mittel übrig, als diejenigen aufzuopfern, welchen er die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten anvertraut hat.

Er muß zugeben, daß sie wegen der Verbrechen öffentlich angeklagt werden, welche sie auf seinem Befehl begangen haben. Er muß sie plözlich aus seinem Rath entfernen, und unter gewissen Umständen der Rache der Empörer aufopfern. Doch ist es besser, wenn er sie selbst bestraft.

Hierdurch wendet er den gegen seine Person gefaßten Haß von sich ab, und giebt dem ihm treu gebliebener Theil der Nation Gelegenheit, die Gemüther der Empörten zu besänftigen, und allen Haß auf diejenigen zu werfen, welche ihn vielleicht aus keiner andern Ursache verdienen, als weil sie die Befehle ihres Herrn zu genau befolgt haben.

Ein bürgerlicher Krieg, welcher wegen der Religion entsteht, ist ungestümer als der vorhergehende. Denn die Köpfe der Empörten sind erhizt, und die Empörung wird von Leuten unterstüzt, welchen es weiter nichts, als Worte kostet. Eine solche Empörung ist aber auch weniger allgemein, und der Fürst kann derselben denjenigen Theil der Nation, welcher einer andern Religion zugethan ist, entgegesezzen. Ist auch dieses Mittel nicht kräftig genug;

genug; so darf man nur eine allgemeine Gewissensfreiheit gestatten.

Diese Art des Kriegs muß man mit aller möglichen Gelindigkeit und Behutsamkeit zu endigen suchen, ohne dabei, wenigstens so lange die Empörung dauert, die Geistlichen der entgegengesezten Partei gegen die Geistlichkeit der Empörten zu gebrauchen.

Nur in der äussersten Noth muß man zur Gewalt und zu den Todesstrafen schreiten, weil ein Fürst sich selbst schwächt, wenn er sich eines Theils seiner Unterthanen beraubt, und es mit einem Wort, in allem Betracht, von dem größten Nuzzen für ihn ist, viele getreue Unterthanen zu haben, welche zwar entgegengesezten Religionen zugethan sind, aber ruhig untereinander leben, als wenige, welche Eine Religion bekennen.

Bei einer Minderjährigkeit oder unter einer schwachen Regierung pflegt gemeiniglich der Ehrgeiz und das Privatinteresse der Grossen des Staats bürgerliche Kriege hervorzubringen. Denjenigen, welche bei einer Minderjährigkeit entstehn, kann der vorhergehenden Fürsten kluge Maaßregeln zuvorkommen. Wenn er nemlich sein baldiges Absterben vermuthet, so kann er eine solche Regierungsform anordnen, welche wenigstens den grösten Theil seines Staat zufrieden stellt. Auf diese Art wird sein Staat ruhig bleiben, wenn er anders zu dem Rath seines minderjährigen Nachfolgers gerechte, in der Regierung erfarne, von Geld und Ehrgeiz befreite Männer aussucht. Denn nur Männer von diesen gehäßigen Eigenschaften sind im Stand, den Mitgliedern des Raths den Geist der Zwietracht einzuflößen. In diesem Fall wird das mangelhafte der Regierung mit der Minderjährigkeit des Fürsten aufgehoben werden, wenn derselbe alsdenn bei seiner Mündigkeit nur zeigt, daß er selbst regieren kann.

Bürgerliche Kriege, welche sich unter einem schwachen Regenten entspinnen, dauren meistens so lange, als dieser

dieser schwache Mann an dem Ruder des Staats sizt. Er erhebt nichtswürdige Leute zu den ersten Aemtern des Staats, und entfernt Männer von Verdienst: Er unterdrückt die Großen des Staats zur unrechten Zeit; und dieß nöthigt sie, sich der Unterdrükkung gemeinschaftlich zu widersezzen. Er beläſtigt seine Unterthanen mit übermäſsigen und unnöthigen Abgaben. Anfänglich murren sie im Stillen, bis endlich das Feuer der Empörung in hellen Flammen auflodert, wenn sich ein muthiger unternehmender Anführer findet. Das Unglück des Staats geht nicht eher, als mit dem schwachen Fürsten selbst zu Grabe.

Bürgerliche Kriege der dritten Art sind am leichtesten zu stillen, weil die Gährung niemals allgemein ist.

Ist ein solcher Krieg durch feindliche Verständnisse mit einem Großen des Staats angesponnen worden; so muß man bei den ersten Funken dieses Feuers alle seine Kräfte gegen den Aufrührer vereinigen, und sich alle Mittel erlauben, denselben zu Boden zu stürzen, ehe er noch die Zeit hat, sich zur Wehr zu sezzen.

Wenn die feindlichen Verständnisse nicht von einem mächtigen Anführer unterstüzt werden; so wird eine strenge Bestrafung der Widerspenstigsten eine ohne Ordnung und Anführung entstandene Empörung des Pöbels bald dämpfen. Die Bestrafungen müssen an verschiedenen Orten vollzogen werden, um die Furcht für die Strafe überall zu verbreiten. Auf die Strenge muß man Gnade folgen lassen, und sich in Ansehung der übrigen Aufrührer mit einer ausserordentlichen Geldaufgabe begnügen. Dieses Geld muß entweder zur Erbauung einiger Citadellen, um diejenigen im Zaum zu halten, welche Lust haben unruhig zu werden, oder zu andern Bedürfnissen des Staats, jederzeit aber zu einem nüzlichen und in die Augen fallenden Gebrauch verwendet werden.

Dieser leztern Art des Kriegs kann ein Fürst leicht zuvorkommen, wenn er sich in seinem Rath und zu der Verwaltung seiner Provinzen solcher Leute bedient, welche

auf

auf das Betragen der Privatpersonen, und besonders derjenigen aufmerksam sind, welche Ursachen zum Mißvergnügen sind, oder mit den Nachbarn des Staats ein gemeinschaftliches Interesse und Verbindungen haben können.

XVIII. Abschnitt.

Von dem Operationsplan.

Der Monarch, welcher einen Krieg beschlossen hat, muß einen doppelten Entwurf vollkommen durchgedacht haben: Einen Allgemeinen, welcher den Krieg in seinem ganzen Umfang in sich faßt: Einen Besondern, der sich bloß mit der Führung einzelner Feldzüge beschäftigt. Den ersten Entwurf wollen wir das Projekt des Kriegs im Grossen, den zweiten den Operationsplan der einzelnen Feldzüge nennen. Der erste enthält die Kunst, unter allen Schritten, die man gegen alle Feinde des Staats thun kann, die entscheidendsten zu wählen, und auf dem kürzesten und leichtesten Wege zum sichern und vortheilhaften Frieden führen. Der zweite besteht in der Kunst, unter allen Schritten, welche man gegen einen einzelnen Feind thun kann, diejenigen zu wählen, welche ihn am ersten zum Frieden nöthigen können.

Alles dieses wird in der Folge näher beleuchtet werden. Man erlaube uns nur, hier beizufügen, daß keine Unternehmung glüklich werden kann, welche nicht mit Klugheit angeordnet worden ist. Den Krieg ohne Operationsplan führen zu wollen, ist das Betragen des Freibeuters, aber nicht das auf weisen Grundsäzzen beruhende Betragen eines Generals. Wenn man einen Krieg mit einem glüklichen Erfolg führen will, so müssen vor der Erklärung desselben gewisse Entwürfe und Anordnungen im Grossen getroffen werden. Um dieß zu beweisen, werde

ich

ich untersuchen, was für Fehler in den Kriegen, die zu meinen Lebzeiten geführt wurden, in dieser Rükſicht begangen worden sind. Was ich über die besondern Entwürfe zu sagen habe, werde ich in den folgenden Abschnitten, so wie sich die Gelegenheit darbieten wird, auseinandersezzen.

Die kränklichen Umstände Philips des vierten, Königs von Spanien, liessen das baldige Absterben dieses Monarchen vermuthen.

Wenn daher Ludwig der vierzehnte das Recht seiner Gemahlin auf Braband, welches sie hiedurch erbte, geltend machen wollte; so erforderte es die Klugheit, noch vor dem Tode Philips, eine hinreichende Menge Infanterie zu errichten, welches wegen der damaligen grossen Volksmenge in Frankreich keine Schwierigkeiten würde gehabt haben. Ludwig der vierzehnte mußte ins Geheim die zum Geschüz und Proviantfuhrwesen nöthigen Pferde aufkaufen, in Provinzen, welche von den Grenzen von Flandern weit entfernt sind, das Proviantfuhrwesen in Stand sezzen, und Mehlmagazine errichten lassen. Ohne Zweifel wäre alsdenn sein Einfall in Flandern weit schneller und von grösserer Wirkung gewesen, und im Feldzug von 1667 würde er sich im Stande befunden haben, die sämtlichen catholischen Niederlande mit leichter Mühe unter seine Bothmäßigkeit zu brigen. Im Achner Frieden würde er diese Eroberung eben so gut behalten haben, als das kleine Stük Land, das ihm wirklich abgetreten wurde. Denn es war damals keine Macht im Stande, Ludwig den vierzehnten zu nöthigen, das was er erobert hatte, wieder herauszugeben.

Allein alle diese Maaßregeln, welche ein Fürst, der auf Eroberungen denkt, treffen muß, wurden, wenn nicht alle, doch gröstentheils verabsäumt. Man dachte nicht eher an die Vermehrung der Infanterie und Cavallerie, als nachdem die französische Armee bereits in Flandern eingerükt war. Daher kam es, daß man nicht alle die Städte

einnahm, die man hätte einnehmen können, wenn man so viel Truppen, als ihre Besazzung erforderte, gehabt hätte. Dem Mangel am Proviant, Fuhrwesen und an Pferden für das Geschüz ist es zuzuschreiben, daß die französische Armee nicht gleich, bei Eröfnung des Feldzugs, vor Brüssel rücken konnte, auf dessen Einnahme die Eroberung der sämmtlichen Catholischen Niederlande würde erfolgt sein, weil dieselben damals von Truppen entblöst waren.

Man kann also behaupten, daß man bei dem Hauptentwurf dieses Kriegs die Grundsäzze nicht befolgt habe, welche ein Fürst, der Eroberungen im Sinne hat, befolgen muß, so bald ihm die Zeit hierzu gelassen wird.

Nachdem Ludwig der vierzehnte im Jahr 1672 jene grossen Eroberungen in Holland gemacht hatte, so hätte er den vortheilhaften Friedensvorschlägen dieser Republik Gehör geben sollen.

Auf diese Weise würde er auf eine sehr ruhmvolle Art einen Krieg geendet haben, den er nicht in der Absicht, diese Republik umzustürzen, unternommen zu haben schien, sondern bloß um ihren Stolz zu demüthigen und sie dafür zu züchtigen, daß sie die Urheberin des gegen Frankreich geschlossenen dreifachen Bündnisses gewesen war.

War der Friede mit den Holländern geschlossen; so konnte der König unter dem Vorwand, daß die Spanier den Holländern mehr Truppen, als wozu sie die mit dieser Republik geschlossene Defensiv-Allianz verbindlich machte, zu Hülfe geschikt hätten, auf dem Rükweg nach Frankreich mit seiner ganzen Armee in die Spanischen Niederlande rükken. Ganz gewiß würde er den übrigen Theil von Flandern und Braband in einer Zeit von sechs Wochen erobert haben. Denn er hatte nicht zu befürchten, daß der Kaiser zeitig genug mit einer Armee herbeieilen möchte, um den Lauf seiner Eroberungen zu hemmen. Eben so wenig war zu besorgen, daß der Kaiser in der Folge, Spanien zum Vortheil, Frankreich den Krieg erklären würde.

Hatte aber Spanien die Catholischen Niederlande einmal verloren; so befand es sich ausser Stand, dem König den Besiz dieser neu eroberten Lande streitig zu machen, weil die übrigen Staaten der spanischen Monarchie zu weit von Deutschland und von den Erblanden des Hauses Oesterreich entfernt waren.

Der französische Hof verrieth also in diesem mit den Holländern geführten Kriege sehr begränzte Einsichten in die Zukunft. Der Krieg mit dieser Republik war der einzige Gegenstand seiner Aufmerksamkeit, und es fiel ihm nicht ein, daß man, im Fall Spanien Theil an diesem Krieg nähme, sich im Stande befinden müßte, das, was von den Catholischen Niederlanden noch nicht unter französischer Botmäßigkeit war, vollends erobern zu können.

Als Ludwig der vierzehnte im Jahr 1688 dem Kaiser den Krieg erklärte, war es höchst unrecht, daß man Philipsburg, nachdem man es eingenommen und die Festungswerke geschleift hatte, nicht seinem Grundherrn, dem Bischoff von Speier, wieder zustellte, und daß man die schwäbischen und fränkischen Reichsstände nöthigte, die Kosten dieser Belagerung zu bezahlen. Eben so falsch war es, daß man die Pfalz verheerte, und den Churfürsten daraus vertrieb. Bei einem klügern Betragen von Seiten Frankreichs würde das deutsche Reich demselben den Krieg nicht erklärt und sich des persönlichen Interesse des Kaisers zu einer Zeit angenommen haben, in welcher dieser Monarch in einen schweren Krieg mit den Türken verwikkelt war.

Hätte man damals eine starke Armee auf den Beinen gehabt, und nicht erst nach der Kriegserklärung angefangen, frische Truppen zu errichten, sondern wäre solches, einer weisen Politik zufolge, vorher geschehen; so ist es sehr wahrscheinlich, daß das deutsche Reich, aus Furcht, wir möchten über dasselbe herfallen, ehe es eine Armee versammlen könnte, sich nicht gegen Frankreich würde erklärt haben. So aber konnte es in der Zeit, in welcher wir mit Anwerbung frischer Truppen beschäftigt waren, ebenfalls Truppen errichten.

Die

Die Eroberung von Philipsburg, durch welche man die erste Feindseligkeit gegen den Kaiser an den Tag legte, mußte also bloß in der Absicht geschehen, um sich gegen die Unternehmungen eines Monarchen zu sichern, der Frankreich den Krieg erklärte, so bald er sich die Türken vom Halse geschaft hatte, um es zu nöthigen, Strasburg heraus, und seine Absichten mit den sogenannten Reunion-Kammern aufzugeben.

Gegen alle Klugheit war es demnach gehandelt, daß wir das deutsche Reich durch Brandschazzungen, die wir ohne die mindeste Ursache von ihm erpreßten, gegen uns aufbrachten, und dasselbe nöthigten, an dem Krieg Antheil zu nehmen, den wir durch die Eroberung von Philipsburg mit dem Kaiser allein angefangen hatten.

Hätte der König, nachdem er diesen Plaz geschleift, seine Truppen zurükgezogen, so ist es gewiß, daß die Eroberung dieser Vestung, welche bloß die Sicherheit gegen die künftigen Unternehmungen des Kaisers zur Absicht hatte, nicht den Bruch des deutschen Reichs mit Frankreich nach sich ziehen konnte.

Die Angelegenheiten Frankreichs, im Jahr 1697, nach dem Riswicker Frieden, erforderten eine starke Armee auf den Beinen zu haben. Alle unnöthige Ausgaben mußten daher vermieden werden, um diesen Endzwek erreichen zu können. Denn aus der schwachen Gesundheit der Könige von Spanien und Engelland konnte man leicht auf ihren nahen Tod schliessen und dieser mußte wichtige Veränderungen in dem Staatssystem Europens zur Folge haben.

Demohngeachtet verabschiedete man, zu einer höchst ungelegenen Zeit, eine grosse Anzahl Truppen, wobei man noch die Unvorsichtigkeit beging, diese Verabschiedung, nicht in dem Innern des Reichs, sondern in den Gränzvestungen vorzunehmen. Der größte Theil alter Soldaten gieng daher nach Deutschland, wo sie in dem Dienst des Kaisers und der übrigen deutschen Reichsfürsten geblieben sind.

Dies sind die Fehler, welche Frankreich zu meinen Lebzeiten in Rükſicht der Maaßregeln begangen hat, welche vor der Erklärung und dem Ausbruch der Kriege getroffen werden müſſen.

XIX. Abſchnitt.

Von der Verſchwiegenheit.

Es iſt eine ausgemachte und unumſtößliche Wahrheit, daß von der Verſchwiegenheit vor der Ausführung und der Geſchwindigkeit in der Ausführuug der glükliche Erfolg aller Unternehmungen abhängt.

Der Fürſt darf ſein Geheimniß, auſſer den Miniſtern und dem kommandirenden General, niemand anvertrauen. Dieſe dürfen ſich nur denjenigen entdekken, welchen die ſchnelle Ausführung der beſchloſſenen Unternehmung aufgetragen wird, jedoch mit der Vorſicht, daß ſie ihnen nur das offenbaren, was ſie allein angeht.

Freilich iſt dies nur bloß von ſolchen Unternehmungen zu verſtehen, welche ein unverbrüchliches Geheimnis erfordern, das bis zu dem Augenblik, da die Ausführung des gemachten Entwurfs ihren Anfang nehmen ſoll, nur ſehr wenigen Perſonen bekannt ſein darf. Denn in dem Kriege kann es ſich öfters ereignen, daß Dinge, welche zwar ein groſſes Geheimnis erfordern, dennoch gleich mehrern Perſonen bekannt gemacht werden müſſen, wie zum Beiſpiel allen Generalen der Armee, dem Intendanten, dem Chef der Artillerie u. ſ. w.

Es giebt allerdings Dinge, welche nur wenigen Perſonen bekannt ſeyn dürfen: andere aber, welche man ohne Gefahr, ja ſelbſt mit Nuzzen mehreren Perſonen mittheilen kann: zum Beiſpiel, wenn man ſich in dem Stande befin-

det,

det, mehrere Unternehmungen ausführen zu können und es auf die Wahl derselben ankömmt: wenn man berathschlagt, ob es nöthig ist, eine Schlacht zu liefern, und in welche Gegend man den Feind lokken müsse, um ihn mit Vortheil des Terrains angreifen zu können: endlich, wenn die Art, wie man marschiren soll, wenn doch abmarschirt werden muß, festgesezt werden soll u. s. w.

In solchen Fällen behaupte ich, daß es gut sey, einen Jeden um sein Gutachten zu befragen, um aus mehreren Meinungen die beste zusammen zu sezzen. Denn da öfters der eine auf diesen, der andere auf jenen Gegenstand aufmerksam ist; so bekömmt man hiedurch viele Kenntnisse und man läuft also keine Gefahr, bei der Ausführung auf unvorhergesehene Schwierigkeiten zu stossen, welche nachtheilige Folgen haben könnten.

Zu diesen Berathschlagungeu müssen der Intendant der Armee und der Chef der Artillerie gezogen werden. Denn man muß leben können und mit Munition versehen seyn.

Während Louvois, dem auch der Neid grosse Einsichten und grosse Talente nicht absprechen kann, das Ruder des Staats führte, wurden alle Entwürfe mit der größten Verschwiegenheit ausgearbeitet und die Ausführung derselben Männern anvertraut, welche Geschäften von Wichtigkeit gewachsen waren. Daher kam es, daß auch beinahe alle Unternehmungen mit einem glüklichen Erfolg begleitet wurden.

Unter der Ministerschaft des Marquis von Barbezieux, der wegen seiner Jugend unter denen, welchen wichtige Aemter anvertrauet wurden, nicht immer eine glükliche Wahl traf, und der sich öfters von seinen Vorurtheilen und Lieblingsneigungen mehr leiten ließ, als es der Minister Louvois, sein Vater gethan hatte, auf welchen Ludwig der vierzehnte ein unbegränzteres Zutrauen sezte, wurden die Unternehmungen nicht mit eben der Verschwiegenheit ausgeführt und waren daher weniger glüklich.

Bloß der Lieblingsneigung des Königes hatte Chamillard den wichtigen Posten zu verdanken, den er bekleidete und für den er keine Talente hatte. Wir haben es gesehen, daß alle Entwürfe scheiterten, weil keine Verschwiegenheit beobachtet ward und unsere Feinde von allen unsern Unternehmungen benachrichtiget waren, ehe wir zur Ausführung schritten.

Da Chamillard nicht fähig war, Projekte eines ganzen Kriegs im Grossen und Operationsplane für einzelne Feldzüge auszuarbeiten; so mußte er sich Leuten anvertrauen, die bloß seine Schreiber seyn sollten.

XX. Abschnitt.

Von der Kenntnis des Landes.

Die Kenntnis eines Landes erlangt man durch Karten, durch Nachrichten von denjenigen, welche das Land kennen oder in demselben zu Hause sind, und noch weit besser, wenn man es selber sieht und sich einige Zeit darin aufhält. Auf die Kenntnis des Landes gründen sich die entworfenen Belagerungen der Festungen, die Anordnungen der Märsche, die Bestimmung der Läger, welche die Armee in gewissen Absichten beziehen wird, die Art des Unterhalts der Armee, endlich die Maasregeln, welche an dem Tage der Schlacht getroffen werden müssen.

Man kann also sagen, daß nicht allein der Fürst und seine Minister, sondern auch alle diejenigen, welchen der Fürst die Ausführung seiner Entwürfe anvertrauet, eine vollkommene Kenntnis des Landes besitzen sollten.

Aus folgenden Beispielen erhellt, in welche Fehler man aus Mangel einer hinreichenden Kenntnis des Landes verfallen kann.

Wenn Ludwig der vierzehnte im Jahr 1667, als er Spanien den Krieg erklärte, mit seiner Armee sogleich vor Brüssel, der Hauptstadt der Catholischen Niederlande, vorgerükt wäre; so ist es ganz gewiß, daß er sich sehr bald dieser Stadt und mit derselben des ganzen Landes würde bemeistert haben. Denn die Spanier hatten damals sehr wenige Truppen; ihre Festungen waren in schlechtem Zustande, und von Kriegsmunition entblößt. Brüssel war nicht vermögend, eine Belagerung auszuhalten, und würde also die Thore geöfnet haben. Dem Beispiel der Hauptstadt würden die andern grossen, wehrlosen Städte gefolgt seyn, und der Verlust derselben hätte den Verlust aller Catholischen Niederlande nach sich gezogen. Die in den Festungen eingeschlossenen Truppen mußten sich nothwendig ergeben, und die Eroberung aller spanischen Niederlande würde dem König nicht mehr Zeit gekostet haben, als diejenigen Provinzen, deren er sich würklich bemächtigte.

Vielleicht wird man die Einwendung machen, daß es unendlichen Schwierigkeiten unterworfen gewesen seyn würde, die französische Armee von den Gränzen ihres Reichs bis in das Herz der Niederlande mit Lebensmitteln zu versehen. Hierauf antworten wir, daß man die Armee nur auf dem Marsch und noch auf fünf bis sechs Tage darüber mit Lebensmitteln versorgen durfte. Denn es ist höchst wahrscheinlich, daß sie in den um Brüssel herum liegenden grossen und wehrlosen Städten hinreichenden Unterhalt gefunden haben würde.

Man wird ferner einwenden, daß, im Fall sich Brüssel vertheidigt hätte, es unmöglich gewesen wäre, die zur Belagerung dieses Orts nöthige schwere Artillerie und Kriegsmunition dahin zu führen. Man bedenke aber, daß in der Jahrszeit, in welcher dieser Feldzug eröfnet wurde, der Landmann seine Pferde zu keiner Arbeit auf dem Felde nöthig hatte, daß man also in der Picardie und Champagne alles Gespann wegnehmen und zu diesem Transport gebrauchen konnte. Die Unmöglichkeit, diese grosse Bewegung

vorwärts zu machen, ist also nicht die wahre Ursache gewesen, welche dieselbe verhindert hat.

Anstatt diesen für die Eroberung der sämmtlichen spanischen Niederlande so entscheidenden Schritt zu thun, verlor die französische Armee drei Wochen Zeit, um die Wallükken von Charleroi auszubessern, welche die Spanier bei Räumung dieser Festung gemacht hatten. In der Folge des Feldzugs nahm die französische Armee Städte weg, welche, wie es der Erfolg gezeigt, zu der Eroberung der Niederlande nichts beigetragen haben.

Die Folge von allem war, daß die Spanier Hülfe von den Holländern erhielten, und das berühmte dreifache Bündnis gegen uns zu Stande kam; welches vermöge des zu Achen geschlossnen Friedens uns nöthigte, mit dem, was wir in Flandern erobert hatten, zufrieden zu seyn, und den Spaniern die Franche Comté wieder heraus zu geben.

Hieraus ergiebt sich von selbst, daß, wenn man eine richtige Kenntnis von Flandern und von den Mitteln gehabt hätte, welche die an Flandern angränzenden französischen Provinzen darboten, es leicht gewesen wäre, den Krieg gleich anfänglich in das Innere des Landes zu spielen, und es in Einem Feldzuge zu erobern.

Der wenigen Kenntnis von dem Fall des Wassers in den Kanälen in Holland ist es zuzuschreiben, daß man im Jahr 1672. nachdem wir Utrecht weggenommen hatten, sich Amsterdam unnöthigerweise näherte, und nicht früh genug Muiden eroberte, aus welcher Stadt das volkreiche Amsterdam den größten Theil seines süssen Wassers erhält.

Eben dieser Mangel an Kenntnis, von dem Fall des Wassers, verleitete uns in der Folge, die Dämme zu durchstechen, wodurch eine unserer Erwartung gar nicht entsprechende Wirkung hervorgebracht wurde.

Im Jahr 1691 wurde Ludwig dem vierzehnten der Vorschlag gemacht, daß man in dem Piemontesischen vertheidigungsweise gehen könnte, wenn man dem Feind an Infan-

fanterie überlegen wäre, und dieser Monarch beschlos auch wirklich einen Vertheidigungskrieg, für das Jahr 1692, in dieser Gegend.

Die Folgen des Feldzugs haben aber das Falsche dieses Entwurfs deutlich gezeigt. Denn obgleich Pignerol ein unseren Feinden furchtbarer Plaz war, ob wir gleich Nizza und Susa besassen, und der Marschall von Catinat noch einmal so viel Infanterie, als der Herzog von Savoien hatte; so hinderte doch den leztern dieses alles nicht, Ambrün im Rükken der französischen Armee wegzunehmen, und wäre er von den Kinderblattern nicht überfallen worden, so würde er gewis von hieraus in Dauphine eingedrungen seyn.

In dem Kriege, welcher im Jahr 1705 im Piemontesischen geführt wurde, hatte man von den Alpen sehr wenige Kenntnisse. Wir waren nicht mehr Meister von Pignerol, Nizza hatten wir nach seiner Eroberung geschleift; nur Susa hatten wir im Besiz. Dieses wollten wir dekken, Exiles und Fenestrelles besezzen, und dem Herzog von Savoien den Eingang in die Provence verwehren. Es ist bekannt, daß dieser Entwurf beinahe Toulon und 45 in dem Hafen desselben liegende Linienschiffe gekostet, und den Verlust von Susa wirklich nach sich gezogen hat. Obgleich der Verlust dieses Orts blos der umwissenden Eigenliebe des Marschalls von Tesse und dem Mangel einer richtigen Kenntnis des Landes beigemessen werden muß; so wollen wir dennoch hier zeigen, was für Fehler in dem Entwurf zur Vertheidigung des Dauphines begangen worden, welche auch die beste Kenntnis des Landes nicht verbessern konnte.

Piemont liegt an dem Fuß der Alpen, welche dasselbe in einem halben Zirkelbogen einschliessen. Diejenige Armee also, welche sich in der Mitte dieses Landes befindet, ist von allen Ausgängen und Wegen über diese Gebirge gleich weit entfernt. Der General, welchem die Vertheidigung des Dauphines gegen Piemont aufgetragen ist, muß mithin

auf diesen ganzen halben Umkreis eine gleiche Aufmerksamkeit verwenden; dieses verursacht aber, daß er überall, wo sein Gegner mit Gewalt durchbrechen will, zu schwach ist, weil der Feind diesen Angriff durch Scheinbewegungen dekken kann, welche er in entfernten Gegenden machen läßt.

Es ist so gar nicht möglich, die schwachen Theile sogleich gehörig zu unterstüzzen. Denn das Land disseits der Alpen ist so beschaffen, daß man mehrere Tage Zeit braucht, um die in dem Gebürge, in jenen halben Umkreis postirten Truppen wieder zusammen zu ziehn. Wenn überdies der Schnee geschmolzen ist, so wird durch die unzählige Menge von Schlüften und Wegen in den Gebürgen demjenigen, der von der Seite von Piemont eindringen will, der Eingang in die Alpen ungemein erleichtert; dahingegen derjenige, welcher sich widersezzen soll, unendliche Schwierigkeiten übersteigen muß.

Die Päsſe laufen alle auf einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt zu, welcher in der Ebene von Piemont liegt. Weil sie nun da, wo sie aus den Gebürgen wieder herauskommen, sich sehr weit von ihrem Mittelpunkt entfernen; so sind auch die verschiedenen Korps, welche man genöthiget ist, zu vereinzeln, um sich wenigstens in den freiesten Passagen dem Feind entgegen zu stellen, zu weit von einander entfernt, und ihre Gemeinschaft ist daher äusserst schwer.

In dem Jahr 1708 befolgte man einen gleichen Vertheidigungsentwurf, nur mit dem Unterschied, daß man nicht im Besiz von Susa war. Man stellte sogar einen General daselbst an, welcher nicht die mindeste Kenntnis des Landes hatte. Seine Aufmerksamkeit war nicht allein auf die Provence und das niedere Dauphine gerichtet, sondern er mußte auch Savoien, welches von Festungen entblößt war, ja sogar die obere Rhone dekken, weil man einige Zeit glaubte, der Herzog von Savoien, welcher eine zahlreiche Kavallerie hatte, die man zu Unternehmungen in Gebirgen für unbrauchbar hielt, würde von dieser Seite eindringen.

Diese auf allzu viele Gegenstände vertheilte Aufmerksamkeit gab dem Herzog von Savoien, welcher ein beträchtliches Corps Truppen bis nach St. Jean Maurienne geschikt hatte, Gelegenheit, oberhalb Modena plözlich wieder umzukehren, und Exiles eher wegzunehmen, als unsere Armee, welche bei der Schanze Barrault im Lager stand, diesem Ort zu Hülfe kommen konnte. In der Folge verloren wir noch Fenestrelles in dem Thal von Pragela.

Es erhellet hieraus, daß nur Unwissenheit und Mangel an Kenntnis des Landes auf den unglüklichen Gedanken führen konnten, auf dieser Grenze des Staats einen Vertheidigungskrieg zu führen, von welchem man die gefährlichste Folge voraussehen mußte.

Nunmehr wollen wir die Fehler untersuchen, welche theils wir, theils unsere Feinde, aus Mangel an Kenntnis des Landes bei einzelnen Begebenheiten eines Feldzugs begangen haben.

Der Marschall von Luxemburg mußte zu Ende des Jahrs 1673 ein beträchtliches Corps Infanterie, das aber nur wenige Cavallerie bei sich hatte, aus Holland zurükführen. Der Prinz von Oranien vereinigte daher die ganze holländische und spanische Macht, und marschirte an die Maas, um den Marschall von Luxemburg zwischen Mastricht und Charleroi zu schlagen. Dieses veranlaßte den Hof, dem Marschall von Schomberg den Befehl zu ertheilen, alle in dem Hennegau und in Flandern liegende Cavallerie zu versammlen, und dem Marschall von Luxemburg, dem der Prinz von Oranien an Cavallerie weit überlegen war, entgegen zu marschiren.

Der Prinz von Oranien mußte demnach die Vereinigung dieser beiden Generale zu verhindern, und jeden einzeln vor ihrer Vereinigung zu schlagen suchen. Die wenige Känntnis des Landes, welche er besas, war Ursach, daß er die Scheinbewegungen des Marschalls von Luxemburg für wahr hielt. Da nämlich der französische General an der Durte ein Lager nahm und die Absicht zu haben schien, durch

den

den Condros und Ardenner Wald zu marschiren', um Sedan und Mezieres zu gewinnen; so näherte sich der Prinz von Oranien Hui und Namur, und entfernte sich dadurch zu sehr von der grossen Strasse, so daß der Marschall von Schomberg mit seiner Cavallerie zu eben der Zeit bis Tongres vorrükken konnte, in welcher der Marschall von Luxemburg sich schnell nach der Maas wandte, dieselbe bei Mastricht paßirte, und glüklich bei Tongres ankam.

Hätte der Prinz von Oranien den Condros und Ardenner Wald besser gekannt; so würde er die Schwierigkeiten eingesehen haben, welche der Marschall von Luxemburg in diesem Lande im Monat December zu überwinden hatte: denn entfernte sich dieser von Mastricht und Lüttich; so konnte er erst in den Festungen an der obern Maas Brod empfangen.

Als im Jahr 1674 der Prinz von Conde, welcher die französische Armee in Flandern kommandirte, sich bei der Comthurei Pieton gelagert hatte, nahm der Prinz von Oranien, in Vereinigung mit dem General de Souches, welcher die kaiserliche Armee anführte, sein Lager bei Seneff. Die Feinde waren der Armee des Prinzen von Conde weit überlegen, und glaubten daher wegen ihrer Ueberlegenheit im Stande zu seyn, die Belagerung ven Doornick unternehmen zu können.

Von Stolz und Einbildung aufgeblasen, trugen sie kein Bedenken von Seneff aufzubrechen, nach Binch zu marschiren, und in dem Anfange ihres Marsches der französischen Armee die Flanke zu bieten. Sie hatten zwei oder drei kleine Defileen zu passiren, welche durch kleine Ebenen von einander getrent waren, die aber mit hinlänglich starken Corps besezt werden konnten, um die Arriergarde, im Fall sie verfolgt und gedrängt würde, aufzunehmen.

Wenn der Prinz von Oranien die Vorsicht gehabt hätte, einige Truppen in der ersten kleinen Ebene zu lassen, um seine Arriergarde, welche innerhalb und ausserhalb dem Dorf Seneff war, an sich zu ziehen, so konnte der Prinz

Cor-

Conde nur alsdenn etwas gegen seine Arriergarde unternehmen, wenn sie sich von dem Dorf Seneff und von der hinter demselben liegenden kleinen Ebene abzog, ohne sie jedoch weiter als bis an das erste Defilee verfolgen zu können.

Aber der von Stolz aufgeblasene Feind, dem der Prinz von Conde, unter der Begünstigung einer oberhalb Seneff liegenden kleinen Anhöhe seine Anordnungen zum Angriff verbarg, verachtete alle Maaßregeln, welche die Beschaffenheit der Gegend erfoderte, und sezte seinen Marsch eben so fort, als wenn die Colonnen der im Marsch begriffenen Armee durch diese Defileen nicht getrennt und kein naher Feind, dessen Bewegungen man nicht sehen konnte, zu befürchten gewesen wäre: Einen Fehler, welchen der Prinz Conde auf der Stelle benuzte, indem er dem Feind seine Schlacht lieferte, deren glüklicher Erfolg allgemein bekannt ist.

Dieses Beispiel lehrt, daß ein General niemals, aus allzu grossem Vertrauen auf seine Ueberlegenheit, die Vorsichten versäumen darf, welche ihm die Beschaffenheit des Landes vorschreibt, in welcher sich die Armee befindet, der Feind mag nun in der Nähe, oder nach seiner Meinung weit von ihm entfernt seyn. Denn die leztere Vermuthung ist oft falsch, wenn ein wachsamer Feind, durch eine verborgene Bewegung, sich in den Stand gesezt hat, die Fehler zu benuzzen, welche sein Gegner aus Nachläßigkeit, oder aus Mangel an Kenntnis der Gegend, könnte begangen haben.

Eine solche Nachläßigkeit hätte beinahe den Prinzen von Oranien, bei der Belagerung von Oudenarde, zum zweitenmal ins Verderben gestürzt. Hätte er das Land besser gekannt; so würde er nicht die Höhen, welche vor seinen Circumvallationslinien lagen, dem Prinzen von Conde überlassen, sondern vielmehr vor der Ankunft der französischen Armee sich auf denselben gesezt haben.

In dem nämlichen Jahr 1674 war es die genaue Kenntnis, die der Marschall von Turenne von dem Elsas hatte,

welche

welche ihn in den Stand sezte, diese Provinz gegen eine ihm weit überlegene Macht zu vertheidigen, und in mehren wichtigen Begebenheiten als Sieger aufzutreten und die Feinde zu nöthigen, ihre Winterquartiere in dem obern Elsas, wo sie ganz sicher zu seyn glaubten, zu verlassen, und andere Quartiere jenseits des Rheins aufzusuchen.

Die im Jahr 1675 von uns verlorne Schlacht bei Consarbrück ist ein trauriges Beispiel von den schlimmen Folgen einer allzugeringen Kenntnis des Landes, in welchem man Krieg führt.

Hätte der Marschall Crequi die Saar besser gekannt; so wären ihm die zu beiden Seiten der Brükke befindlichen Furten nicht unbekannt geblieben, und er hätte sich mithin mit dem Lager seiner Armee nicht so weit von der Brükke und dem Furten entfernt.

Auf die Nachricht, daß die Cavallerie des Marschalls Crequi nach Fourage ausgegangen wäre, marschirten die Feinde in drei Colonnen nach dem Flusse. Ihre Cavallerie gieng auf beiden Seiten der Brükke durch denselben, und ihre Infanterie konnte durch das Feuer von dem bei der Brükke stehenden Thurme, welcher nur mit einem Lieutenant und zwanzig Mann besezt war, nicht zurükgehalten werden.

Die feindliche Armee stand also sehr bald disseits des Flusses in Schlachtordnung, rükte gegen des Königs Armee vor, ließ ihr nicht Zeit, sich in Schlachtordnung zu stellen, und schlug sie ohne grossen Widerstand.

Wenn der Graf Montecuculi den Renchen Fluß und die Kintzig genau gekannt hätte, so wäre es ihm in eben diesem Jahr, und beinahe zu der nämlichen Zeit, sehr leicht gewesen, die französische Armee zu schlagen, da sie sich nach dem Tod des Marschalls Türenne von Sasbach nach der Rheinbrükke bei Altenheim zurükzog.

Oder wenn dieser General, anstatt die französische Armee jenseits der Kintzig zu verfolgen, um sie bei Altenheim anzugreifen, wie er es ohne glüklichen Erfolg gethan hat,

über

über den Rhein bei Strasburg, welche Stadt in seinem Interesse war, gegangen, nach dem nicht befestigten Schlettstadt marschirt wäre, und sich daselbst mit der Armee gelagert hätte, so konnte er bis an die Brükke von Altenheim vorrükken, und dadurch der französischen Armee den Uebergang über diese Brükke verwehren.

Durch diese Bewegung hätte er die Armee des Königs genöthigt, längst dem Rhein weiter hinauf bis nach Breisach zu marschiren, um bei diesem Ort über den Rhein zu gehen; in welchem Fall der Graf Montecuculi mehr als hinlängliche Zeit hatte, mit seiner ganzen Armee Breisach gegen über zu marschiren und sich daselbst der einzigen Schanze, welche disseits des Rheins lag, zu bemächtigen und endlich die Rheinbrükke zu verbrennen.

Diese Bewegungen, welche ein von der Beschaffenheit des Landes unterrichteter General nicht würde verabsäumt haben, hätten den Grafen von Montecuculi zum Meister von Elsaß, von Lothringen, und von der Franche Comté, welches von Truppen entblöst war, gemacht. Alles dieses wäre um so viel leichter auszuführen gewesen, da die kaiserliche Armee, welche kurz zuvor den Marschall Crequi geschlagen hatte, ohne Widerstand in die Bisthümer einrükken konnte, und diese beiden vereinigten Armeen sich zwischen der Königlichen Armee jenseits des Rheins und derjenigen, welche sich in der Folge hinter der Maas hätte zusammen ziehen können, befunden hätten. Die Zeit aber, welche zu dem Zusammenziehen der leztern Armee erfordert wurde, wäre mehr als hinreichend gewesen, um den Verlust von Elsaß, von Lothringen und vielleicht selbst der drei Bisthümer zu bewirken.

Dieses merkwürdige Beispiel überzeugt uns von der unumgänglichen Nothwendigkeit, sich von dem Lande, in welchem man Krieg führen soll, eine vollkommene Kenntnis zu verschaffen, sonst ist man nicht im Stande, eine glükliche Begebenheit gehörig zu benuzzen.

Wenn im Jahr 1678 der Prinz von Oranien eine genaue Kenntnis von der Stellung der französischen Armee gehabt hätte, als sie auf der Heide von Latran hinter dem Bach von St. Denis im Lager stand; so würde er niemals hartnäkkig auf einem Gefecht, das für ihn keinen glüklichen Erfolg haben konnte, bestanden haben, so gros auch seine Begierde seyn mochte, durch dasselbe einen Frieden zu zernichten, von dem er wußte, daß ihn zwar Holland, aber Spanien noch nicht unterzeichnet hatte. Er würde niemals die Abtei St. Denis angegriffen haben, nachdem er gesehen, daß wir sie verliessen, und die daselbst gestandenen Truppen hinter dem Bach aufmarschirten.

Der Kenntnis des Landes hatte der Marschall von Luxemburg im Jahr 1690 den Gewinn der berühmten Schlacht bei Fleurus zu verdanken. Diese Kenntnis war es, welche ihn in den Stand sezte, dem Fürsten von Waldek die kühne Bewegung seines ganzen rechten Flügels zu verbergen, wodurch er seine anfängliche Schlachtordnung ganz änderte, und sich in die linke Flanke seines Gegners warf.

Diese Begebenheit berühren wir nur, in so fern sie Einfluß auf den Inhalt dieses Abschnitts hat, und um zu zeigen, daß sich die Kenntnis eines Landes noch auf andere Arten, als durch Karten, oder durch den Umgang mit Leuten, welche das Land kennen, erwerben läßt.

Diese zwei Arten, ein Land kennen zu lernen, gewähren weiter nichts als allgemeine Kenntnisse, auf welche man das Projekt eines Krieges oder den Operationsplan eines Feldzugs bauen kann. Oft aber ist es das scharfsichtige Auge eines geschikten Generals, welches, bei einzelnen Kriegsbegebenheiten, den Ausschlag giebt, indem er sich während dem Treffen selbst oder kurz vorher Vortheile des Terrains bekannt macht, deren er sich auch in eben dem Augenblik bedient.

Wenn der Herzog von Savoien sein Land besser gekannt hätte; so würde er, bei der Schlacht von Staffarda, welche

in

in dem nämlichen Jahr vorfiel, sein erstes Treffen fünfhundert Schritt weiter vorwärts gestellt haben. Durch diese Bewegung, wozu er Zeit genug hatte, hätte er mit seiner Armee die Front, in welcher die französische Armee gegen ihn anrücken konnte, weit überflügelt. Sein rechter Flügel wäre alsdenn durch die Cassinen gedekt gewesen, welche er zwar mit Infanterie besezte, die aber von der Armee zu weit entfernt waren, als daß sie hätten unterstüzt werden können. Den linken Flügel hätte er an einen alten Damm des Pos angelehnt. Bei einer solchen Anordnung würde er wahrscheinlich nicht geschlagen worden sein. Aus dem, was ich von dieser Begebenheit gesagt habe, erhellt, daß, wenn der Posten, in welchem man den Feind erwarten will, auch gut ist, in der Nähe desselben aber noch ein besserer sich befindet, und die Zeit es erlaubt, ihn mit der Armee zu besezzen, man dieses nicht verabsäumen müsse. Denn ein kleiner, durch Geschicklichkeit, erlangter Vortheil entscheidet öfters den Erfolg eines Treffens.

Wenn der Churfürst von Baiern, und der Herzog von Savoien im Jahr 1691 eine bessere Kenntniß des Landes besessen hätten; so würden sie, als die französische Armee von Moretta nach Saluzzo ausbrach, anstatt nach der Ebene von Revel disseits des Pos zu marschiren, auf die erste Nachricht von dem Marsch unserer Armee mit ihrer ganzen Armee über diesen Fluß bei Moretta gegangen, und über Saluzzo marschirt sein, um sich in der Ebene von Scarnafigi zu lagern. Die französische Armee würde alsdenn viele Schwierigkeiten gefunden haben, wenn sie sich ohne einen beträchtlichen Verlust zu leiden, über die Brompt und das alte Bell des Po gegen Pignerol hätte zurükziehen wollen.

Es wär ihr nicht einmal möglich gewesen, so lange sie sich bei Saluzzo aufhielt, die Gegend zwischen Saluzzo und Fassano zu furagieren.

Diese Bewegung allein würde den Marschall von Catinat in eben diesem Lager genöthigt haben, die Besazzung von Carmagnola aufzuopfern.

Hätte im Jahr 1692 der Marschall von Lorges die Gegend von Worms besser gekannt; so würde er den Landgrafen von Hessen bei Federsheim geschlagen haben.

Im Jahr 1694 wuste der Marschall von Luxemburg, vermöge der großen Kenntnis des Landes, welche er besaß, seine Märsche nach Flandern mit so vieler Klugheit anzuordnen, daß er dem Prinzen von Oranien immer zuvorkam, obgleich derselbe, wenigstens fünf Märsche, über die Armee des Königs voraus hatte.

Hätte im Jahr 1695 der Marschall von Villeroi eben die Kenntnis von dem innerhalb der Mehaine gelegenen Lande gehabt, welche der Marschall von Luxemburg im Jahr 1692 davon besaß; so wäre er über den großen und kleinen Lech in dasselbe gedrungen, und hätte die feindliche Armee, deren Lager keine Tiefe und die Schluft von Bouesse im Rücken hatte, leicht schlagen können.

Bei dieser für den Entsaz von Namur so entscheidenden Gelegenheit, mußte dem Marschall von Villeroi mehr daran gelegen sein, den Rücken, als die Front des feindlichen Lagers, welches er angreifen wollte, zu kennen. Denn die Anstalten innerhalb demselben waren äußerst schlecht, die Gemeinschaft von dem rechten nach dem linken Flügel des zweiten Treffens war gänzlich unterbrochen, und dies gab dem Marschall Villeroi, in der Anordnung seines Angrifs, sehr beträchtliche Vortheile; denn es stund bei ihm den Hauptangrif dahin zu richten, wo er es für gut befand.

Im Jahr 1701 hatte der Marschall von Catinat keine hinreichende Kenntnis von dem Land zwischen der Adige und dem Po. Dieses war die Ursach, daß er sich allzusehr vertheilte, und die französische Armee der Gefahr blos stellte, einzeln geschlagen zu werden, wie es beinahe in dem Gefecht bei Carpi geschehen wäre.

Wenn im Jahr 1704, nach der unglüklichen Schlacht von Hochstett, der Churfürst von Baiern, und der Marschall von Marsin die vortheilhafte Lage von Ulm besser gekannt

kannt hätten; so würden sie diesen Ort nicht verlassen haben. Wollten die Feinde nach dem Gewinn der Schlacht in Baiern einrücken, so konnte der Churfürst von Baiern, und der Marschall von Marsin sich mit der Armee des Marschalls von Villeroi vereinigen, und sich hiedurch in Deutschland wenigstens bis Ulm erhalten, ja so gar die Angelegenheiten Frankreichs jenseits des Rheins und bis an den Neckar wieder auf einen bessern Fuß sezzen.

In dem Projekt des Kriegs im Grossen war es beschlossen worden, sich der Stadt Ulm, eines zur Unterhaltung der Gemeinschaft mit Frankreich nothwendigen Postens, auf der Ober-Donau zu bemächtigen. Man mußte sich also in derselben zu behaupten suchen, weil die Gelegenheit sich ereignet hatte, von dem Besiz dieser Stadt Nuzzen zu ziehen.

Wenn im Jahr 1706 der Marschall von Villeroi die Kenntnis, welche er von dem Posten bei Ramillies besaß, hätte benuzzen wollen, so hätte er, ohne Gefahr, seinen linken Flügel schwächen können, um seinen rechten zu verstärken. Denn er sah, daß der Feind seinen rechten Flügel entblösste, um mit seinem linken Flügel den Hauptangrif zu thun.

Dieser General, welcher bei Ramillies im Grund weiter nichts als das Schlachtfeld verloren hat, konnte sich Löwen, der Verschanzungen an der Dylle, Brüssel, der Senne, Gent, der Schelde und der Leye zu seinem Nuzzen bedienen. Die Vortheile aller dieser Gegenden und Posten waren zu bekannt, als daß sie demjenigen nicht einfallen mußten, welcher hinreichende Fähigkeit besaß, darüber nachdenken zu können.

Wenn in dem nämlichen Jahr der Marschall de la Feuillade die Ebene von Piemont und den Fuß der Alpen besser gekannt hätte; so würde er nicht zwei Monat damit zugebracht haben, daß er dem Herzog von Savoien, welcher mit seiner Kavallerie aus Turin herausgerükt war, vergebens nachlief; und als er diesen Fürsten, nach dem

Eingang in das Thal von Luzerne hingelokt hatte; so würde er nicht so unvorsichtig gewesen seyn, dem König zu schreiben, daß er die feindliche Kavallerie in einer Gegend eingeschlossen hätte, aus welcher sie ihm nicht mehr entwischen könnte. Er hätte gewußt, daß von allen Thälern, welche auf die Ebene von Piemont zu laufen, mehrere brauchbare Fußwege nach den benachbarten Städten führen, und daß also der Herzog von Savoien entweder rechts oder links je nachdem es sein Vortheil verlangte, aus dem Thal von Luzerne heraus kommen und mithin ihm leicht entwischen konnte.

Wenn die Marschälle von Marsin und de la Feuillade nur die Gegenden von Turin gekannt hätten, so mußten sie einsehn, daß, als sie dem Herzog von Orleans vorschlugen, den Herzog von Savoien und den Prinzen Eugen in den Linien vor Turin zu erwarten, sie dem Feind die Wahl überließen, die französische Armee da anzugreifen, wo er es am vortheilhaftesten fand. Und dieß hätte sie von der Nothwendigkeit überführt, daß die Linien auf der Seite von Chivas in einem eben so guten Stand sein müßten, als der übrige Theil der Verschanzung.

Weil aber diese beiden Generale das Land nicht kannten; so kam es ihnen nicht in den Sinn, daß es dem Feind möglich wäre etwas auf das Quartier von Balon zu unternehmen, und in einer so großen Nähe von unserer Armee über die Doire zu gehn. Diese Bewegung konnte jedoch keinen grossen Schwierigkeiten unterworfen sein, weil die französische Armee in Circumvallations Linien eingeschlossen war.

Dieser nähmliche Mangel an Kenntnis des Landes bewog ebenfalls den Marschall de la Feuillade, dem Herzog von Orleans, der verwundet war, den Rath zu ertheilen, mit der Armee nach Pignerol zu marschiren, wo sie nicht den mindesten Unterhalt, weder für Menschen, noch für Pferde finden konnte. Vielmehr mußte man die Armee auf

den oberhalb unsers Lagers geschlagenen Brücken, über den Po zurükgehn lassen.

Wenn im Jahr 1707, als der Herzog von Savoien, und der Prinz Eugen ihr Unternehmen auf Toulon aufgeben mußten, und der Marschall von Tesse nichts gegen sie wagen wollte, dieser General die Grafschaft Piemont und die Leichtigkeit gekannt hätte, mit welcher der Herzog von Savoien seine Infanterie, so bald er nur erst einmal in die Ebene mit derselben eingerükt war, mit starken Märschen vorrücken lassen konnte; so würde der Marschall seine ganze Infanterie zur Bedeckung von dem Thale Pragela und von Susa auf das eiligste aus der Provence zurükgeschikt haben. Durch dieses Mittel würden erwähnte Plätze vollkommen sicher gestellt worden sein. Ob man gleich bei dieser Gelegenheit den Marschall von Tesse mit Rechtbeschuldigen könnte, daß er die Märsche, welche der Herzog von Savoien bis nach Susa zurük zu legen hatte, nicht nach der Kenntnis, welche er von dem Land besizzen mußte, berechnet habe; so will ich doch diesen großen Fehler vielmehr einem unwissenden Stolz, als dem Mangel dieser Berechnung zuschreiben, welche wie ihm nicht unbekannt bleiben konnte, alle Offizire seiner Armee für ihn angestellt hatten.

Bei einer bessern Kenntnis von Flandern würde der Marschall von Vendome im Jahr 1707 eingesehen haben, daß, um eine völlige Ueberlegenheit über die Feinde zu erhalten, es wesentlich wäre, sich der Vereinigung mit dem Marschall von Berwick zu versichern, ehe der Prinz Eugen sich mit dem Herzog von Marlboroug vereinigen konnte, obgleich dieser Prinz, als er den Rhein verließ, mehrere Märsche über den Marschall von Berwick voraus hatte.

Die Kenntnis des Landes mußte den Herzog von Vendome in den Stand sezzen, eine solche Bewegung zu machen, welche den Herzog von Marlboroug zwischen Löwen und Brüssel zurükhielt, und den Prinz Eugen nöthigte, seine Vereinigung mit dem Herzog von Marlboroug hinter Dender zu bewirken.

Hiedurch machte er den Vorsprung fruchtlos, den der Prinz Eugen über den Marschall von Berwick voraus hatte, welcher sich alsdenn eher mit dem Herzog von Vendome, als der Prinz Eugen mit dem Herzog von Malboroug vereinigen konnte.

Die Kenntnis des Landes mußte den Herzog von Vendome überzeugen, daß diese Bewegung seine Vereinigung mit dem Herzog von Berwick vor der Vereinigung des Prinzen Eugen mit dem Herzog von Marlboroug bewirken würde. Die Unterlassung dieser Bewegung hatte einen entscheidenden Einfluß auf den Feldzug. Denn die Vereinigung mit dem Marschall von Berwick würde dem Herzog von Vendome eine so große Ueberlegenheit über den Herzog von Marlboroug verschaft haben, daß es diesem unmöglich gewesen wäre, sich zwischen Löwen und Brüssel zu erhalten.

Gieng der Herzog von Marlboroug über die Dender, um dem Prinz Eugen entgegen zu marschiren; so gab er Brüssel und Löwen Preis. Zog er sich hinter die Senne, so verließ er Löwen und Molines, und seine Vereinigung mit dem Prinz Eugen wurde beinahe unmöglich.

Es ist also gewiß, daß, wenn Vendome statt nach Gent, vielmehr nach Genaz marschirt wäre, er die Vereinigung des Prinzen Eugens mit dem Herzog von Marlboroug um so viel Tage würde verzögert haben, als es nöthig war, um sich selbst mit dem Herzog von Berwick zu vereinigen.

Hätte der Herzog von Vendome Flandern besser gekannt; so würde er nachdem es ihm nicht gelungen, sich vor der Vereinigung des Prinzen Eugens mit dem Herzog von Marlboroug mit dem Herzog von Berwick zu vereinigen, hinter die Dender gesezt haben, um in seinem Rücken, nach der Einnahme von Gent die Belagerung von Oudenarde zu unternehmen. Er konnte so gar auch ohne Zeit Verlust über die Schelde gehn, und sich so nahe vor Oudenarde sezzen, daß die Feinde nach ihrer Vereinigung, auch

mit

Mit ihrer ganzen Macht, ihm die Belagerung dieses Orts nicht verwehren konnten; wenigstens waren sie nicht im Stande, aus diesem Ort heraus zu marschiren, um ihn entweder anzugreifen, oder Brücken über die Schelde zu schlagen, so lang er die Ufer dieses Flußes besezt hatte.

Durch diese Bewegung würde der Herzog von Vendome viele Vortheile erhalten haben. Er hätte die neu eroberten Plätze Brüg und Gent erhalten, und in seinem Rücken die Belagerung von Meenen unternehmen können, ohne daß es den Feinden möglich gewesen wäre, dieser Festung zu Hülfe zu eilen. Er hätte folglich Ryssel gerettet, ohne während der Belagerung von Meenen etwas für Namur oder Charleroi befürchten zu dürfen, weil die Feinde, so bald sie sich von Gent entfernten, Brüssel blos gaben.

Hätte der Herzog von Vendome die Gegenden von Oudenarde besser gekannt, so würde er sich nicht mit der Tete seiner Infanterie und Brigaden weise, mit einem Korps Infanterie, dessen Stärke ihm das versteckte und durchschnittene Land verbarg, in ein Treffen eingelassen haben.

Wenn ferner der Herzog von Vendome Flandern und das um Ryssel herum liegende fruchtbare Land wohl gekannt hätte, so würde er es sich nicht haben einfallen lassen, die Feinde, welche diesen Ort belagerten, in einem so großen Zirkel einzuschließen und sie auf diese Art aushungern zu wollen. Er würde vielmehr eingesehen haben, daß er in diesem ganzen Umkreis überall zu schwach sein, und der Feind an allen Stellen, wo er nur Gewalt anwenden wollte, mit geringer Mühe durchbrechen würde.

Wenn der Graf von la Motte sich von einem Land, in welchem er seit funfzehn oder sechszehn Jahren kommandirte, eine bessere Kenntnis verschaft hätte; so würde er mit dem unter seinem Befehl stehenden beträchtlichen Korps, den Feinden alle Zufuhren, welche sie zur Belagerung von Ryssel aus Ostende an sich zogen, abgeschnitten haben.

Eben so wenig würde er sich, zu einer so ungelegenen Zeit, bei Winnenthal haben schlagen lassen.

Im Jahr 1709 zog der Marschall von Villars alle mögliche Vortheile von der Kenntnis, welche er von dem Artois besaß. Vermöge derselben hielt er den Feind ab, in diese Provinz einzudringen, und mit der Armee gegen die Meer Seite vorzurücken. Sein Entwurf, dem eindringenden Feinde Schranken zu sezzen, verdient die grösten Lobsprüche. Nicht so gut waren aber die Maaßregeln, welche er traf, um die Feinde in dem Posten bei Malplaquet zu erwarten.

Im Jahr 1691 unternahm Ludwig der vierzehnte die Belagerung von Mons früher, als die gewöhnliche Eröfnung der Feldzüge zu geschehen pflegt. Der Prinz von Oranien wollte daher eine hinlänglich starke Armee zusammen ziehen, um diesen Ort zu entsezzen. Der Marschall von Luxemburg aber, dem der König die Beobachtungs Armee anvertraute, wußte solche geschickte Stellungen zu nehmen, daß er den Feind nöthigte, die Einnahme dieser Stadt mit anzusehn, ohne sie entsezzen zu können.

Alle Bewegungen des Marschalls von Luxemburg gründeten sich auf die Grundsäzze des Vertheidigungkriegs, während die Armee des Königs eine Belagerung unternahm, und auf den Angrif gieng. Dieses beweißt, daß bei einer weisen Anordnung eine Armee Bewegungen zum Angrif und zur Vertheidigung zu gleicher Zeit machen könne.

In dem nähmlichen Jahr sollte der Feldzug in Piemont mit der Belagerung von Turin eröfnet werden, und alles war zu dieser Unternehmung schon in Bereitschaft. Eben war man im Begrif an die Ausführung dieses Entwurfs zu schreiten, als Befehle, welche der Hof schickte, alles abänderten. Man eröfnete den Feldzug mit der Belagerung von Carmagnola; man legte in Casal eine frische Besazzung, und versah diesen Ort mit einer beträchtlichen Summe Gelds, weil man glaubte, daß die Gemeinschaft dieses Orts mit der französischen Armee in Piemont eine

geraume Zeit unterbrochen sein würde. Die Ankunft des Churfürsten von Baiern mit einem beträchtlichen Korps Truppen gab dem Krieg in diesem Land eine ganz andere Wendung. Unsere Feinde giengen auf den Angrif über, obgleich ihre Armee nur an Kavallerie stärker, an Infanterie aber weit schwächer, als die französische Armee war.

Sie erhielten bald die Ueberlegenheit über den Marschall von Catinat; und dieser General richtete seine Bewegungen ganz allein nach den Bewegungen des Feindes ein, ein Betragen, dem wir unsern Beifall nicht geben können. Da wir in der Folge dieses Werks über das Betragen des Marschalls von Catinat Betrachtungen anstellen werden; so wollen wir hier blos noch bemerken, daß er wenigstens einen Krieg zwischen gleichen Mächten hätte führen, und sich nicht selbst in den Vertheidigungskrieg hätte zurükwerfen sollen.

Es ist uns nicht unbekannt, daß, nach dem im Jahr 1691 im Monat Juli erfolgten Tod des Ministers Louvois, die Feinde desselben Ludwig den vierzehnten von den ungeheuren Kosten, und dem geringen Nuzzen eines Angrifskrieges in Piemont zu überführen suchten.

Wir wissen auch sehr wohl, daß der König den Herrn von Chaulai an den Marschall von Catinat abschickte, um genauer von diesem Krieg unterrichtet zu werden, und sich mit diesem General über die Mittel zu besprechen, in Piemont einen Vertheidigungskrieg zu führen, und das, was von den Staaten des Herzogs von Savoien erobert worden war, zu erhalten.

Es war jedoch ganz unnöthig, sich in diesem Augenblick auf einen Vertheidigungskrieg einzuschränken, da der Marschall von Catinat jede Gelegenheit zu einer Schlacht vermeiden, und seinem Gegner dennoch das Gleichgewicht halten konnte: eine Art Krieg zu führen, welche wenigstens vortheilhafter ist, als ein bloßer Vertheidigungskrieg.

Der ungeheure Vorrath an Korn, den der französische Hof in Carmognola angelegt hatte, durfte den Marschall nicht befürchten lassen, seine Armee möchte jenseits des Pos Mangel an Brodt leiden. Es ist bekannt, daß das Land jenseits des Pos zu fruchtbar ist, als daß man Mangel an Furage hätte befürchten können.

Um also das Gleichgewicht mit dem Feind zu halten, kam es nur darauf an, in einem Land, wo jede Gegend ein fester Posten ist, die Infanterie in einen vortheilhaften Posten zu sezzen.

Aber eben dies wurde von dem Marschall von Catinat verabsäumt.

Der Marsch, den die Feinde disseits des Pos in der Absicht unternahmen, um auf Saluzzo Scheindemonstrationen zu machen, sezte den Marschall von Catinat in eine solche Unruhe, daß er es für wesentlich hielt, den Feinden bei Saluzzo zuvorzukommen, und daher ein vortheilhaftes Lager bei Carmagnola verließ. Er hatte sich nicht so bald von diesem Ort entfernt, als die feindliche Armee, davon der gröste Theil damals in der Ebene von Revel gelagert war, diesen Ort durch ein abgeschicktes Korps gänzlich bekennen und belagern ließ.

Hätte der Churfürst von Baiern, nach der Einnahme von Carmagnola mit seiner ganzen Armee, in der Ebene von Scarnafigi, wo er von dem in Carmagnola gefundenen Vorrath hinlänglichen Unterhalt gefunden hatte, ein festes Lager bezogen, und wäre der Herzog von Savoien, Staffarda gegen über, über den Po gegangen, um sich mit ihm zu vereinigen, so ist es gewiß, daß die französische Armee viel Mühe gehabt haben würde, über den Po in einer so großen Nähe des Feindes, dem sie die Flanke geboten hatte, zurükzugehn. Ohne einen beträchtlichen Verlust, wenigstens an ihrem schweren Gepäck zu leiden, im Fall sie ihren Weg über das Gebirge genommen hätte, wäre es ihr nicht möglich gewesen, sich nach Pignerol zurükzuziehn.

Dieses Beispiel beweißt, daß ein General die durch den Zufall oder durch die Fehler seines Gegners erlangte Ueberlegenheit, ohne Zeitverlust, benuzzen müsse. Wozu nüzt den Angelegenheiten seines Monarchen diese Ueberlegenheit, wenn er sie nicht zu brauchen weiß, und wenn er dem Feinde Zeit läßt, seine Fehler zu verbessern?

Der Churfürst von Baiern begieng einen sehr großen Fehler, daß er in die Ebene von Revel marschirte. Denn da Turin der einzige Ort war, aus dem er seine Lebensmittel ziehen konnte und da die französische Armee zwischen ihm und Turin stand, so waren seine Zufuhren beständig in Gefahr, aufgehoben zu werden.

Das Jahr 1692 liefert mehrere Beispiele, welche beweisen, wie nöthig es ist, die Grundsäzze zu befolgen, welche wir oben bei den verschiedenen Arten der Kriege festgesezt haben.

Ludwig der vierzehnte eröfnete den Feldzug mit der Belagerung von Namur, das er auch ohngeachtet der Hindernisse eroberte, welche ihm so wohl das häufige Regenwetter, als auch der Prinz von Oranien, der mit einer starken Armee zum Entsaz herbei eilte, in den Weg legten.

Der Herzog von Luxemburg erhielt den Befehl, sich mit einer Observations Armee dem Eindringen der Armee des Prinzen von Oranien, von der Seite der Mehaigne zu widersezzen, und folglich bloß einen Vertheidigungskrieg zu führen.

In allen Bewegungen, welche dieser General den Bewegungen des Prinzen von Oranien, der mit seiner ganzen Armee von dieser Seite einzudringen suchte, entgegen sezte, bewies er bewundrungswürdige Talente. *)

Alle

*) „Eine nähere Zergliederung der Märsche des Marschalls, Herzogs „von Luxemburg in den Jahren 1690, 1691, 1692, 1693, 1694, „über welche der Marquis von Feuquiere Betrachtungen anstellt, „findet man in der Militair Geschichte von Flandern, auf welche „wir mithin den Leser verweisen müssen. d. Ueb.

Alle seine behutsamen und wohl überdachten Märsche waren mit so vieler Klugheit angeordnet, daß der Prinz von Oranien niemals die Zeit gewinnen konnte, über die Mehaigne zu gehen, ohne den Herzog von Luxemburg, der weit schwächer an Infanterie war, vor sich zu finden. Die Ueberlegenheit an Infanterie schien aber in einem Fall, wie dieser, entscheidend zu sein. Denn es kam darauf an, der Kavallerie unter dem Schutz des Feuers der Infanterie einen Uebergang über einen Fluß zu verschaffen, der an vielen Stellen Furten hatte, und über welchen überall, wo keine Furthen waren, Brücken geschlagen werden konnten.

Obgleich der Prinz von Oranien alle Mittel aufbot, um den Herzog von Luxemburg in ein Infanterie Gefecht zu verwickeln; so fand dieser doch beständig Gelegenheit, dem Gefecht auszuweichen. Die Ueberlegenheit seiner Kavallerie wußte er, theils durch die Bewegungen, welche er sie machen ließ, theils durch die Art, wie er sie gebrauchte, indem er sie jeder Zeit da aufmarschiren ließ, wo er sie dem Feuer der Infanterie nicht aufopferte und wo sie doch im Stand war, mit glüklichem Erfolg den Unternehmungen des Feindes sich zu widersezzen, so vortheilhaft zu nuzzen, daß es beständig das Ansehen hatte, als wünschte er eine Schlacht, ob er sie gleich immer sorgfältig vermied.

Dies Beispiel zeigt ferner, wie sehr die Ueberlegenheit an Genie einen General über einen Gegner erhebt, welcher ihm an Fähigkeiten nachsteht.

In der That war der Prinz von Oranien bei dieser Gelegenheit dem Herzog von Luxemburg an Infanterie weit überlegen, und es schien, als wenn der Prinz von Oranien weiter nichts zu thun hätte, als sich des Uebergangs über die Mehaigne zu versichern, um unter dem Schutz des Infanterie Feuers seine Kavallerie übergehen, und sie ohngeachtet des Feuers der Kavallerie des Herzogs von Luxemburg, in Schlachtordnung aufmarschiren zu lassen. Indessen benahm dieser grosse General durch seine geschickte Stellungen dem Feind die Möglichkeit, ein Infanterie Gefecht anzufan-

gen

gen, und versezte ihn in die traurige Nothwendigkeit, ein Augenzeuge von der Einnahme Namurs zu sein.

Der Herzog von Luxemburg verhinderte also bei dieser Gelegenheit, wo er Vertheidigungsweise gehen mußte, den Prinz von Oranien, den Vortheil zu nuzzen, den er sich wahrscheinlicherweise von der Ueberlegenheit seine Infanterie zu versprechen hatte. Denn es schien, als wenn die Infanterie den glücklichen Ausgang eines Treffens entscheiden müßte, welches nur allein mit derselben angefangen werden konnte. Die Bewegungen, welche dieser General während seiner Vertheidigung machte, waren so geschickt und sinnreich, daß sie ihm das Ansehen gaben, als wünschte er die Gelegenheit zu finden, auf den Angrif gehen zu können, obgleich seine einzige Absicht nur dahin ging, die Belagerung von Namur zu decken.

In dem nämlichen Jahr 1692 kommandirte der Marschall von Lorges die Armee in Deutschland. Sein Auftrag war, Elsas zu decken, und so viel möglich, auf Kosten seiner Feinde zu leben.

Der Marschall befand sich zwar in dem Fall, einen Vertheidigungskrieg führen zu müßen. Hierdurch aber wurden ihm die Hände nicht so gebunden, daß er die Gelegenheit sich eine völlige Ueberlegenheit über seine Feinde zu verschaffen, vorbeigehen lassen mußte, wenn solches geschehen konnte, ohne sich in ein Treffen einzulassen, dessen Ausgang zweifelhaft für ihn gewesen wäre. Indessen lies er in dem Lauf dieses Feldzugs dreimal die Gelegenheit vorbeigehn, diesen ihm aufgetragenen Vertheidungskrieg in einen Angrifskrieg zu verwandeln.

Diese drei Gelegenheiten sind folgende. Der Marschall von Lorges eröfnete den Feldzug in der Gegend von Mainz, zehrte alle in der Nachbarschaft dieses Orts befindliche Furage auf, und marschirte mit der Armee nach Alzei in der Pfalz zurük. Die Feinde hatten sich in zwei Korps zertheilt. Das eine unter der Anführung des Landgrafen von Hessen befand sich jenseits des Rheins in der Gegend

von

von Maintz; das andere, am niedern Neckar, ebenfals jenseits des Rheins.

So bald der Marschall von Lorges die Nachbarschaft von Mainz verlassen hatte; so ging der Landgraf mit seinem Korps, welches eilf bis zwölftausend Mann starck war, bei Mainz über den Rhein, marschirte an demselben hinauf, und machte einen Angrif auf zweihundert Mann, welche in den Thürmen von Worms postirt waren. Diese hielten das Kanonen Feuer aus, und der Donner der Kanonen benachrichtigte die französische Armee, welche zum Entsaz der angegriffenen Thürme herbei eilte, und noch zu rechter Zeit mit allen Truppen in der Nähe des Lagers ankam, von den Absichten des Feindes. Der Landgraf hatte eine sehr schlechte Stellung genommen, und sein Lager entsprach keinesweges den Grundsäzzen, welche die Kriegskunst bei Nehmung der Läger vorschreibt. Denn gerade vor demselben war eine Anhöhe, und hinter demselben der Rhein, ohne eine Brücke zum Rückzug über denselben. Nichts hinderte also die französische Armee sich, auf erwähnter Höhe, in Schlachtordnung zu stellen, und von da aus die feindliche Armee mit einem ohnfehlbar glücklichen Erfolg anzugreiffen.

Indessen wollte der Marschall von Lorges, welcher zwar für seine Person ein sehr unerschrockener Mann war, aber keinen das Große des Kriegs umfassenden Geist besaß, durchaus nicht zugeben, daß die Armee, die von dem Feind noch nicht erreicht werden konnte, in zwei oder drei Kolonnen über einen kleinen Bach gieng, den man passiren mußte, um eher als der Feind die vor seinem Lager liegende Anhöhe zu besezzen.

Er befahl vielmehr, daß die Armee um den Ursprung jenes Baches herum marschiren sollte, um sich daselbst in Schlachtordnung zu stellen, und gegen den Feind anzurükken. Ueber diesen Umweg vergieng der übrige Theil des Tages. Der folgende wurde nicht besser angewandt; der

Lands

Landgraf erhielt hiedurch Zeit, die Gefahr, welche ihm bevorstund, einzusehn, und sich von unserer Armee zu entfernen.

Wenn der Marschall von Lorges, dem zwar aufgetragen war, in Deutschland blos Vertheidigungsweise zu gehen, das von dem Landgrafen von Hessen angeführte Korps, (wie er bei dieser Gelegenheit wegen seiner überlegenen Macht wohl thun konnte,) zu Grunde gerichtet hätte; so ist es gewiß, daß er, ohne die Angelegenheiten des Königs in einige Gefahr zu sezzen, den Vertheidigungskrieg in einen Angrifskrieg verwandelt, und Frankreich die Ueberlegenheit über seine Feinde verschaft haben würde.

Die zweite Gelegenheit, welche der Marschall von Lorges verfehlte, um sich eine völlige Ueberlegenheit über seine Feinde zu verschaffen, und von der Vertheidigung auf den Angrif über zu gehn, war folgende.

Bald nach der eben erzählten Begebenheit marschirten die Feinde mit ihrer ganzen Armee in die Gegend, wo der Neckar in den Rhein fällt, in der Absicht, bei der Insel Santhoven eine Brücke über diesen Fluß zu schlagen und in die Pfalz einzudringen. Um die feindlichen Bewegungen zu beobachten, hatte der Marschall von Lorges ein kleines Korps von neun Bataillonen, und einigen Eskadronen, welches sein Lager bei Altrip nahm, detaschirt; und unter dem Vorwand der Bequemlichkeit der Furage entfernte er sich mit dem übrigen Theil seiner Armee neun Meilen von diesem Korps.

Dieses Korps war zu schwach und von der Hauptarmee zu weit entfernt, als daß es die ganze feindliche Armee hätte verhindern können, unter der Begünstigung des hohen Wassers, über den Rhein eine Brücke zu schlagen, und alsdenn, nachdem der Fluß wieder in seine Ufer getreten, über denselben zu gehn.

Ich kommandirte dieses Korps, und gab unserem General von der Schlagung dieser Brücke, von ihrer Vollendung, und von dem Uebergang der feindlichen Armee bestän-

ständig Nachricht. Indessen erhielt ich nicht eher Verhaltungs Befehle von dem Marschall von Lorges, als nachdem die Tete der feindlichen Armee bei der Landwehr von Speier anlangte.

Diese Befehle enthielten, daß ich mich nach Phillipsburg zurükziehn sollte; aber dieser Zurükzug konnte nicht mehr bewerkstelligt werden, ohne die Armee des Königs in zwei Theile zu theilen, und weil der übrige Theil der Armee nicht zu mir stoßen konnte, dem Feind den Eingang in das Elsas frei zu lassen. Demohngeachtet entschloß ich mich, diesem Befehl pünktlich nachzukommen; allein die Lebhaftigkeit, mit welcher die Feinde in die Landwehr von Speier einrükten, nöthigte mich das meinen Befehlen übergebene Korps hinter einem Arm des Speierbachs aufmarschiren zu lassen, und den Uebergang desselben dem Feinde so lange streitig zu machen, bis ich Unterstüzzung erhalten haben würde, welches mir auch nach einem langen Gefecht geglückt ist.

Unsere ganze Armee erhielt also Zeit, bei dem Speierbach anzukommen, und hinter demselben aufzumarschiren. Die ganze feindliche Armee war in die Landwehr gerückt, und sie konnte nur durch zwei Ausgänge wieder heraus marschiren.

Jedermann ist die Beschaffenheit der Landwehren bekannt. Um also den Feind mit einem glücklichen Erfolg anzugreifen, durften wir nur auf eine Bewegung aufmerksam sein, welche er unter unsern Augen machen mußte, und uns Uebergänge über den Bach, den wir vor uns hatten, zubereiten.

Indessen ließ der Marschall von Lorges, aller ihm gemachten Vorstellungen ohngeachtet, die feindliche Armee zu dem nämlichen Ausgang, durch welchen sie in die Landwehr eingerückt war, wieder aus derselben heraus marschiren.

Dieser General verabsäumte es also auch bei dieser Gelegenheit, ohne sich der mindesten Gefahr auszusezzen,

dem

dem Krieg eine vortheilhafte Wendung zu geben. Zu ängstlich an die Befehle seines Hofs gebunden, wußte er die Fehler seines Feindes sich nicht zu Nuzze zu machen.

Die dritte Gelegenheit in diesem Feldzug, welche der Marschall von Lorges verfehlte, um sich die Ueberlegenheit über seine Feinde, und seiner Armee gute Winterquartiere auf Kosten derselben zu verschaffen, war von folgender Beschaffenheit. Nachdem die französische Armee am Ende des Feldzugs die feindliche Armee genöthigt hatte, Hagenbach wo leztere eine Brücke über den Rhein geschlagen hatte, zu verlassen; so marschirte sie der Lebensmittel wegen in die Ebene von Ethlingen. Nachhero rückte sie bis Pfortzheim an der Entz vor. Auf die Nachricht, daß der Administrator von Würtenberg sich mit einem Korps von vier tausend Pferden bei Entzwaichingen gelagert habe, marschirte der Marschall von Lorges dahin, schlug dieses Korps, und nahm den Administrator gefangen. Es würde nicht schwer gewesen sein, die Winterquartiere in dem Herzogthum Würtenberg längs dem Neckar zu nehmen.

Unser General wollte aber lieber diese Vortheile selbst aus den Händen lassen, und zu dem Entsaz des von dem Landgrafen von Hessen belagerten Schlosses Eberburg eilen, als dem Krieg in Deutschland jenseits des Rheins noch einmal eine vortheilhafte Wendung geben, und ihn auf Kosten des Reichs führen.

Diese drei angeführten Beispiele geben genugsam zu erkennen, daß, wenn ein General, welcher die zum Kommando einer Armee erforderlichen Eigenschaften besizt, die Fehler seines Gegners zu nuzzen weiß, öfters ohne etwas auf das Spiel zu sezzen, die Gelegenheit findet, dem Krieg eine ihm vortheilhafte Wendung zu geben und ihn vielleicht auf Kosten des Feindes zu führen.

In dem Feldzug von 1691 bekam nach dem Tod des Ministers Louvois, der Krieg in Piemont eine neue Wendung. Der König beschloß, ihn Vertheidigungsweise zu führen und sich auf die Erhaltung von Pignerol, Susa,

Nizza und Savoien einzuschränken. Dieser Plan, welchen Leute entwarfen, die keine Kenntniß des Landes besaßen, wurde von dem Hof genehmigt, und die Ausführung desselben dem Marschall von Catinat übertragen. Zu diesem Ende wurde ihm eine Armee von hundert Bataillonen und viertzig Eskadronen anvertraut.

Zur Erleichterung des Unterhalts, schickte er seine Kavallerie in das Lager von Sablon an der Rhone. Die Infanterie aber vertheilte er in mehrere Korps, so wie er glaubte, daß es dem Vertheidigungsentwurf angemessen wäre.

Ob nun gleich der Herzog von Savoien zwar stärker an Kavallerie, aber weit schwächer an Infanterie war, so hinderten ihn diese getroffenen Anstalten doch nicht, durch Quieras bis Ambrün vorzudringen, wo er Geschütz hinführte, diese Stadt belagerte, und dieselbe im Rücken der französischen Armee wegnahm. Wäre er nicht bei Ambrün von den Kinder Blattern überfallen worden, so würde er bis in die Ebene von Dauphine vorgedrungen sein.

Wenn man die Armee des Marschalls von Catinat mit dem gehörigen Fuhrwerck, um derselben in der Ebene von Piemont das Brodt nach zu fahren, und den nöthigen Artillerie Pferden versehen hätte; so würde der Herzog von Savoien alle Gedanken auf Eroberungen aufgegeben haben. Denn er mußte beständig besorgen, die französische Armee möchte in das Piemontesische einrücken; welches er doch durchaus hintertreiben wollte. Als aber dieser Fürst den Zustand unserer Armee erfuhr, und er folglich nicht mehr zu befürchten hatte, daß sie in die Ebene von Piemont eindringen würde, weil sie nicht mehr verpflegt werden konnte, so bald sie sich so weit von Pignerol entfernte, daß sie ihr Brodt nicht selbst in diesem Ort empfangen konnte; so beschloß er auf den Angrif zu gehen, ob er gleich in einem gebürgichten Land, wo die Ueberlegenheit an Infanterie den glücklichen Erfolg aller Unternehmungen zu versichern scheint, weit weniger Infanterie als sein Gegner hatte.

Der erste Fehler, welcher bei diesem Vertheidigungskrieg begangen worden, muß dem Hof allein zugeschrieben werden. Nach einer Berechnung der nöthigen Ausgaben würde der Minister gefunden haben, daß die Ausbesserung des Proviant- und Artilleriefuhrwesens, welches sämtlich nach dem lezten Feldzug in Pignerol geblieben war, weit weniger kosten konnte, als die Unterhaltung der großen Menge Infanterie, welche dem Marschall von Catinat gegeben wurde, und welche in andern Gegenden mit einem weit größern Vortheil für den Dienst des Königs gebraucht werden konnte. Man würde alsdenn wenigstens einen Krieg, der zwischen gleichen Mächten geführt wird, einem so eingeschränkten Vertheidigungskrieg vorgezogen haben.

Der zweite Fehler muß dem Marschall von Catinat beigemessen werden. Dieser General kannte sowohl die Ebene von Piemont, als auch jenen weiten Umfang der Alpen, welche sich von Nizza bis an den Genfer See erstrekken; er mußte also, wie wir oben schon erwähnt haben, wissen, daß in der Ebene von Piemont der Mittelpunkt zu diesem Umkreis liegt, und daß er mithin überall zu schwach sein würde, wenn er seine Infanterie so, wie er es gethan hat, von einander trennte.

Der Marschall von Catinat befürchtete, daß, wenn er nicht die vornehmsten Posten, und sogar den Varo mit Infanterie besezte, die überlegene feindliche Kavallerie in die Provence oder in das Dauphine eindringen, und große Verheerungen in diesen Provinzen anrichten möchte. Diese Furcht scheint aber aus zwei Ursachen ungegründet zu sein.

Die erste ist, weil, im Fall auch diese feindliche Kavallerie ohne Widerstand über die Alpen gegangen wäre, man wenigstens sie leicht auf ihrem Rückzug hätte zu Grunde richten können. Man durfte zu diesem Ende nur die Hügel und diejenigen Defileen, durch welche sie zurück marschiren mußte, gehörig mit Infanterie besezzen.

Die zweite Ursach ist, weil in diesem Fall der Marschall von Catinat nur selbst mit seiner ganzen Macht in die

den Marschall noch mehr. Ehe wir aber dasjenige, was auf den Gegenstand dieses Abschnitts einigen Bezug hat, auseinander sezzen; so halten wir es für nöthig, eine kurze Beschreibung von der Lage zu machen, in welcher sich unsre Feinde bei der Eröfnung des Feldzugs in Flandern befanden.

Die Spanier konnten sich den Gränzen der Champagne nicht anders nähern, als wenn sie bei Charleroi über die Sambre giengen. An der Maas hatten unsere Feinde Lüttich, dessen Erhaltung ihnen am wichtigsten war. In dieser Absicht hatten sie die Citadelle dieser Stadt in einen bessern Vertheidigungsstand gesezt, und, in der Nähe derselben, ein festes Lager ausgesucht, in welchem eine ganze Armee stehen konnte.

Unsere Armeen, welche sich bei Gembloux vereinigt hatten, gaben ihnen Ursach, für Charleroi und Lüttich auf der einen, und für ihre Armee und Löwen auf der andern Seite besorgt zu sein. Verloren sie Lüttich; so verloren sie diejenige Stadt, welche ihnen den grösten Theil ihrer Waffen lieferte. Wir befanden uns alsdenn in der Nähe von Mastricht, und liessen ihnen also mit ihrer Armee in Deutschland keine andere Gemeinschaft, als über den Niederrhein und die Niedermaas. Wären sie in ihrem Lager bei Park geschlagen worden, so konnten Löwen, Malines, Antwerpen und Brüssel nicht mehr unterstüzt werden, und ganz Flandern war der Gefahr ausgesezt, von der französischen Armee erobert zu werden.

Bei dieser Beschaffenheit der Umstände muste der Prinz von Oranien seinen nahen Untergang vor sich sehen, wenn er in dem Anfang eines Feldzugs entweder Lüttich oder Löwen verlöre; doch war der Verlust von Lüttich nicht gleich so entscheidend, als der Verlust von Löwen. Er muste ferner überzeugt sein, daß er den bei Gembloux vereinigten Armeen kein Treffen liefern konnte, dessen Verlust die Zertrümmerung der verbundenen Mächte nothwendig zur Folge gehabt haben würde.

Er beschloß daher, seine M[illegible]ht zu theilen, und sezte
sich, wie schon erwähnt word[illegible], mit dem gröſten Theil
seiner Infanterie bei Park[illegible]. Das verschanzte Lager bei
Lüttich besezte er mit einem betra[illegible]chtlichen Korps Infanterie
und Kavallerie; so daß er glaub[illegible]te, es würde im Stande
sein, sich gegen einen Angrif s[illegible] lange zu halten, bis die
Unterstüzzung ankäme, welche u[illegible]ter dem Schuz der De-
mer, auf der andern Seite der M[illegible]aas, in das verschanzte
Lager geschickt werden konnte.

Diese Art Lüttich zu decken, [illegible]tte eine groſe Unbequem-
lichkeit, wie sich deutlich zeige[illegible] wird, wenn wir über die
Schlacht bei Neerwinden Betr[illegible]chtungen anstellen werden.
Um nähmlich den Marsch des d[illegible] taschirten Korps zu decken,
mußte der Prinz von Oranie[illegible] mit seiner ganzen Armee
vorrücken. Auf diese Art en[illegible]rnte er sich aber von Löwen
und Flandern, welches die[illegible] Spanier niemals zugeben
wollten.

Auch war der Prinz von [illegible]ranien nicht im Stande,
dem Marschall von Luxemburg di[illegible] Schwierigkeiten zu ver-
bergen, welche sich der Ausführ[illegible] dieses Entwurfs in den
Weg legten.

Dieß war der Operatio[illegible] Plan unserer Feinde, wel-
cher geschickter war, die [illegible]sführung der Entwürfe des
Marschalls von Luxembur[illegible] zu begünstigen, als sie zu hin-
tertreiben.

Ich werde meine B[illegible]trachtungen ganz allein auf den
Vertheidigungskrieg ei[illegible]schränken, und zu zeigen suchen,
daß der Herzog von Lu[illegible]mburg bloß seinen überlegenen Ta-
lenten den glücklicher[illegible]rfolg des Feldzugs zu danken hatte,
ob er gleich von se[illegible]m ersten Entwurf gänzlich abgehen
mußte. Er schlu[illegible]licht allein die Armee des Prinzen von
Oranien bei Nerr[illegible]den, sondern er eroberte auch Charle-
roi am Ende de[illegible]eldzugs.

Die vortr[illegible]ichen Bewegungen des Marschalls von Lu-
xemburg, w[illegible]ch dem Krieg eine neue Wendung gegeben
wurde, war [illegible]folgende. Sobald Ludwig XIV. die Armee

verlassen hatte, bezog der Marschall das Lager bei Mel
dert, welches von dem ndlichen Lager bei Park durch die
Waldungen von Meerd getrennt war.

In dieser Stellung hatte er die Armee des Prin
ten von Oranien vor sic und die in Lüttich befindlichen
Truppen im Rücken. T iese Truppen durften aber ihr ver
schanztes Lager nicht v rlassen, um sich mit dem Prinzen
von Oranien zu verein en, obgleich sie ihren Marsch durch
die Demer decken konn en, und dies aus zwei Gründen.
Verließen sie Lüttich, s konnten wir uns dieser Stadt eher
bemächtigen, ehe ihr P Prinz von Oranien zu Hülfe ei
len konnte. Und alsden waren auch die Truppen, wel
che Lüttich verließen, un ihren Marsch durch die Demer
zu decken suchten, selbs einer großen Gefahr ausgesezt,
weil sich der Marschall v Luxemburg in der Nähe dieses
Flusses befand.

Selbst der Prinz vo Oranien durfte, um diese Ver
einigung zu begünstiger sein Lager bei Park nicht verlas
sen, weil er durch ein solche Bewegung Löwen Preis ge
geben hätte. So lan also der Marschall von Luxemburg
sich in dem Lager von ldert erhalten konnte, schrieb er
dem Prinzen von Orani Gesezze vor, obgleich die franzö
sische Armee weit schwä als die feindliche war, wenn
es dem Feind erlaubt gewe wäre, alle seine Truppen zu
sammen zu ziehen.

Obgleich der Marschall n Luxemburg schon durch
die Wahl seines Postens den K theidigungskrieg in einen
Krieg zwischen gleichen Mächte verwandelte; so war er
dennoch mit diesem glänzenden A ang noch nicht zufrieden.
Er gieng auf den Angrif, und s g seinen Gegner, mit
allen den Vortheilen, welche sich überlegenes Genie zu
einem glücklichen Erfolg vorzubereit weiß.

Er glaubte nicht, daß er sich e mit dem Prinz von
Oranien in ein Treffen einlassen dürf als nachdem der
Prinz seine ohnehin schon getheilte Ma noch mehr würde
geschwächt haben. Auf die Art, wie di Prinz bei Park
stund,

stund, war es dem Marschall von Luxemburg nicht möglich, weder etwas auf seine Zufuhren, noch auf seine Furagierungen zu unternehmen. Es blieb ihm also nichts übrig, als in der Fruchtbarkeit seiner Einbildungskraft einen Vortheil über seinen Feind zu finden, welcher mehr entschied, als wenn er demselben eine Zufuhr aufhob, oder die Bedeckung einer Hauptfuragirung schlug.

Er gab daher dem Prinzen von Oranien Besorgnis für das verschanzte Lager bei Lüttich, und ertheilte zu diesem Ende dem Marquis von Harcourt, welcher mit einem kleinen Korps Kavallerie das Luxemburgische und die Niedermaas deckte, den Befehl, sich der Armee und Namur zu nähern, in welchem Ort er große Zurüstungen zur Fortschaffung des Geschüzzes, einen Vorrath von Kriegsmunition und Schanzzeug machen, und viel Brod backen ließ. Hierauf brach er aus dem Lager bei Melbert auf, marschirte mit seiner ganzen Armee in die Gegend von Lüttich, rekognoszirte die Verschanzungen daselbst, und ließ sogar eine große Menge Faschinen machen, unter dem Vorwand, als wenn er sich derselben bei einem Angriff auf die Verschanzungen hätte bedienen wollen.

Der Prinz von Oranien, welcher alles erfuhr, was in Namur vorgieng, glaubte, daß der Marschall von Luxemburg nichts anders im Sinn habe, als das verschanzte Lager bei Lüttich anzugreifen. Er verließ daher sein Lager bei Park, um dem Marschall von Luxemburg nachzufolgen, und dem Lager bei Lüttich sich so weit zu nähern, daß er dasselbe noch mit so viel Truppen, als schon in demselben waren, verstärken konnte, indem er dieses Korps hinter der Demer marschiren ließ.

So bald, als der Marschall von Luxemburg erfuhr, daß der Feind sich ihm und seinem in Lüttich vorgerückten Detaschement nähere, ordnete er alle seine Bewegungen vor diesem Ort so an, daß er im Voraus versichert sein durfte, der Prinz von Oranien werde seine Armee schwä-

chen, ehe der Marschall zur Ausführung seines Vorhabens, dem Prinzen eine Schlacht zu liefern, schreiten würde.

Der Prinz von Oranien, welcher dem Marschall von Luxemburg an Truppen überlegen war, begnügte sich damit, das verschanzte Lager bei Lüttich mit frischen Truppen verstärkt zu haben, sezte sich mit seiner Armee hinter dem Fluß Landen, wo er seinen rechten Flügel an die Gethe, den linken an Romsdorf lehnte, und Neerwinden vor der Front behielt. Er detaschirte sogar den Herzog von Würtemberg mit einem Korps von zehn- bis zwölftausend Mann, um unsere Linien bei Cortrück zu ersteigen, und unsere Kastelaneen zu brandschazzen; denn er glaubte nicht, daß ihn der Marschall von Luxemburg in dem Posten, den er sich gewählt, angreifen könnte.

Der Marschall von Luxemburg, zufrieden über die Bewegungen, zu welchen den Prinzen von Oranien ein allzugroßes Vertrauen in die größere Anzahl seiner Truppen verleitete, dachte nur daran, diesen Prinzen in seinem Lager bei Neerwinden, wo er sich für sicher hielt, und in welchem ihn dennoch der Marschall von Luxemburg anzugreifen beschlossen hatte, noch sicherer zu machen. Er stellte sich daher, als wenn er wegen der Kastelaneen in Flandern äusserst besorgt wäre, und ließ des Mittags die ganze zweite Linie, mit dem öffentlich ertheilten Befehl, aufbrechen, denselben auf das schleunigste zu Hülfe zu eilen; ins Geheim befahl er aber den detaschirten Truppen, an einem bestimmten Ort Halt zu machen, und so bald als die Nacht einbrach, marschirte er mit dem übrigen Theil seiner Armee gegen den Feind, welchen er ruhig in seinem Lager fand; denn der Prinz von Oranien glaubte, der Marschall von Luxemburg wäre mit der Ausführung seiner Unternehmung auf Lüttich beschäftigt, und hätte seine Armee, durch das Detaschement, welches er nach Flandern schickte, um einen beträchtlichen Theil geschwächt.

Ein ungewöhnlich starkes Gewitter, welches die Armee zu eben der Zeit, da sie sich im Marsch sezte, überfiel, verzögerte

zögerte ihren Marsch so sehr, daß sie zu spät ankam, um noch an dem nämlichen Tage den Feind angreifen zu können. Sie mußte den nächstfolgenden Tag abwarten, an welchem der Angrif mit dem ruhmvollen Erfolg, von welchem wir unten reden werden, begleitet wurde.

Die bei Neerwinden gewonnene Schlacht war so entscheidend, daß die Armee des Königs während dem übrigen Theil des Feldzugs das völlige Uebergewicht erhielt. Sie belagerte zu Ende Septembers Charleroi, eroberte diese Festung, nöthigte den Prinzen von Oranien von seinen Absichten abzustehen, und lebte bis zu der Zeit, wo sie die Winterquartiere bezog, auf Kosten des Feindes.

Nachdem wir durch dieses Beispiel gezeigt haben, daß der glückliche Erfolg eines Vertheidigungskriegs von den Fähigkeiten des kommandirenden Generals abhängt, daß derselbe öfters, allein dadurch, daß er seinem Gegner an Scharfsicht und kriegerischen Eigenschaften überlegen ist, dem Krieg eine vortheilhafte Wendung giebt; so wollen wir nunmher die Fehler zergliedern, welche der Prinz von Oranien begangen hat, und welche ihm, ohngeachtet seiner stärkern Armee, die Ueberlegenheit aus den Händen gerissen haben.

Der erste war, daß er, nach dem Abmarsch des Dauphins nach Deutschland, aus seinem Lager bei Park nicht vorgerückt ist, und den Marschall von Luxemburg nicht verhindert hat, das Lager bei Meldert zu beziehn. Diese Nachläßigkeit ist die Ursach gewesen, warum er aus dem Lager bei Park nicht wegmarschiren durfte, so lange der Marschall vou Luxemburg bei Meldert stand, und warum er sich nicht mit den Truppen, welche bei Lüttich waren, vereinigen konnte, weil er befürchten mußte, der französische General möchte sich dieser Stadt bemächtigen, sobald sie von keinem starken Korps gedeckt wurde. Der Prinz von Oranien verfehlte also die Gelegenheit, sich das Uebergewicht über den Marschall von Luxemburg zu verschaffen,

fen, welches er gehabt haben würde, wenn er seine ganze Armee beisammen behalten hätte.

Der zweite Fehler war, daß er die Scheinbewegungen des Marschalls von Luxemburg gegen Lüttich für wahr hielt, und sein Lager eher verließ, als dieser General die Belagerung von Lüttich wirklich unternommen hatte.

Der dritte war, daß er den Herzog von Würtemberg zu früh nach Flandern schickte, da er Zeit genug gehabt haben würde, dem Feinde diese Diversion zu machen, wenn der Marschall von Luxemburg Lüttich belagerte.

Der vierte Fehler, welchen der Prinz von Oranien begieng, und welcher den Marschall von Luxemburg in den Stand sezte, die drei ersten Fehler zu benuzzen, war, daß er einer Schlacht nicht auswich, obgleich er seine Armee durch die nach Lüttich und Flandern abgeschickten Korps geschwächt hatte.

Ohne den fünften Fehler würde der Marschall von Luxemburg seine Absicht, dem Krieg eine vortheilhaftere Wendung zu geben, nur sehr wenig befördert, und vielleicht, weit entfernt, an eine Ueberlegenheit denken zu dürfen, während dem übrigen Feldzug höchstens das Gleichgewicht mit seinem Gegner erhalten haben. Dieser Fehler bestand darinn, daß der Prinz von Oranien glaubte, der Marschall von Luxemburg, welcher mit der Kavallerie schon zwei Stunden nach Mittag in der Nähe des Lagers angekommen war, werde es nicht wagen, ihn anzugreifen, weil die französische Infanterie erst in der Nacht ankam, und er in dieser Nacht die Front seines Lagers, dessen Flügel durch die Getthe und die Landen gedeckt waren, so verschanzt zu haben glaubte, daß jeder Angrif darauf, nach seiner Meinung, mit unübersteiglichen Hindernissen verknüpft sein würde. Wenn der Prinz von Oranien, anstatt ein allzugroßes Vertrauen in die Güte seines Postens zu sezzen, ein Treffen hätte vermeiden wollen, welches Betragen die Klugheit erforderte, da er seine Armee durch erwähnte Detaschementer geschwächt hatte, wenn er unter der Begün-

stigung

stigung der Nacht mit der Armee über die Getthe gegangen wäre, und diesen Fluß vor der Front gelassen hätte; so ist es gewiß, daß alle weise und vortreffliche Bewegungen, durch welche der Marschall von Luxemburg die Gelegenheit zu erhalten suchte, den Prinzen von Oranien mit Vortheil anzugreifen, ihm keine so großen Vortheile gegeben haben würden, daß er dadurch die Lage des Kriegs ändern, und das Uebergewicht über seinen Gegner erhalten konnte. Ohne ein glückliches Treffen brachten alle diese Bewegungen der französischen Armee keinen wesentlichen Nuzzen, weil der Prinz von Oranien, sobald er seine Stellung durch die Getthe deckte, sich mit seinen detaschirt gewesenen Truppen vereinigen, und seine vorige Ueberlegenheit wieder erhalten konnte.

Dies Beispiel beweiset, daß ein einziger Fehler, der in dem Angesicht eines einsichtsvollen und großen Generals begangen wird, die nachtheiligsten Folgen haben, und dem Krieg plözlich eine andere, uns höchst schädliche Wendung geben kann.

Unser erster Entwurf für den Feldzug in Deutschland war, wie wir oben erwähnt haben, Vertheidigungsweise zu gehn, so wie auch unsre Feinde auf dieser Seite an keine Eroberungen dachten. Sie wollten vielmehr mit überlegener Macht in Ungern und Piemont erscheinen, wozu sie durch die Begebenheiten des vorhergehenden Jahrs veranlaßt wurden. Nachdem aber der Dauphin mit seiner Armee nach Deutschland marschirt war, und sich mit der Armee des Marschalls von Lorges vereinigt hatte, um mit vereinigten Kräften auf die von dem Prinz von Baden angeführte weit schwächere Reichsarmee loszugehen; so dachte der kaiserliche General nur an die jenseit dem Neckar liegenden Provinzen, und verließ das ganze zwischen dem Rhein und Neckar liegende Land. In der Lage, in welcher er sich befand, glaubte er weißlich zu handeln, wenn er sich nur dem weitern Eindringen der französischen Armee widersezte. Die Ueberlegenheit des Prinzen von Oranien

in

in Flandern, und die Entwürfe des Herzogs von Savoien flößten diesem Fürsten die Hofnung ein, daß wir genöthigt werden dürften, von der Armee in Deutschland Truppen zum Entsaz von Pignerol und zu der Armee nach Flandern zu schicken, daß wir folglich hierdurch unsere Uebermacht in Deutschland verlieren würden, und keine Winterquartiere daselbst beziehen könnten.

Zu diesem Ende zog der Prinz von Baden seine ganze Armee auf den oberhalb Heilbron befindlichen Anhöhen in ein Lager zusammen, und verschanzte dasselbe. Heilbron besezte er selbst mit einem Korps Infanterie. Auf der Seite von Laufen konnte dieses Lager nicht angegriffen werden; auch auf der Seite von Heilbron entsprach es den Regeln des Kriegs. Um es auf dieser Seite anzugreifen, mußte man sich vorher der Stadt bemeistert haben. Aber die französische Armee konnte bei Neckarsulm und bei Wimpfen über den Neckar gehen, und mithin das Lager des Prinzen von Baden turniren. Jedoch diese Bewegung unterliessen die französischen Generale, und machten von der Seite von Laufen, auf welcher dieses Lager nicht angegriffen werden konnte, einen fruchtlosen Angrif. Die französische Armee marschirte in dem Würtembergischen von einem Ort zum andern, plünderte überall, wo sie hinkam, und zog sich endlich zurück, ohne eine merkwürdige Begebenheit bewirkt zu haben, weil, wie es der Prinz von Baden vorausgesehen hatte, die Belagerung von Pignerol, zu welcher der Herzog von Savoien die nöthigen Zubereitungen machen ließ, den König von Frankreich nöthigte, einen großen Theil der Kavallerie von der Armee in Deutschland dem Marschall von Catinat zu schicken, um denselben in den Stand zu sezzen, Pignerol zu Hülfe zu eilen, und dem Herzog von Savoien ein Treffen zu liefern, im Fall er auf die Belagerung dieser Festung hartnäckig bestünde.

Aus diesem Beispiel erhellt, daß das wesentliche eines Vertheidigungskriegs darinn bestehe, den Unternehmungen des Feindes dadurch Schranken zu sezzen, wenn man

man ihn nöthigt, einen gewissen Punkt anzugreifen, und es dem Feind unmöglich ist, zu weitern Operationen fortzuschreiten, so lange er diesen Punkt nicht überwältigt hat.

Es war der Klugheit sehr gemäß, daß der Prinz von Baden das zwischen dem Rhein und dem Neckar liegende Land selbst verließ. Einzelne Theile desselben konnte er nicht vertheidigen, ohne einige Korps seiner ohnehin schwächern Armee aufzuopfern. Der mindeste Verlust würde aber in seiner damaligen Lage sehr entscheidend gegen ihn gewesen sein, und uns ein gänzliches Uebergewicht zu einer Zeit gegeben haben, in welcher es für den Prinzen von Baden von der äussersten Wichtigkeit war, sich durch die Wahl eines guten Postens in einer Art von Gleichgewicht zu erhalten.

Hätte der Marschall von Lorges mehr Thätigkeit bewiesen, hätte er nicht unnöthiger Weise eine Zeit verschwendet, in welcher er das Brodt, das er nur aus Phillipsburg und Fort Louis erhalten konnte, aufzehrte, hätte er sich vorher von der Beschaffenheit des Postens, den der Prinz von Baden auf den Höhen von Heilbron bezogen, genau unterrichtet; so würde er gewußt haben, daß dieser Posten auf der Seite von Laufen nicht angegriffen werden konnte, und er würde sich mithin in dieser Gegend mit der Armee nicht verweilt haben. Heilbron, welches jenseits des Neckars liegt, konnte er nicht angreifen, so lange es von der Armee des Prinzen von Baden vertheidigt wurde, und es blieb ihm daher nichts übrig, als bei Neckarsulm oder bei Wimpfen über den Neckar zu gehen, und von dieser Seite eine Stadt anzugreifen, in welcher der Feind seine beträchtlichsten Magazine hatte. Sobald er über den Neckar gegangen war, befand er sich im Rücken des feindlichen Lagers, und der Prinz von Baden wurde genöthigt, Heilbron mit allen Magazinen zu verlassen, und sich hinter der Kocher zurück zu ziehen.

Zwei Ursachen verhinderten sogar den Prinz von Baden, sich dem Uebergang der französischen Armee über den

Neckar

Neckar zu widersezzen. Erstlich war er zu weit von Neckarsulm entfernt, und er würde also, um dahin zu marschiren, genöthigt gewesen sein, die Anhöhen, auf welchen sein Lager stand, zu verlassen. Und zweitens begünstigte die Beschaffenheit der Gegend den Uebergang der französischen Armee: denn das disseitige Ufer des Neckars ist höher als das jenseitige; das französische Geschüz hätte also große Vortheile über das feindliche gehabt, und würde die Truppen, welche das Ufer des Neckars vertheidigen sollten, bald zum Rückzug genöthigt haben.

Aus dieser Erzählung erhellt, daß der Marschall von Lorges den entworfenen Angrifskrieg ohne Kopf führte; da hingegen das Betragen des Prinzen von Baden alles Lob verdient. Er zog aus einem scheinbar guten Posten wesentliche Vortheile. Sein Lager konnte, wie wir gesehen haben, umgangen werden, und der Feind war also nicht genöthigt, einen Punkt desselben anzugreifen, den man in den bestmöglichen Vertheidigungsstand gesezt hatte. Nur solche Läger, in welchen der Feind genöthiget wird, einen Punkt anzugreifen, dem wir alle mögliche Stärke gegeben haben, und welchen er nicht umgehen kann, verdienen den Namen fester Posten.

Der im Jahr 1693 in Piemont geführte Krieg giebt mir Gelegenheit, über einen Vertheidigungskrieg, der nicht nach wahren Grundsäzzen geführt wurde, und über einen Angrifskrieg, der zwar glücklicher geführt, aber doch keine merkwürdigen Folgen hatte, einige Betrachtungen anzustellen. Zwar hatte der Hof, wie wir schon gemeldet haben, in Piemont einen Vertheidigungskrieg beschlossen. Aber der Marschall von Catinat, dem die Lage, in welche er sich das vorige Jahr versezt befand, nicht behagte, änderte diesen Entwurf ab, weil er glaubte, der Herzog von Savoien hätte diesesmal nicht die Absicht, in das Dauphine einzudringen, und unsere Festungen im Rükken zu lassen.

Diesem Entwurf zu Folge vertheilte der Marschall von Catinat seine Infanterie auf folgende Art. Einen beträchtlichen Theil derselben legte er in Pignerol; auf der Höhe von Rochecostel wurde ein Lager bezogen, einige Batallionen kamen in das Thal Pragela in die Päße des Dauphinats, des Thals von Barcelonette und an den Varo. Seine Kavallerie aber blieb in dem Lager bei Sablon stehen.

Catinat glaubte, daß der Herzog von Savoien, bei dem Anblick eines so beträchtlichen Korps Infanterie, es nicht wagen würde, die Ebene von Piemont und Turin zu verlassen, und die Belagerung von Casal und von Nizza zu unternehmen, und daß dieser Fürst alle seine Absichten auf Pignerol und Susa bei dieser Stellung der französischen Armee aufgeben würde. Dieser Hauptentwurf würde vollkommen gut gewesen sein, wenn der Marschall von Catinat demselben noch einen besondern Entwurf beigefügt hätte, ohne welchen der erste unmöglich einen glücklichen Erfolg haben konnte.

Wenn man dem Herzog von Savoien die Belagerung von Pignerol verwehren wollte, so mußte man nicht zugeben, daß er die oberhalb der Citadelle von Pignerol liegende Schanze von St. Brigitta eroberte, noch das Korps Infanterie vertrieb, welches auf der Höhe von Rochecostel im Lager stand.

Um aber dem Herzog von Savoien die Belagerung von St. Brigitta unmöglich zu machen, mußte von diesem Fort an bis zu der Zitadelle ein verschauztes Lager genommen werden.

Damit der Herzog die bei Rochecostel postirte Infanterie nicht vertreiben konnte; so muste man diesem Lager eine Gemeinschaft mit Pignerole verschaffen, und nicht zugeben, daß sich der Herzog der Abtei St. Peter und des Rückens dieses Lagers bemächtigte.

Warum befürchtete man, der Herzog von Savoien möchte seine ganze Infanterie durch das Thal von St. Martin in das Thal von Pragela führen? Was konnte sie das

selbst ausrichten? Höchstens hätte sie einige unbeträchtliche Dörfer abgebrannt und Mühe gehabt, auf einige Tage Unterhalt zu finden.

Diese ganze Unternehmung hatte nicht den geringsten Einfluß weder auf Pignerol, noch auf Briançon, noch auf Susa, welche Oerter der Marschall von Catinat, von dem Berg Genever aus, deckte.

Mit diesem besondern Entwurf mußte er noch eine, vorzüglich in einem Lande, wie dieses, wesentliche Sache verbinden. Man mußte nämlich die Ausführung der Bewegungen, welche diese Infanterie machen sollte, wie auch das Kommando in Pignerol Männern anvertrauen, die solchen Geschäften gewachsen waren. Dies ist aber nicht geschehen.

Der Herzog von Savoien hatte sich nicht so bald mit seiner ganzen Armee Pignerol genähert, als er die Fehler unserer Anordnungen entdeckte, und sie ohne Zeitverlust benuzte. Er belagerte und eroberte das Fort St. Brigitte; er vertrieb ohne Mühe unsere Infanterie von den Höhen von Rochecostel, verfolgte sie bis an den Berg Genever, bombardirte Pignerol, und machte ernstliche Zubereitungen zu einer förmlichen Belagerung dieser Festung.

Dieß waren die Folgen unserer schlechten Anstalten, welche noch trauriger würden gewesen sein, wenn Ludwig der vierzehnte nicht schleunigst, von seiner Armee in Deutschland, ein beträchtliches Korps Kavallerie abgeschickt hätte, wodurch Catinat im Stand gesezt wurde, durch das Thal von Susa in die Ebene von Piemont zu rücken, und dem Herzog von Savoien ein Treffen zu liefern.

Diese ersten Vortheile, welche der Herzog von Savoien einerndtete, hatten diesem Fürsten einen allzugroßen Stolz und ein zu großes Vertrauen auf die Güte seiner deutschen Kavallerie eingeflößt. Er sah es daher mit einer wahren philosophischen Gleichgültigkeit an, als der Marschall von Catinat aus dem Thal von Susa herausrückte, und gieng demselben mit seiner Armee nicht entgegen. Ob

er gleich die Laufgräben vor Pignerol noch nicht eröfnet hatte; so wolte er dennoch sein Vorhaben auf diese Festung nicht aufgeben. Er glaubte, daß, wenn er die französische Armee in der Nähe von Pignerol schlagen könnte, die Belagerung dieses Orts mit weniger Schwierigkeiten verknüpft sein, und er die geschlagene Armee völlig zertrümmern würde, ehe sie sich nach Susa, woselbst sie nach seiner Meinung noch nicht in Sicherheit war, zurückgezogen haben würde.

Die Absicht des Herzogs von Savoien war also, die zwischen ihm und Turin befindliche französische Armee zu schlagen, nicht nur Pignerol, der geringste Gegenstand seiner stolzen Entwürfe, sondern auch Susa und Savoien wieder zu erobern, und endlich den Krieg in das Dauphinat, und bis vor die Thore von Lion zu spielen.

Nachdem wir den in Piemont geführten Krieg im Allgemeinen betrachtet haben; so wollen wir nun denselben genauer zergliedern, und alle Fehler zu zeigen suchen, welche von beiden Theilen gegen die Grundsätze des Angriffs und Vertheidigungskrieges begangen worden sind.

In dem Abschnitt, in welchem der Vertheidigungskrieg abgehandelt worden, haben wir die Grundsätze angeführt, nach welchen man sich, in einem solchen Krieg, nach der verschiedenen Beschaffenheit des Landes auf verschiedene Arten zu betragen hat.

Da diese Grundsätze allgemein sind, und ich aus Gelegenheit des in Piemont geführten Kriegs darüber nachgedacht habe; so werde ich zuerst die Lage, in welcher sich die Angelegenheiten Frankreichs vor Eröfnung dieses Feldzugs befanden, genau zergliedern, um alsdenn meine Bemerkungen über den Feldzug selbst desto verständlicher machen, und sie mit desto triftigeren Gründen unterstützen zu können.

Frankreich besaß damals Savoien und die Grafschaft Nizza. In Casal, in Susa, welches am Fuß des Berges Cenis, in Pignerol, das an dem Ende des Thales Prage-

la und an dem Eingang in die Ebene von Piemont liegt, waren starke Besatzungen. Wolte man also vertheidigungsweise gehen; so mußte man eine solche Stellung nehmen, wodurch die Festungen jenseits der Alpen gedeckt, und zugleich die Provence und das niedere Dauphinat gegen feindliche Streifereien sicher gestellt wurden. Man durfte nicht befürchten, daß es dem Feind, auf dieser Seite, gelingen würde, sich dissеits der Alpen festzusetzen. In Pignerol und in andern mehr rückwärts liegenden Festungen befand sich nicht nur eine große Menge schwere Artillerie, nebst den dazu gehörigen Wagen; sondern auch eine beträchtliche Anzahl Proviantwagen, welche aus den vorhergehenden Feldzügen übrig geblieben waren. Die französische Armee war stärker an Infanterie, aber schwächer an Kavallerie, als die feindliche Armee. Dieß war unsere Lage vor Eröfnung des Feldzugs.

Mit den Angelegenheiten des Feindes aber hatte es folgende Beschaffenheit:

Die Feinde waren Meister von der Ebene von Piemont, in welche wir, unserem Vertheidigungsentwurf gemäß, nicht eindringen wollten. Sie waren, wie wir bereits gemeldet haben, stärker an Kavallerie, aber weit schwächer an Infanterie.

In den Gebirgen konnten die Feinde ihre Kavallerie nur wenig gebrauchen. Unsere Vertheidigungsparallele konnte also nicht durchbrochen werden, wenn die Infanterie so vertheilt war, daß sie in allen Punkten, entweder durch die größere Anzahl, oder durch die geschickte Wahl des Postens, dem Feinde so lange widerstehen konnte, bis die übrige Infanterie sich zusammen gezogen hatte, und dem angegriffenen Posten zu Hülfe geeilt war.

Die Feinde befanden sich also in dem Thal von Piemont und unsere Absicht war, die Ausgänge aus demselben, von dem mittelländischen Meer und Nizza an, bis an den Genfer See zu vertheidigen.

Sie hatten demnach Casal im Rücken, und Pignerol, Susa am Fuß der Alpen und den ganzen Umkreis der Gebirge vor sich; wir hingegen hatten die Ebene von Piemont, die ganze versammlete feindliche Armee und Turin vor uns.

Der gröste Nachtheil unserer Stellung bestand darinn, daß wir, um den großen Umfang der Gebirge zu bewachen, unsere Infanterie in zu viel Corps vertheilt, und unsere Kavallerie zu weit zurückgesetzt hatten; während der Feind alle seine Truppen beisammen hatte, und demnach, obgleich weit schwächer an Infanterie, und überall, wo er sich mit ganzer Macht hinwandte, wenigstens die ersten Tage, da er bey irgend einem Punkt unserer Stellung ankam, uns an Anzahl überlegen sein mußte.

Diese Lage war für den Marschall von Catinat desto trauriger, da die Gefahr, in welche die französische Armee dadurch versetzt wurde, den Fehlern allein beigemessen werden muß, welche gegen die wahren Grundsätze der Vertheidigungskriege begangen wurden. In Vertheidigungskriegen ist die Güte unserer Anordnungen der einzige Schutz gegen unglükliche Begebenheiten, welche öfters die Frucht nur weniger Tage sind.

Die Wahrheit von dem, was ich hier behaupte, erhellt aus folgenden Betrachtungen:

Der Feind brauchte zur Belagerung von Casal alle seine Infanterie. Wolten wir also in die Ebene von Piemont eindringen, und zum Entsatz von Casal herbey eilen; so konnte der Feind nur seine Kavallerie uns entgegen schikken, um unserm weitern Vordringen Schranken zu setzen. Diese Kavallerie konnte aber, auf die Armee des Königs selbst, nichts unternehmen. Blos ihre Flanken konnte sie während dem Marsche beunruhigen, und ihr vielleicht Zufuhren aufheben, im Fall die französische Armee dieselbe, bey einer Bewegung vorwärts, aus Pignerol ziehen mußte.

Denn wie hätte die Kavallerie es wagen dürfen, sich in einem zwar sehr ebenen, aber überall durchschnittenen

und mit Defileen angefüllten Lande, in der Nähe unserer ganzen Armee aufzuhalten? Ganz gewiß wäre sie genöthigt gewesen, so wie wir vorrückten, die Gegend zu verlassen.

Hätte sie unsere Furagierungen beunruhigen wollen, so konnten wir dieselben in Piemont weit eher, als in jedem andern Lande, durch unsere Infanterie decken.

Wollte sie in unserem Rücken unsere Zufuhren aus Pignerol aufheben; so konnte man diesem Uebel während der Zeit, welche zu dem Entsatz von Casal erfordert wurde, leicht dadurch abhelfen, daß man auf den Proviantwagen, der Armee Mehl statt Brodt, nachführte.

Endlich ist Pignerol von Casal nicht mehr, als zwey und zwanzig Meilen, entfernt.

Auch ist die Entfernung von Pignerol nach Turin nicht so groß, daß es uns nicht möglich gewesen wäre, die feindliche Kavallerie zu nöthigen, sich jenseits Turin zurückzuziehen. Alsdenn konnten wir wenigstens Turin bombardiren, es in die Asche legen, und die Ebene von Piemont gänzlich verwüsten, welches der Herzog von Savoien auf alle mögliche Art zu verhindern gesucht haben würde. Es scheint also, als wenn in der damaligen Lage nicht mit Recht etwas für Casal zu befürchten gewesen wäre.

Die Belagerung von Nizza und Villafranca hatten wir ebenfalls nicht zu befürchten. Diese Plätze waren in gutem Stand, und wir hatten Infanterie an dem Varo, welche sich sogleich in dieselben werfen konnte. Wollte sich aber der Feind dennoch in diese Unternehmungen einlassen, so mußte er mit seiner Infanterie die Ebene von Piemont verlassen, und seine Kavallerie allein in derselben bleiben, um uns die Eroberung davon wenigstens einigermaßen zu erschweren.

Wir hatten auf dieser Seite aus eben den Gründen, welche wir bey der Unternehmung des Feinds auf Casal anführten, nichts zu fürchten. Diese Gründe waren in Ansehung von Nizza noch weit stärker. Denn bey dieser Unternehmung mußte der Feind mit seiner ganzen Infanterie

auf

auf der Seite von Nizza über die Alpen gehen. Der Herzog von Savoien konnte nicht einmal das benöthigte Geschütz, seine Kriegsmunition und sein Brodt anders woher, als aus Oneglia oder aus den spanischen Plätzen an der toscanischen Küste erhalten. Da wir die Oberherrschaft über die mittelländische See hatten, wie war es dem Feinde möglich, diese Zufuhren zu erhalten?

Wir durften demnach wegen Nizza und Villafranca, und aus den nämlichen Gründen, auch wegen Antibes in keinen Sorgen sein.

Auf der Seite des Thals von Barcelonette, und der übrigen weiter hinauf liegenden Thäler hatten wir weiter nichts zu befürchten, als Streifereien, welche keine andere Folgen haben konnten, als in der Provence und dem Dauphinat einige Dörfer in Brand zu stecken, und das Vieh in den Gebirgen wegzunehmen.

Dieß sind aber für eine Armee in einem Angriffskrieg sehr unbedeutende Hinderniße. Wir hatten überdieß in diesen Gegenden genug Infanterie, welche noch leicht durch diejenige, welche auf dem Berg Genever im Lager stand, verstärkt werden konnte, so daß sie sich in hinlänglicher Stärke befunden hätte, den Feind zum Rückzug zu nöthigen, und ihm zu verwehren, sich an der Durance festzusetzen.

Man könnte noch anführen, daß die Feinde sich nach dieser Seite, entweder mit einem kleinen, oder großen Korps hätten wenden können. Wäre dieses mit einem kleinen Korps geschehen, so konnte allen übeln Folgen leicht vorgebeugt werden, wenn man dieses Korps in Rücken nahm. Wolten die Feinde mit einem großen Korps vorrücken, so kann man fragen, von was dasselbe würde gelebt haben, wenn wir zu gleicher Zeit mit unserer ganzen Macht in die Ebene von Piemont eingerückt, und längs dem Fuß der Alpen fortmarschirt wären, und auf diese Art denjenigen Theil der feindlichen Armee vertrieben hätten,

welchen der Feind um den Rückzug des vorgerückten Korps zu decken, an dem Eingang in das Thal postirt hatte?

Auf der Seite von Maurienne und der Grafschaft Parantasia oder von dem Herzogthum Chablais war wegen Savoien nichts zu befürchten. Denn der Feind konnte nicht anders, als durch das Thal von Aosta und über den kleinen St. Bernhardsberg in dasselbe eindringen. Der einzige wesentliche Gegenstand der Vertheidigung ging also dahin, St. Brigitte, Pignerol und Susa zu decken.

Um nun den ganzen Angriff des Feinds und unsre ganze Vertheidigung auf diesen Punkt hinzurichten, waren von unserer Seite viele Anordnungen zu treffen, wovon einige nur zum Schein, andere von wesentlichem Nutzen waren. Zum Schein waren, die Ausbesserung des in Pignerol befindlichen Artillerie und Proviantfuhrwesens.

Dieß würde den Feind auf die Gedanken gebracht haben, daß es unsere Absicht sey, auf alle Bewegungen aufmerksam zu sein, welche er auch in einiger Entfernung von Pignerol machen könnte. Der Feind würde also unsere Aufmerksamkeit auf keinen Gegenstand gelenkt haben, der uns von unserm Vertheidigungsentwurf entfernte, weil wir im Stand waren, auf den Angriff zu gehen, sobald uns der Feind, indem er sich von unserm Hauptvertheidigungspunkt entfernte, eine vortheilhafte Gelegenheit dazu gab.

Catinat mußte seine Kavallerie nicht in dem Lager bey Sablon stehen lassen, weil sie in demselben von dem stärksten Korps Infanterie zu weit entfernt war, als daß der Feind glauben konnte, sie würde in die Ebene von Piemont eindringen, so bald er sich in Unternehmungen einlassen würde, welche ihn von Pignerol entfernten. Es würde besser gewesen sein, wenn der französische General die Kavallerie nach Savoien geschickt, und wegen der Bequemlichkeit der Furage, welche er in dieser Jahrszeit in den Gebirgen fand, in etwas weitläuftige Quartiere gelegt hätte.

Aus den Ursachen, welche wir oben angeführt haben, als wir die Beweggründe untersuchten, warum die Feinde gegen das niedere Dauphinat und die Provence vorrücken konnten, erhellt, daß die Absicht, diese Provinzen gegen die Streifereien der feindlichen Kavallerie zu decken, den Marschall von Catinat nicht hätte bewegen sollen, seine 40 Eskadronen so weit zu entfernen, daß er dem Herzog von Savoien alle Besorgnisse wegen der Ebene von Piemont benahm.

Der Hof mußte auch zum Befehlshaber in Pignerol, dem die Tete unserer Vertheidigungsparallele anvertraut war, einen andern Mann erwählen, als den Grafen von Tesse, der ohngeachtet des beträchtlichen Korps, welches er befehligte, den Herzog von Savoien an der Eroberung des Forts St. Brigitte nicht hinderte. Die Folge davon war, daß der Herzog die Abtei St. Peter, Malenage, die Redute und die Höhen von Tourines wegnahm; dem Lager bey Rochekostel die Gemeinschaft mit Pignerol abschnitt; die bey diesem Ort gelagerte Infanterie vertrieb, und sie nöthigte, sich bis Mantoules und Fenestrelles zurückzuziehen. Vielleicht würde er selbst Pignerol, wenn er gleich nach dem Bombardement dieser Stadt zur Eröfnung der Laufgraben geschritten wäre, schon erobert gehabt haben, ehe noch der Marschall von Catinat über Susa in die Ebene von Piemont eindringen, und diesem Platz zu Hülfe eilen konnte.

Dieß Beyspiel rechtfertigt den Satz, den ich oben bey dem Vertheidigungskrieg behauptet habe, daß die Kunst, ihn mit Glück zu führen, theils in einem guten allgemeinen Operationsplan bestehe, in welchem sich der General, dem die Armee anvertraut ist, zu finden weiß, theils in der Scharfsicht derjenigen, welchen der General die Ausführung einzelner Bewegungen aufgetragen hat, um einem unternehmenden Feind zuvor zu kommen. In dem Vertheidigungskrieg sind alle Fehler von der grösten Wich-

tigkeit, und selten erlaubt uns ein kühner Feind, sie zu verbessern.

Die Klugheit erlaubt es nicht, zu dem sehr zweifelhaften Ausgang einer Schlacht seine Zuflucht zu nehmen, wenn man beschlossen hatte, blos vertheidigungsweise zu gehen. Unsere Lage ist desto schlimmer, wenn wir uns, wegen begangener Fehler, zu einem Hülfsmittel genöthigt sehen, welches wir, ohne uns einer andern Gefahr Preiß zu geben, hätten vermeiden sollen.

Was ich hier behaupte, erhellt aus den Folgen, welche die glükliche Begebenheit, die Schlacht bey Marsaglia, veranlaßt hat. Zwar war der Sieg vollkommen, und doch brachte er in den Angelegenheiten Frankreichs keine glükliche Veränderung zu wege. Denn obgleich die Ueberbleibsel der feindlichen Armee sich weit von unserer Armee entfernt hatten; so waren wir doch nicht im Stande, weder Turin, noch Coni, zu belagern, viel weniger in Piemont die Winterquartiere zu beziehen, so wohl weil wir zur Fortschaffung und Bedienung der Artillerie keine Wagen hatten, als auch weil die Maulthiere nicht in hinlänglicher Anzahl waren, um der Armee, aus Pignerol und den Mehlmagazinen, den nöthigen Unterhalt nachführen zu können.

Dieß Beyspiel beweißt, daß man sich niemals so sclavisch an einen Vertheidigungsentwurf binden müsse, daß man sich selbst aller Mittel beraubt, angriffsweise gehen zu können, wenn uns Fehler des Feindes und glükliche Ereigniße dazu auffordern.

Im Jahr 1694 setzte Mangel an Geld, Mißwachs, und eingerißene Krankheiten, welche viele Menschen wegrafften, Ludwig den vierzehnten in die Nothwendigkeit, auf allen Gränzen der Monarchie vertheidigungsweise zu gehen. Dem Marschall von Luxemburg wurde, unter dem Oberbefehl des Dauphins, die Armee in Flandern anvertraut.

Dieser General, dem es zwar nicht an Truppen, aber andern Mitteln gebrach, welche erfordert werden, wenn man sich in große Unternehmungen einlassen will, hielt es für rathsam, seinen Gegner nicht merken zu lassen, daß er einen Vertheidigungskrieg zu führen genöthiget sey. Gleich bey Eröfnung des Feldzugs ließ also der Marschall von Luxemburg die französische Armee nach Tongres vorrücken, um dem Prinz von Oranien Besorgnisse wegen Lüttich zu geben, im Fall derselbe nach Flandern marschiren wollte.

Diese Partie ergriff er aus zwey Ursachen: die eine war, um dem Feind alle seine Absichten auf Flandern zu benehmen; die andere, um während dem ganzen Feldzug oder wenigstens einen großen Theil desselben der Armee des Königs, auf Kosten des feindlichen Lands, den Unterhalt zu verschaffen.

Dieses gelang ihm; der Prinz von Oranien glaubte beständig, der Marschall von Luxemburg würde Lüttich belagern, so bald er ihn aus dem Gesicht verlöre. Er verband dahero mit allen seinen Lägern keine andere Absicht, als Löwen zu decken, und sich in der Nähe der Armee des Königs zu halten, um ihr eine Schlacht zu liefern, wenn sie die Belagerung von Lüttich unternehmen wollte. Endlich glaubte der Prinz von Oranien, in dem Lager bey Tavieres einen Vorsprung über die französische Armee, welche bey Vignamont stand, erhalten zu haben, die Schelde erreichen und Cortrick sich bemächtigen zu können, ehe der Marschall von Luxemburg mit der Armee daselbst ankommen könnte.

Aber dieser thätige General wußte seine forcirten Märsche mit solcher Schnelligkeit zu machen, daß er noch einige Stunden früher als die Teten der feindlichen Kolonnen bey Hauterive an der Schelde ankam, und mithin alle Maasregeln vereitelte, welche der Prinz von Oranien getroffen hatte, theils um Cortrick zu erobern, theils um sich Furagequartiere auf Kosten der Castelaneyen von Cor-

trick

trick zu verschaffen. Diese Furagequartiere nahm der Marschall von Luxemburg für seine Armee, uud verschonte mithin die Königlichen Staaten.

Der im Jahr 1695 erfolgte Tod des Marschalls von Luxemburg gab den Angelegenheiten des Königs in Flandern eine ganz andere Gestalt.

Man mußte dieser Armee, die unter der Anführung Luxemburgs stets siegte, so oft sie nur den Feind angriff, und die sich unter einem so großen General nur bewegen durfte, um den Feind zu schlagen, einen neuen General geben, und die Wahl fiel auf den Marschall von Villeroi. Er befehligte die Hauptarmee, und unter ihm der Marschall von Boufflers die zweyte Armee. Der für dieses Jahr festgesetzte Operationsplan machte die Erhaltung der bisherigen Eroberungen zum einzigen Gegenstand der Sorge des neuen Generals. Man war weit entfernt von ihm zu begehren, sich in Unternehmungen von einem ungewissen Erfolg einzulassen, ob er gleich Truppen hatte, welche unter der Anführung des Marschalls von Luxemburg jederzeit zu siegen gewohnt waren.

Der Prinz von Oranien, befreit von einem so gefährlichen Gegner, als der Marschall von Luxemburg war, bestrebte sich über unsere neue Generale das Ansehen des Uebergewichts zu erlangen. In dieser Absicht beschloß er die Belagerung von Namur, und ließ zu diesem Ende in den spanischen Festungen an dem Meer und an den Gränzen von Flandern ungeheure Zurüstungen machen, um dadurch unsere Aufmerksamkeit auf Dünkirchen, Ypern, Dornick und Namur zu zertheilen.

Ludwig der vierzehnte, welcher, wie ich schon erwähnt habe, diesen Feldzug über in Flandern vertheidigungsweise gehen wollte, und welchem die großen Zurüstungen des Prinzen von Oranien nicht unbekannt waren, befahl, die oben genannten Festungen mit allen Nothwendigkeiten zu versehen.

Es ist zu bemerken, daß Namur auf dem rechten und Dünkirchen auf dem linken Flügel des Landes lagen, welches man decken wolte. Namur liegt bey dem Einfluß der Sambre in die Maas, Dünkirchen an dem Meer; Dornick an der Schelde, und Ypern an der Leie, lagen in der Mitte.

Um demnach bey der Eröfnung des Feldzugs unseren Armeen eine solche Stellung zu geben, daß sie erwähnte vier Festungen decken konnten; so befahl der König, daß die Armee des Marschalls von Boufflers sich in der Gegend von Mons versammlen sollte, um auf Namur ein wachsames Aug zu haben.

Der Marschall von Villeroi hingegen mußte seine Armee zwischen der Schelde und der Leie zusammen ziehen, und Ypern, Dünkirchen und Dornick decken.

Man versah überdieß Namur mit einer starken Besatzung, weil dieser Ort ziemlich weit von den andern Festungen entfernt, und die Gegend um denselben von einer solchen Beschaffenheit ist, daß man sich demselben nicht so leicht nähern konnte. Dem Herrn von Montclar wurde ausser der Vertheidigung von Dünkirchen noch ein kleines Korps anvertraut, welches bey der Abtei Loo zwischen Dünkirchen und la Kenoque ein Lager bezog.

Mir wurde die Vertheidigung von Ypern aufgetragen, im Fall die Feinde diesen Ort angreifen sollten.

Der Marschall von Crequi sollte Dornick vertheidigen, und der Marschall von Boufflers erhielt Befehl, sich mit einem starken Korps Dragoner in Namur zu werfen, so bald er sehen würde, daß die Feinde die Belagerung dieses Orts beschlossen hätten.

Dieß waren die Maasregeln, welche zur Erhaltung dieser vier Festungen, und zur Führung eines Vertheidigungskriegs in Flandern entworfen wurden.

Der Prinz von Oranien, dessen wahre Absicht auf Namur gerichtet war, verbarg dieselbe durch Scheindemonstrationen, welche er auf andere Festungen machte.

Da er uns an Macht weit überlegen war, und erras then zu haben glaubte, daß wir uns, in diesem Feldzug, blos auf die Vertheidigung einschränken würden, so vertheilte er gleich anfangs, mit etwas zu weniger Vorsicht, seine Armee in mehrere Korps. Er gab dem Kurfürsten von Bayern eine Armee, welche sich an der Oberdender zusammenzog, und sich bald darauf zwischen der Schelde und Leie setzte.

Der Marschall von Boufflers, welcher ihn beobachten sollte, wurde durch diese Bewegung veranlaßt, weiter vorzugehen, um die Linien von Cortrick zu decken. Der Prinz von Oranien detaschirte den Herrn von Oberkirch mit einem Corps Kavallerie, um sich mit demselben bei Fleurus längs der grossen Straße zu sezzen. Dieses Corps gab zu erkennen, daß die Absicht dieses Prinzen entweder auf Namur oder auf Charleroi gerichtet sey. Er selbst marschirte mit seiner Armee nach Bacelaer an der Heule, von wo aus er den Herzog von Würtemberg mit zwey und zwanzig Bataillonen und einigen Eskadronen detaschirte, um über Dixmüden bis la Kenaque und la Fintelle gegen über vorzurücken.

Diese erste Anordnung, wodurch uns dieser Prinz wegen aller unsern Vestungen gleiche Besorgnis geben wollte, war sehr kühn, und er würde es nicht ungestraft gewagt haben, sich im Angesicht der französischen Armee, die sich in einer Zeit von sechs Stunden zusammenziehen konnte, in so viele Korps zu vertheilen, wenn er den Marschall von Luxemburg noch zum Gegner gehabt hätte.

Um zu beweisen, daß die Feinde auf diese Art sich der Gefahr aussezten, einen für diesen ganzen Feldzug unersezlichen Verlust zu leiden; darf man nur bemerken, daß durch die Bewegung, welche der Marschall von Boufflers machte, um die Linien von Cortrick zu decken, beinahe die ganze Armee des Königs sich vereinigte, das zwischen der Schelde und la Kenoque liegende Land inne hatte, und mithin innerhalb sechs Stunden beisammen seyn konnte,

um nach ihrem Gutbefinden entweder über die bei Baceslaer sehr nachtheilig postirte Armee des Prinzen von Oranien, oder über die Armee des Kurfürsten von Baiern herzufallen, welcher sich ohne alle Gemeinschaft mit dem Prinzen von Oranien, vor den Linien von Cortrick gelagert hatte.

Ich getraue mir, ohne Ruhmredigkeit zu behaupten, daß ich mit den 36 Bataillonen und 20 Eskadronen, die zwischen Ypern und la Kenoque längs dem Kanal von Bouzingen standen, den Herzog von Würtemberg in dem Lager, welches er zwischen la Kenoque und der Abtey Loo genommen hatte, mit Vortheil angreifen konnte, ohne daß die Hauptarmee, unter den Marschällen von Villeroi und Boufflers, eine auf diese Unternehmung sich beziehende Bewegung machen durfte.

So viel ist gewiß, daß nur eine von diesen drey Unternehmungen gelingen durfte, um dem Krieg eine dem Interesse Frankreichs vortheilhaftere Wendung zu geben. Diese drey feindliche Korps waren von der Armee des Königs gleich weit entfernt, und hatten keine Gemeinschaft unter sich. Sie konnten sich also, ohne einen zweifelhaften Erfolg, mit der größten Ueberlegenheit gegen eines derselben wenden.

Es ist ferner ausgemacht, daß ein solcher glücklicher Erfolg dem Feind die Eroberung von Namur unmöglich gemacht, und dem König alle Besorgnis wegen der feindlichen Unternehmungen auf irgend eine seiner Vestungen benommen haben würde. Denn ohne sich einem blinden Ohngefähr blos zu stellen, konnte die französische Armee ein völliges Uebergewicht über die feindliche Armee erhalten.

In dieser gefährlichen Lage blieben die Feinde länger als acht Tage, und uns fiel es nicht ein, sie dafür zu strafen. Nach dem Verfluß dieser Zeit wurden alle, zu der Belagerung von Namur erforderliche Nothwendigkeiten fertig, der Prinz von Oranien zog seine zerstreute Armee zusammen, und ging nunmehr über die Leie und Schelde wieder zurück. Der Kurfürst von Bayern vereinigte sich

hier-

hierauf auf dem Marsch mit dem Corps Kavallerie des Herrn von Oberkirch, und berennte Namur.

Wir sehen demnach, daß der Marschall von Villeroi, bey der Eröfnung des Feldzugs, die Gelegenheit versäumt hat, ohne die Armee des Königs in Gefahr zu setzen, von der Vertheidigung auf den Angriff überzugehen. Weil nun Fehler, welche bey der Eröfnung des Feldzugs begangen werden, andere wichtige Fehler zur Folge haben; so werden wir auch in den folgenden Betrachtungen diejenigen Fehler an den Tag zu legen suchen, welche der Marschall von Villeroi bloß in Rücksicht auf den Vertheidigungskrieg begangen hat.

Der Kurfürst von Bayern unternahm also, mit seiner Armee und denjenigen Truppen, welche er von verschiedenen deutschen Fürsten erhielt, die Belagerung von Namur. Der Prinz von Oranien formirte aus seiner Armee und derjenigen Kavallerie, mit welcher, vor der Belagerung von Namur, der Herr von Oberkirch in der Gegend von Fleurus gestanden hatte, eine Observationsarmee, welche jenseits der Mehaigne eine solche Stellung nahm, daß sie jederzeit wieder über dieselbe gehen konnte, wenn es, um die Belagerung zu unterstützen, geschehen mußte.

Der Prinz von Vaudemont wurde mit etlichen und sechzig Bataillonen und etwa funfzig Eskadronen zurückgelassen, um die Vestungen in Flandern zu decken. Dieses Corps lagerte sich, zwischen der Lei und der Mandel, bey Deinse.

Der Marschall von Boufflers, welcher dem Kurfürsten von Bayern auf seinem Marsch zu der Belagerung von Namur, beständig zur Seite geblieben, hatte sich auf Befehl des Königs mit zwanzig Eskadronen Dragoner in diese Vestung geworfen, und den übrigen Theil seiner Armee dem Marschall von Villeroi übergeben, einige Kavallerie ausgenommen, welche bestimmt war, in die benachbarten Vestungen einzurücken, und das Land zwischen der Sambre und der Maas, auf der Seite von Dinant, zu decken.

Das

Dadurch wurde die Armee des Marschalls von Villeroi sehr verstärkt. Er lagerte sich mit derselben innerhalb der Linien von Cortrick, wo er von dem Corps des Prinzen von Vaudemont nur drey Meilen entfernt war. In dieser Stellung befanden sich die beiderseitigen Armeen in dem Anfang der Belagerung von Namur.

Das erste, was man zur Befreiung von Namur thun konnte, bestand darin, daß man mit der ganzen Macht auf die Observationsarmee losgehen mußte, ohne sich jedoch wegen des von dem Prinzen Vaudemont befehligten Korps einiger Gefahr auszusetzen.

Vaudemont hatte die Unvorsichtigkeit begangen, in einer sehr kleinen Entfernung von unserer Armee einen sehr schlechten Posten gewählt zu haben.

Villeroi faßte also den Entschluß, diesen Prinzen in seinem Lager anzugreifen. Die Bewegungen des französischen Generals, den Feind einzuschläfern, verdienen alles Lob. Villeroi wußte seinen Marsch mit einem solchen Geheimniß anzuordnen, daß die ganze französische Armee Morgens um 5 Uhr, in der Entfernung zweier Musquetenschüsse vor dem linken Flügel der feindlichen Armee ankam, ohne daß der Feind die geringste Nachricht von unserm Marsch erhalten hatte.

Zwischen dem linken Flügel des Feindes und der französischen Infanterie befand sich ein kleiner Bach, welcher nur fünf bis sechs Fuß breit war, und über welchen in der Geschwindigkeit von den Thüren der nächstgelegenen Häuser eine grosse Anzahl Brücken geschlagen werden konnten. Man mußte also mit der Infanterie über die Brükken gehen, und in das Quartier des nah schlafenden Prinzen von Vaudemont eindringen. Dieser mit Lebhaftigkeit ausgeführte Angriff war nicht den geringsten Schwierigkeiten unterworfen.

Allein in dem Augenblick, in welchem der entscheidende Schlag eines bisher glücklich ausgeführten Entwurfs gethan werden sollte, befahl der Marschall von Vil-

leroi der Armee, sich links zu ziehen, um anderthalb Meilen weiter oben bey Isengen über die Mandel zu gehen, unter dem Vorwand, daß man ein Lager, dem man in der Flanke stünde, nicht in Kolonne angreifen könne. Indessen erwachten die Feinde, und ehe unsere Armee bey Isengen angekommen war, hatten sie schon ihr Lager verlassen. Der Marschall von Villeroi und der Prinz von Vaudemont schienen sich bey dieser Gelegenheit um die Ehre zu streiten, wer die meisten Fehler machen würde. Doch trug der erste, wie aus der Folge erhellen wird, den Lorbeerkranz davon, mit welchem man schlechte Generale zu krönen pflegt.

Nachdem der Prinz von Vaudemont einer so grossen Gefahr entgangen war, so sollte man glauben, er würde sich so weit von unserer Armee entfernen, daß er von derselben nichts mehr zu befürchten haben konnte.

Dies that er jedoch nicht, sondern lagerte sich auf der Höhe von Arselle, das Dorf Enterghen ließ er vor der Front, der linke Flügel der Armee wurde an die Mandel angelehnt, und der rechte an die Luel.

Nachdem der Marschall von Villeroi über die Mandel gegangen war, rückte er mit seiner ganzen Kavallerie des rechten Flügels und mit der Brigade der französischen Garden vor. Den übrigen Theil der Infanterie nebst dem linken Flügel Kavallerie ließ er zurück. Der Infanterie ertheilte er den Befehl, drey oder vier Schlösser wegzunehmen, welche die Feinde mit Infanterie besetzt hatten, um die Front ihres alten Lagers zu decken. Die Eilfertigkeit, mit welcher sie dasselbe verliessen, erlaubte ihnen nicht, die in den Schlössern postirte Infanterie an sich zu ziehen. Nachdem die feindliche Infanterie mit wenig Mühe vertrieben worden war, blieben die Truppen en Kolonne halten, um den Befehl zum Vorrücken zu erwarten. Diesen Befehl erhielten sie erst früh Morgens um 2 Uhr. Sie setzten sich alsdenn in Marsch und kamen um 6 Uhr vor dem feindlichen Lager an. Die Armee des Prinzen

von

von Vaudemont stand auf der Höhe von Arselle in Schlachtordnung. Zwar war die Front des Feindes sehr schwer anzugreifen; man konnte aber leicht den rechten Flügel Kavallerie und einige Infanterie über die Mandel gehen lassen, um die linke Flanke des Feindes anzugreifen, während der übrige Theil der Armee sich links halten, und gegen den feindlichen rechten Flügel marschiren mußte. Der linke Flügel der französischen Armee machte auch würklich diese Bewegung. Der ganze linke Flügel, so wie ein Theil von der Mitte der französischen Armee, befand sich, unterstützt durch alle Vortheile des Terrains, in einer Entfernung von höchstens zwey Musketenschüssen, dem feindlichen rechten gerade über, in Schlachtordnung.

Alles schien sich zu vereinigen, dem Ruhm des Marschalls von Villeroi einen ungewöhnlichen Glanz zu geben. Die Feinde selbst gaben ihm die schönste Gelegenheit, den am Morgen dieses Tages begangenen Fehler auf das rühmlichste zu verbessern. Alle Anstalten waren getroffen, um den Feind mit dem glücklichsten Erfolg anzugreifen, als plötzlich der Marschall den Angriff auf den folgenden Tag zu verschieben befahl, und keine Gründe, keine Bitten den eigensinnigen Mann bewegen konnten, von seinem Entschluß abzugehen.

Der Prinz von Vaudemont, der in vier und zwanzig Stunden seinem Untergang zweimal nahe war, benutzte sein Glück und unsere Trägheit, und zog sich ganz ruhig zurück, so daß ausser einem Angriff auf eine von Dragonern und Infanterie zusammengesetzte Arriergarde nichts vorfiel.

Dies Beispiel überführt uns von der Nothwendigkeit, die Führung eines Vertheidigungskriegs einem Manne anzuvertrauen, der Scharfsicht und Thätigkeit genug besitzt, um jede Gelegenheit zu ergreifen, die sich ihm darbietet, von der Vertheidigung zum Angriff überzugehen. Hätte sich der Marschall von Villeroi seines Glücks zu bedienen gewußt, so konnte er dem Feind seine Ueberlegen-

heit benehmen, und unter beiden Armeen die Gleichheit wiederherstellen. Ihm war es leicht die Feinde zu nöthigen, von allen ihren Unternehmungen abzustehen, und den Vertheidigungskrieg in einen Krieg zwischen gleichen Mächten zu verwandeln.

Von diesem Feldzug an, bis zu dem Rißwicker Frieden, führten wir beinahe auf allen unsern Gränzen diejenige Art des Krieges, welche zwischen gleichen Mächten geführt wird. Weder in Flandern, noch in Deutschland und in Italien liessen wir uns in irgend eine Unternehmung ein, welche man hätte für ein Kennzeichen der Ueberlegenheit halten können. Zwar ließ Ludwig der Vierzehnte Ath und Barcelona belagern. Aber dies geschah zu einer Zeit, da die Bevollmächtigten, welche den Frieden schliessen sollten, schon alle versammlet waren, und die Bedingung gemacht hatten, daß im Fall der Friede in einer gewissen Zeit zu Stande kommen sollte, jede Macht dasjenige zurückzugeben verbunden wäre, was sie während den Unterhandlungen erobert haben würde.

Wir schreiten daher zu den Betrachtungen über die Begebenheiten, welche einem Angriffs- oder Vertheidigungskrieg eine andere Wendung geben, und denselben in einen Krieg zwischen gleichen Mächten verwandeln können. Bey dieser Art des Krieges beobachtet jeder Theil mit äußerster Sorgfalt die Bewegungen seines Gegners, und jede Macht bietet alle ihre Kräfte auf, um die Ueberlegenheit an sich zu reissen, wenn dies geschehen kann, ohne sich in ein Gefecht zu verwickeln, dessen Erfolg zweifelhaft ist, und dessen Verlust uns zu dem Vertheidigungskrieg zurückzugehen nöthigen kann.

Der Angriffskrieg, welchen Ludwig der Vierzehnte im Jahr 1667 mit Spanien führte, würde durch das dreyfache Bündniß in einen Krieg zwischen gleichen Mächten ausgeartet seyn, wenn nicht der Achner Frieden dem Krieg zum Vortheil Frankreichs ein Ende gemacht hätte.

Im Jahr 1672 bekriegte Ludwig der Vierzehnte die Holländer mit einer Ueberlegenheit, welche den gänzlichen Umsturz dieses Staats zur Folge haben konnte. Durch das Bündnis aber, welches gleich nach dem Ausbruch des Krieges gegen Frankreich entstand, wurde Ludwig dem Vierzehnten die Ueberlegenheit entrissen, und er in die Nothwendigkeit gesetzt, einen Krieg zwischen gleichen Mächten zu führen. Indessen gaben die Scharfsicht der französischen Minister und die Talente der Türennes und Conde diesem Krieg eine solche Wendung, daß Frankreich in dem Nimweger Frieden beträchtliche Vortheile eingeräumt wurden.

Im Jahr 1673 hob der Graf von Montecuculi dem Marschall Türenne eine aus Würzburg kommende Zufuhr auf, und hierdurch nöthigte er den französischen General bis an den Oberrhein zurückzugehen. Er selbst aber wurde hiedurch in den Stand gesetzt, sich am Niederrhein festzusetzen, und dieses nöthigte Ludwig den Vierzehnten seine in Holland gemachten Eroberungen zu verlassen. Unsere Feinde trafen sogar Anstalten, welche auf den folgenden Feldzug Eroberungen in Flandern zur Absicht hatten.

Demongeachtet aber eroberte der König im Jahr 1674 im Frühjahr die Franchecomte, und der Marschall Türenne stellte beinahe, zu eben dieser Zeit, durch den Sieg bey Sinzheim das Gleichgewicht mit dem Feinde wieder her. Durch die in der Schlacht bey Seneff erhaltenen Vortheile setzte der Prinz von Conde' die Feinde ausser Stand, in Flandern auf den Angriff zu gehen. Sie wurden vielmehr auf einen Krieg zwischen gleichen Mächten zurückgeworfen.

Durch die in der Schlacht bey Enzheim erlangten Vortheile erhielt sich der Marschall Türenne im Gleichgewicht mit den Feinden, und durch die Gefechte bey Mühlhausen und Colmar verschaffte er sich sogar eine Ueberlegenheit, in welcher er sich bis an seinen, in dem folgenden Jahre erfolgten Tod, zu erhalten wußte.

Beynahe der ganze Krieg, welcher durch den Nimweger Frieden geendigt wurde, und in welchem Ludwig der Vierzehnte theils selbst kommandirte, theils seine Generale kommandiren ließ, wurde zum Ruhm der französischen Waffen geführt. Denn ob wir gleich unsern Gegnern nur das Gleichgewicht halten konnten; so zeichneten wir uns doch in jedem Feldzug durch glückliche und glänzende Unternehmungen aus.

Der Krieg, welcher im Jahr 1688 ausbrach, und sich mit dem Ryßwicker Frieden endigte, kann ebenfalls als ein Krieg der zwischen gleichen Mächten geführt wird, betrachtet werden. Anfänglich gingen wir gegen den Kaiser auf den Angriff. Durch das Bündnis aber, welches die Mächte Europens wider Frankreich schlossen, verbreitete sich gar bald das Kriegsfeuer so sehr auf allen Seiten, daß wir schon im folgenden Jahre 1689 auf allen Gränzen unsers Staats auf die Vertheidigung eingeschränkt waren.

Im Jahr 1690 ging der König in Piemont und in Flandern auf den Angriff; in Deutschland war der Krieg von der dritten Art, und blieb so bis zum Frieden. In Piemont wurde man auf die Vertheidigung wieder zurückgeworfen. In Flandern hingegen ging man bis auf das Jahr 1695 auf den Angriff. Alsdenn aber verwandelte sich der Krieg daselbst in den Krieg zwischen gleichen Mächten, in welchem jedennoch unsere Feinde durch die Eroberung von Namur sich einiges Ansehen von Ueberlegenheit verschafften.

In dem im Jahr 1701 entstandenen spanischen Erbfolgekrieg hätten wir nothwendig Angriffsweise gehen müssen. Denn Frankreich und Spanien, welches ein gemeinschaftliches Interesse verband, mußten nicht zugeben, daß die zum Vortheil Oesterreichs verbundenen Mächte die gehörigen Maaßregeln ergriffen, welche sie in den Stand setzten, gemeinschaftlich zu agiren, und die zerstreuten Staaten der spanischen Monarchie von allen Seiten anzugreifen.

fen. Die Ruhe und Sicherheit der spanischen Staaten in Italien erforderten, daß man von der Republik Venedig verlangte, sich entweder für die eine, oder für die andere Partie zu erklären. Vermöge einer weisen Politik mußte man sich nicht mit der von dieser Republik angebotenen Neutralität begnügen. Man konnte leicht voraussehen, daß der Kaiser große Vortheile von dieser Neutralität erhalten würde. Denn da die Venetianer beiden Theilen den freyen Durchmarsch durch ihre Staaten unter der Bedingung zugestanden hatten, daß die Truppen alles, was sie brauchen und verzehren würden, bezahlen sollten; so konnte man leicht denken, daß die kaiserlichen Truppen zuerst in dieselben einrücken würden, weil sie sich sonsten den spanischen, disseits des Minzo, gelegenen Provinzen nicht nähern konnten.

Diesem gleich anfänglich begangenen Fehler ist es zuzuschreiben, daß der Krieg in Italien von unserer Seite vertheigungsweise angefangen, und so bis in das Jahr 1706 fortgeführt wurde, in welchem der spanischen Monarchie alle Staaten entrissen wurden, welche sie in Italien besaß. Gleich nach dem Gefecht bey Calcinato war indessen dennoch ein günstiger Zeitpunct, in welchem es möglich gewesen wäre, dem Kriege eine vortheilhafte Wendung zu geben, oder aber auf eine Frankreich und Spanien sehr rühmliche Art zu endigen.

Die Unternehmung, welche der Herzog von Vendome nicht allein auf das richtigste entworfen, sondern auch glücklich ausgeführt hatte, würde dieses bewerkstelligt haben, wenn sich dieser General auf dem Marsch nach Salo am See Guardia nicht zu lange verweilt, und hiedurch den Deutschen Zeit gegeben hätte, sich in den Tridentinischen zu versammlen. Er mußte mit der französischen Armee über den Adige gehen, und bis an die Päsfe der Alpen vorrücken. Durch diese mit Lebhaftigkeit ausgeführte Bewegung vertrieb der Herzog von Vendome die Deutschen

gänzlich aus Italien, und machte es ihnen wenigstens für dieses Jahr unmöglich, daselbst wieder zu erscheinen.

Alsdenn aber wäre es vielleicht möglich gewesen, die Venetianer und die übrigen italiänischen Staaten, unter dem Vorwand ihrer künftigen Ruhe, zu einem Bündnis mit uns zu überreden.

Durch sein Zaudern verlor also der Herzog von Vendome alle Früchte des Treffens bey Calcinato, das für uns so vortheilhaft seyn konnte, welches aber dem Krieg keine andere Wendung gab, weil der Prinz Eugen Zeit hatte, frische Truppen aus Deutschland an sich zu ziehen.

In Deutschland hätten wir die mit uns verbundenen Fürsten, nämlich die Kurfürsten von Baiern und Cölln, und den Herzog von Wolfenbüttel selbst verstärken müssen, um sie in den Stand zu setzen, etwas zu unserm Vortheil zu unternehmen.

Da wir aber hierauf keine Rücksicht nahmen; so verloren wir im Jahr 1701 bey Eröffnung des Feldzugs den Herzog von Wolfenbüttel, und in der Folge auch das Kurfürstenthum Kölln. Anstatt also in Deutschland auf der Seite des Niederrheins mit einem glücklichen Erfolg einen Angriffskrieg zu führen, wurden wir sehr bald auf die Vertheidigung eingeschränkt.

Mit Recht kann man die einzelnen Fehler, welche in diesem Feldzug begangen wurden, dem Herrn Marschall von Boufflers zuschreiben. Dieser General mußte sich die Erhaltung von Kaiserwerth äusserst angelegen seyn lassen. Er ließ es aber die Feinde nicht allein einnehmen, sondern setzte sie sogar durch seine zwecklosen Bewegungen in den Stand, den Krieg nach der Nieder-Maas zu spielen.

Man kann also behaupten, daß wir von einem auf dieser Seite beschlossenen Angriffskrieg sehr bald auf eine Vertheidigung zurückgebracht worden sind, welche eben den französischen Waffen nicht viel Ehre machte.

In Ansehung Hollands mußte man die Truppen, welche die Generalstaaten in den spanischen Vestungen hatten,

so lange zurückhalten, bis man Versicherung von dieser Republik hatte, daß sie weder die Waffen gegen uns ergreifen, noch sich in irgend ein Bündniß wider Frankreich und Spanien einlassen würde.

Es würde nicht ohne Nutzen gewesen seyn, wenn man diese Republik, welche so sehr auf ihre Erhaltung bedacht ist, gegen die nicht ganz ungegründete Furcht, welche ihr die anwachsende Grösse des Hauses Bourbon einflössen mußte, sicher gestellt hätte. Wenn auch die spanische Monarchie einige Festungen abgetreten hätte; so würde dieser Verlust reichlich dadurch ersetzt worden seyn, wenn die Holländer keinen Theil an dem Krieg genommen hätten.

Man mußte ferner für sie so vortheilhafte und gegen die Engländer so ausschliessende Handlungsverträge eingehen, daß man versichert seyn konnte, die Holländer würden wegen des Vortheils ihres Handels das Bündniß mit England aufgeben; Ein Bündniß, welches König Wilhelm, der erst kurz gestorben war, ohngeachtet der grossen Eifersucht, welche wegen der Herrschaft auf dem Meer und der Handlungsvortheile beständig zwischen beiden Nationen herrschte, mit äusserster Sorgfalt zu erhalten gewußt hatte.

Aber alle diese klugen Maaßregeln wurden entweder nur unvollkommen getroffen, oder ganz verabsäumet. Durch unsere Unthätigkeit begaben wir uns also von freyen Stükken der Mittel, welche uns in den Stand gesetzt haben würden, gleich anfänglich angriffsweise zu gehen, und den Krieg mit der vereinigten Macht Spaniens und Frankreichs mit solchem Nachdruck zu führen, daß der Friede, den wir unsern Feinden beständig anbieten mußten, bald erfolgt wäre. In diesem Fall aber war es nöthig, uns wegen der Dauer des Friedens gewisse Versicherungen geben zu lassen.

Ganz anders war das Betragen unserer Feinde. Diese kündigten uns nicht eher den Krieg an, als nachdem sie beynahe 18 Monate dazu angewandt hatten, Trup-

pen zu errichten, und alle Maaßregeln zu treffen, die Staaten der spanischen Monarchie auf allen Seiten anzugreifen. Sie gingen gleich angriffsweise. Zwar hielten wir ihnen in Italien einige Zeit das Gleichgewicht. Aber am Rhein und an der Maaß waren sie uns überlegen.

XXI. Abschnitt.

Von der Versammlung der Armee.

Eine Armee versammlet sich bey dem Ausbruch eines Krieges, und dann bey der Eröffnung eines jeden Feldzugs, um entweder ein für ihren Unterhalt bequemes Lager zu beziehen, oder die Belagerung einer Festung zu unternehmen.

Sie zieht sich entweder ganz oder in einzelne Corps zusammen.

Der Staat hat entweder einen Angriffs- oder Vertheidigungskrieg beschlossen.

In dem ersten Fall muß man den Cantonirungs-Quartieren der Armee eine solche Lage geben, und ihren Marsch aus demselben, nach dem allgemeinen Sammelplatz, so angeordnet haben, daß alle Truppen, an Einem Tag, auf demselben eintreffen können.

Diese Absicht erreicht man, wenn man die Zeit berechnet, welche die Truppen brauchen, wenn sie aus den Cantonirungs-Quartieren nach dem Sammelplatz der Armee marschieren, und den Marsch der Truppen, dieser Berechnung gemäß, einrichtet.

Diese große, auf einmal vorgenommene Bewegung der Armee, hat die Absicht, die Bestürzung des Feindes zu vermehren, und ihm in seinen gegen uns entworfenen Unternehmungen zuvorzukommen.

Dazu wird aber erfordert, daß alle Geräthschaften entweder schon bey der Armee angekommen, oder in einer so kleinen Entfernung befindlich sind, daß dadurch keine Unternehmung verzögert werden kann.

Wenn sich die Armee versammlet, um einen Vertheidigungskrieg zu führen; so muß die Infanterie zuerst in mehrern grossen Corps in denjenigen Vestungen oder wenigstens in der Nähe derselben zusammen gezogen werden, welche der Feind zuerst mit einer Belagerung bedroht. Dies geschieht, theils um dem Feind seine ersten Schritte desto mehr zu erschweren, theils um diese Infanterie an der Ausbesserung der Vestungswerke oder an Erbauung neuer Werke arbeiten zu lassen.

Wenn es mit Bequemlichkeit und Vortheil geschehen kann; so bezieht diese Infanterie ein bey einer Vestung liegendes verschanztes Lager, welches von derselben gedeckt wird. Oder man legt sie auch selbst in die Vestung, wenn in derselben Raum genug für sie ist, und man das verschanzte Lager nicht für haltbar hält.

In diesem Fall muß in diese Vestungen nicht mehr Kavallerie gelegt werden, als zu den Patrullen erforderlich ist, welche gemacht werden müssen, um von den Bewegungen der Feinde Nachricht einzuziehen.

Die übrige Kavallerie muß ausser der Vestung bleiben, damit sie nicht bey der Berennung derselben mit eingeschlossen werde. Ihre Bestimmung ist alsdenn, den Marsch der Truppen und Zufuhren, womit wir eine Vestung zu versehen suchen, auf welche der Feind Absichten zu haben scheint, zu decken; die Fouragirungen und Zufuhren des Feindes aber auf alle mögliche Arten zu beunruhigen.

Wenn eine Armee, in der Folge eines Krieges, zur Eröffnung des Feldzugs, zusammengezogen wird; so muß man die Infanterie in diejenigen Städte vorrücken lassen, welche dem Sammelplaz am nächsten liegen, damit sie nicht mehr weit bis zu demselben zu marschiren habe. Die

Kaval-

Kavallerie kann weiter rückwärts an Orten, wo sie entweder leicht trockenes oder grünes Futter findet, zurückgelassen werden.

Wenn der General die Absicht hat, den Feldzug mit einer Belagerung, zu welcher er schon die nöthigen Vorbereitungen gemacht hat, zu eröffnen; so ist diese Vestung entweder der einzige Gegenstand der Aufmerksamkeit des Feindes, und sie liegt in der Nähe von Städten, welche dem Staat gehören, dem wir dienen; oder wir sind im Stande, die Aufmerksamkeit des Feindes auf mehrere Vestungen, welche uns in Absicht einer Belagerung gleich vortheilhaft liegen, zu zertheilen, und alsdenn diejenige anzugreifen, welche am wenigsten mit Truppen, Kriegs- und Mundprovision versehen ist.

In dem ersten Fall muß der General seine Armee in mehrere, sowohl aus Infanterie als Kavallerie bestehende Korps zusammenziehen. Diese müssen sich nach Maaßgabe des Wegs, welchen sie zurückzulegen haben, das eine früher, das andere später in Marsch setzen, damit sie alle zugleich in der Gegend ankommen, welche ein jedes Corps bey der Berennung des zu belagernden Orts zu besetzen hat.

Wenn die Vestung, welche man angreifen will, zu weit entfernt ist, als daß sie von den zuerst aufgebrochenen Corps, in einem Marsch, erreicht werden könnte, oder, wenn man den Feind wegen mehrerer Vestungen Besorgnisse geben will, um die am wenigsten zubereitete Vestung angreifen zu können; so muß die ganze Armee in einem Lager versammlet werden, und alsdenn muß man gegen eine Vestung vorrücken, welche man nicht angreifen will. Um die Aufmerksamkeit des Feindes ganz auf diesen Ort zu lenken; muß man die Pionniers und das schwere Geschütz solche Bewegungen machen lassen, durch welche der Feind gänzlich überzeugt wird, daß unsere Absicht auf diesen Ort gerichtet sey.

Hält der Feind diese falsche Bewegungen für wahre, und vermindert er seine Aufmerksamkeit auf die Vestung, welche man eigentlich auf dem Korn hat; so muß sie von der Kavallerie unvermuthet berennt, und auch die Infanterie eiligst herbeygerufen werden.

Wenn ein General seine Armee zusammenzieht, um ein für ihren Unterhalt bequemes Lager zu beziehen; so wird es von seiner Klugheit und von der Kenntniß, welche er von dem Lande und der Lage des Feindes hat, abhängen, einen Posten zu wählen, in welchem er die für seine Armee nöthige Fourage dem Feind entziehen kann.

Als Grundsaz läßt sich in diesem Fall aufstellen, daß die Gegend um das Lager gesund seyn, uud das Lager selbst die Eigenschaften eines festen Postens haben müsse. Man muß ohne Gefahr, weit vorwärts, furagiren können, um alle Furage in der Gegend aufzuzehren. Die Furage im Rücken der Armee muß am längsten erhalten werden können.

Wenn die Armee in mehreren Corps aus den Cantonirungs-Quartieren rückt; so muß der General genau darauf sehen, daß diese Corps in eben der Ordnung, in welcher sie in dem ersten und zweyten Treffen stehen, marschiren, damit auf dem allgemeineu Sammelplaz der Armee keine Unordnung entstehe.

Sind die Quartiere durch einen Fluß oder einen starken Bach gedeckt, so muß, zur Bewachung desselben, in einem jeden mit Kavallerie besetzten Quartier auch Infanterie sich befinden. Sind diese Quartiere ganz unbedeckt, so müssen die nemlichen Vorsichten, welche bey den Kantonirungsquartieren vorgeschrieben werden sollen, beobachtet werden.

Die erste Unternehmung, welche in dem Krieg von 1667 beschlossen wurde, war die Belagerung von Charleroi. Zu diesem Ende versammelte sich die französische Armee bey Amiens. Aber eben hiedurch entfernte sie sich zu weit von Charleroi.

Nicht

feanzösischen Armee vorzurücken, und seiner Kavallerie in einer Ebene den Unterhalt zu verschaffen, von welcher er nicht Meister war.

XXII. Abschnitt.

Ueber die Märsche der Armeen.

Die Anordnung der Märsche einer Armee hängt von der Kenntniß des Landes, in welchem der Krieg geführt wird, von der Zeit, welche zu dem Marsch erfordert wird, von der Entfernung der feindlichen Armee, und endlich von der Absicht ab, welche man durch den Marsch zu erreichen hoft. Ueberhaupt muß der Marsch der Armee so eingerichtet werden, daß man sie aus der Stellung, welche sie in dem alten Lager gehabt hat, auf dem kürzesten Weg in diejenige führt, welche sie in dem neuen Lager nehmen wird. Kann die Armee auf dem Marsch von dem Feind angegriffen werden, so muß sie sich aus den Kolonnen schnell entwickeln, und in Schlachtordnung aufmarschiren können.

Das Land, durch welches die Armee marschirt, muß man genau kennen. Man muß wissen, ob man während dem Marsch etwas von dem Feind zu befürchten habe oder nicht.

In einem ebenen, von keinen Waldungen durchschnitteneu Lande, marschirt die Armee flügelweise in Kolonnen ab. Die Kolonnen der Kavallerie decken die Kolonnen der Infanterie. Das schwere und leichte Gepäck der Armee fährt entweder zwischen den Kolonnen oder hinter denselben, je nachdem die Entfernung beschaffen ist, in welcher man sich von der feindlichen Armee befindet.

Wenn wir auch gleich nicht befürchten dürfen, von dem Feinde auf dem Marsch angegriffen zu werden; so

darf

darf man es doch niemals wagen, das schwere und leichte Gepäck der Armee, noch viel weniger das Geschütz, in die äussersten, dem Feind am nächsten seienden Kolonnen zu vertheilen. Die Klugheit erfordert es vielmehr, diese Geräthschaften so viel möglich zu decken, und besonders das Geschütz auf demjenigen Wege marschiren zu lassen, der den Infanteriekolonnen am nächsten ist.

Es ist eine Regel, die man nie genug wiederholen kann, daß man die Kolonnen des Geschützes, des schweren und leichten Gepäcks durch den Marsch der Truppen gegen kleine feindliche Parteien decken müsse, welche entweder aus den nächsten feindlichen Festungen, oder von der feindlichen Armee selbst abgeschickt werden möchten.

Ist der Feind in der Nähe, und das Land so offen, daß man in mehreren Kolonnen marschiren kann; so kann man die Kolonne des Geschützes zwischen den Kolonnen der Truppen marschiren lassen; das schwere und leichte Gepäck aber muß, entweder hinter der Armee, oder nach Beschaffenheit der Umstände, entweder auf dem rechten oder linken Flügel, ausserhalb den Truppenkolonnen marschiren.

In diesem Fall giebt man den Kolonnen des Gepäcks eine hinreichende Bedeckung, um sie gegen feindliche Parteien zu decken, welche sich in den Rücken der Armee geschlichen, oder auf den Flanken der Armee in Hinterhalt gelegt haben könnten. Es muß darauf gesehen werden, daß die Kolonnen des Gepäcks nicht vor die Kolonnen des Truppen vorprellen.

An der Spitze einer jeden Kolonne muß eine gewisse Anzahl Arbeiter marschiren, welche bestimmt sind, die Brükken auszubessern, und die engen Pässe zu erweitern, damit nichts den Marsch der Armee aufhalten und die Truppen abzubrechen nöthige. Dieses versteht sich jedoch nur von einem nicht vorhergesehenen oder geheimen Marsch. Denn in andern Fällen erfordert es die Vorsicht, daß der General, so wie er in ein Lager eingerückt ist, sogleich zum voraus verschiedene Marschruten sich vorbereiten lasse,

damit er sich bey einem vorfallenden Marsch derjenigen, welche seinen Absichten am meisten entsprechen, bedienen könne.

In Rücksicht der Zeit, nach welcher ein Marsch angeordnet werden muß, bemerken wir blos, daß man übereilte Märsche, welche Menschen und Pferde zu Grunde richten, nicht ohne Noth unternehmen müsse. Hat man während dem Marsch auf die Bewegungen des Feindes Acht zu geben, so ist die äusserste Vorsicht nöthig. Von dem schweren und leichten Gepäck muß man alsdenn gänzlich entledigt seyn.

Die Maaßregeln, welche man auf einem Marsch in Rücksicht des Feinds zu beobachten hat, sind sehr mannigfaltig. Man marschirt entweder dem Feind entgegen, um ihn anzugreifen, oder man zieht sich vor ihm zurück, um ein Treffen zu vermeiden; oder man verändert das Lager, um entweder mehr Bequemlichkeit in Ansehung der Lebensmitteln und der Furage zu erlangen, oder sie dem Feind zu entziehen. Man hat entweder die Absicht, den Feind in eine andere Gegend zu locken, oder ihm den Marsch dahin zu verwehren. Man will einen Vorsprung über ihn erhalten, um, ehe er ankommt, über Pässe und Flüsse zu gehen, oder seinen Uebergang über solche zu hintertreiben. Unsere Absicht ist es, entweder eine Festung zu berennen, oder den Feind an der Berennung einer unserer Festungen, welche wir vielleicht nicht so leicht entsetzen könnten, zu verhindern.

Dieß sind also zehn verschiedene Fälle, in welchen sich ein General befinden kann, davon jeder eigene Maaßregeln erfordert.

Dabey wird zuvörderst vorausgesetzt, daß vorhergegangene, glükliche Begebenheiten die Armee in den Stand gesetzt haben, einen solchen Marsch zu unternehmen. In dem Kriege darf man sich in keine Unternehmung einlassen, wenn man nicht vorher allen Gefahren vorgebeugt hat, welche den glüklichen Erfolg derselben hintertreiben könnten.

ten. Der Name des glüklichen ist nicht der schönste Zug in dem Character eines Generals. Weit rühmlicher, weit nützlicher ist der Name des weisen und vorsichtigen.

Beinahe ist es unmöglich, über alle die verschiedenen Arten von Märschen, welche ich eben erwähnt habe, allgemeine Grundsätze fest zu setzen. Doch werde ich es wagen, einige Regeln anzuführen, von deren Beobachtung die Sicherheit und die Bequemlichkeit der Märsche abhängt, und ohne welche man die Armee den grösten Gefahren Preiß geben würde.

Geschieht der Marsch in der Absicht, um den Feind anzugreifen, so hat man entweder einen langen oder einen kurzen Weg zurück zu legen, ehe man an den Feind kömmt. In dem ersten Fall muß die Armee, um ihren Marsch zu beschleunigen, in so vielen Kolonnen, wenigstens bis in die Gegend, wo der Feind steht, marschiren, als es die Umstände erlauben. Die Artillerie muß, wo möglich in mehreren Kolonnen marschiren. Man muß sogar einige Brigaden davon an der Spitze der Infanteriekolonnen marschiren lassen, damit sie früh genug anlange, um der Schlachtordnung gemäß längs der Front der Infanterie aufzufahren.

Das schwere Gepäck der Armee muß an einen sichern Ort zurück geschickt werden. Das leichte Gepäck darf aber der Armee nur in einer solchen Entfernung folgen, daß, wenn die Kolonnen der Truppen Halt machen, indessen das Gepäck seinen Marsch fortsetzt, keine Unordnungen entstehn, und sich die Kolonnen der Truppen mit den Kolonnen des Gepäcks nicht verwickeln.

Die Entfernung, in welcher das leichte Gepäck der Armee folgt, muß so groß sein, daß zwischen dem zweyten Treffen und dem Gepäck Raum genug übrig bleibt, um diejenigen Truppen des ersten Treffens, welche bey dem Anfang einer Schlacht von dem Feind zurückgeschlagen worden, bequem wieder in Ordnung stellen zu können. Soll der Feind angegriffen werden, so handelt der Gene-

ral noch vorsichtiger, wenn er sich des leichten Gepäcks gänzlich entledigt, wenn auch gleich die Armee einige Stunden der Bequemlichkeit entsagen muß.

An der Tete, in den Flanken und an der Queue der Kolonnen des Gepäcks müssen Detaschementer marschiren, theils um die Knechte in Ordnung zu halten, und darauf zu sehen, daß sie sich den Kolonnen der Truppen nicht zu sehr nähern, theils um die kleinen feindlichen Parteien, welche sich in der Flanke und im Rücken der Armee versteckt halten könnten, abzuhalten, die Kolonnen des Gepäcks zu plündern, und in Unordnung zu bringen.

Einige Stunden vor dem Aufbruch der Armee, muß entweder ein Korps Kavallerie, oder ein aus Kavallerie und Infanterie zusammengesetztes Korps, je nachdem es die Beschaffenheit der Gegend erfordert, voraus marschiren.

Ein solches Korps wird eine Avantgarde genennt, und ihre Bestimmung ist, die Gegend des Marsches genau zu untersuchen, und die Armee gegen einen Ueberfall zu sichern. Denn vielleicht hat auch der Feind die Absicht, uns anzugreifen, und macht eben die Bewegung gegen uns, welche wir gegen ihn beschlossen hatten.

Ein solches Korps muß einem General von Verdiensten und Kenntnissen anvertraut werden; denn von der guten Anführung desselben hängt das Wohl der Armee ab. Am besten ist es, wenn sich der kommandirende General selbst dabey befindet.

Die Avantgarde rückt schnell vor, und führt nichts bey sich, was ihren Marsch verzögern könnte. Doch muß sie von Zeit zu Zeit Halt machen, um sich von der Hauptarmee nicht zu entfernen. Sie giebt der Hauptarmee von allen Bewegungen des Feindes Nachricht, und schickt deßwegen vorwärts und auf ihre Flanken die nöthigen Partheien. Die Maaßregeln, welche zur Sicherheit ihres Marsches ergriffen werden, geben sich von selbst aus der Beschaffenheit der Gegend, in welcher man marschirt.

Die

Die Generale, welche die Kolonnen führen, befinden sich an der Tete derselben, so wie sich auch die andern Befehlshaber an der Tete der ihnen anvertrauten Korps befinden.

Die neuen Lagerwachen marschiren vor der Armee, und werden von dem Generallieutenant und dem Generalmajor, welche den Tag haben, angeführt.

Auf die neuen Wachen folgen die Offiziere vom Generalstab, nebst den Furiren und Furirschützen, welche das neue Lager auszustecken bestimmt sind, und das Campement genennt werden. Da die Avantgarde einige Stunden früher aufgebrochen ist, so wird, ehe die neue Wache, die Furire und die Furirschützen in dem neuen Lager angekommen sind, die Gegend um dasselbe schon hinlänglich durchsucht sein, um, ohne von dem Feind überfallen zu werden, das neue Lager abstecken zu können. Zu mehrerer Sicherheit werden die neuen Wachen so weit als möglich vorwärts gesetzt. Das Kampement muß um so viel früher, als die Armee aufbrechen, als das Abstecken des Lagers Zeit erfordert, damit die Armee, ohne anzuhalten, so wie sie in dem neuen Lager ankömmt, die Zelter aufschlagen könne. Indem das Lager abgesteckt wird, werden zugleich die Posten der Infanterie Feldwachen bestimmt, welche auf einer Linie stehen, die, wenn es das Terrain erlaubt, 300 Schritt von der ersten Reihe der Zelter entfernt ist. So wie die Armee anlangt, marschirt sie längs den ausgesteckten Lagerlinien auf, legt ihr Gewehr nieder, und schlägt die Zelter auf. Der General der Avantgarde ordnet indessen die Stellung der Vorposten an.

Ist das Gepäck in dem Lager angelangt, so schickt man nach Furage, welche jedoch den ersten Abend innerhalb der Wachen geholt werden muß. Nach geendigter Furagirung kömmt die Avantgarde in das Lager zurück, und der kommandirende General giebt die Befehle für den folgenden Tag.

Die leichten Truppen schicken beständig Partheien ab, welche so viel als möglich gegen den Feind vorrücken, um der Armee von allem Nachricht zu geben, sie gegen einen Ueberfall zu sichern, und wenn die Armee den folgenden Tag wieder marschirt, die Gegend des Marsches von den feindlichen Partheien rein zu halten.

Dies sind ohngefähr die allgemeinsten Grundsätze über solche Märsche, welche geschehen, um den Feind anzugreifen. Besondere Anordnungen hängen von der Beschaffenheit der Gegend ab, in welcher die Armee marschirt. Zieht sich die Armee zurück, um ein Treffen zu vermeiden; so muß, ehe die Nacht einbricht, das schwere und leichte Gepäck, und alles Geschüz, einige Brigaden ausgenommen, welche bey der Infanterie bleiben, unter einer guten Bedekkung zurückgeschickt werden. Nur der Kommandant dieser Bedeckung darf es wissen, wohin er sie zu führen hat.

So lange bis alle Zelter abgebrochen sind, bleibt die ganze Armee in Schlachtordnung unter dem Gewehr.

Befinden sich enge Pässe im Rücken des Lagers, so müssen dieselben vor dem Aufbruch der Armee so viel möglich erweitert, und überhaupt so viele neue Wege angelegt werden, als man zu Stande zu bringen vermögend ist. Diese Pässe werden mit Infanterie und manchmal auch mit Geschüz besetzt, wenn es Stellen giebt, auf welchen man sich desselben mit Vortheil bedienen kann.

Die alte Wache, nebst noch einem besondern Corps machen die Arriergarde der ganzen Armee, und setzen sich zu diesem Ende vor das erste Treffen. Die neuen Wachen können an den Teten der Kolonnen marschiren, um, so wie die Armee im neuen Lager anlangt, ausgestellt werden zu können.

Wenn die Queue der Kolonnen des Gepäckes und des Geschützes durch die im Rücken der Armee befindlichen Pässe gegangen ist, und sich schon in einiger Entfernung davon befindet, wenn überdies diese Pässe gehörig mit Infanterie und Geschüz besetzt sind; alsdenn und nicht eher, bricht das

zweite Treffen der Armee auf, welches sich en Kolonnes renversees im Marsch setzt. Die Generale, welche Kolonnen führen, marschiren gerade auf das ihnen bezeichnete Defilee und ihnen liegt es ob, darauf zu sehen, daß sich keine Kolonne mit der andern kreutzet. Wenn die Kolonnen des zweiten Treffens durch die Defileen gegangen sind; so marschiren sie wieder auf, und machen Front nach dem alten Lager, um so lange zu warten, bis die Kolonnen des ersten Treffens ebenfalls durch die Defileen gegangen sind, oder um das erste Treffen zu unterstützen, wenn es von dem Feind gedrängt werden sollte.

Wenn der Feind sehr nahe ist, und uns durchaus zu einem Treffen nöthigen will, so muß man einige Tage vor dem Abmarsch, eine Verschanzung vor der Front der Armee aufwerfen, auch sogar Redane vor die Defileen legen, und dieselben stark mit Infanterie besetzen. Diese Redane müssen mit ihren Seiten etwas von den Defileen abbleiben, damit die Kavallerie sich von der Seite durch die Redane in die Defileen hereinziehen könne, und also dem Feuer der in den Redanen postirten und ihren Rückzug deckenden Infantrrie nicht im Weg stehe.

In diesem Fall wird der Rückzug auf folgende Art unternommen. Das zweyte Treffen Infanterie rückt am Tage vor dem Abmarsch in die Redane. Das zweite Treffen Kavallerie rückt mit Einbruch der Nacht in die Defileen, um sich jenseits derselben zu formiren. Ist dies geschehen, so marschiret das erste Treffen en Kolonne renversee ab, geht durch die Defileen durch, und setzt sich jenseits derselben in Schlachtordnung, um die Arriergarde, die alte Wach, und die in den Redanen postirte Infanterie aufzunehmen. Sind alle diese Corps jenseits der Defileen; so setzt sich die ganze Armee im Marsch, und die alte Wache, nebst dem detaschirten Corps machen so lange, bis die Armee im neuen Lager angekommen ist, die Arriergarde.

Wenn eine Armee, welche eine Schlacht vermeiden will, sich über einen Fluß zurückziehen muß; so erfordert

ihre Sicherheit noch mehrere Maaßregeln. Die beträchtlichsten sind, unsers Erachtens, folgende. Das Lager der Armee muß stark verschanzt, und die ganze Verschanzung an den Fluß angelehnt werden. Jenseits des Flusses und diesen Flanken gegenüber, müssen grosse und starke Reduten erbauet werden. Man besetzt sie stark mit Infanterie und Geschütz, um den Feind zu verhindern, die Armee in der Flanke anzugreifen, und die Truppen, welche vorne längs der grossen Verschanzung in Schlachtordnung stehen, von ihren Brücken abzuschneiden. Alle Brücken werden noch mit einer zweyten Verschanzung eingeschlossen. In derselben werden neben den Brücken verschiedene Oeffnungen gelassen, um der Cavallerie, deren Rückzug über Brücken weit beschwerlicher ist, als der Rückzug der Infanterie, einen freyen Durchgang zu lassen. Diese zweyte Verschanzung wird mit einem beträchtlichen Corps Infanterie besetzt.

Auser diesen zwey Verschanzungen kann man noch vor jede Brücke einen Redan legen, und denselben mit Infanterie besetzen, um nach vollendetem Uebergang der Armee das Abbrechen der Brücken zu decken.

Das schwere und leichte Gepäck muß eine beträchtliche Zeit vor dem Aufbruch der Armee jenseits des Flusses geschickt werden, so wie auch die Kavallerie vor der Infanterie abmarschiren muß. Diejenige Infanterie, welche zuerst über den Fluß gehet, besetzt die am jenseitigen Ufer zu Deckung der Flanken der Armee aufgeworfenen Reduten. Der Aufbruch des Gepäcks und dieser Infanterie muß dem Feind völlig verborgen bleiben, damit er nicht den Marsch der Armee erfahre, und die Zeit des Abmarsches zum Angriff erwähle. Denn bey einer solchen Gelegenheit kann in der Armee leicht Unordnung einreissen. Befindet sich der Feind in einer solchen Nähe von unserm Lager, daß er unsern Abmarsch mit blossen Augen sehen kann; so muß man in der Nacht aufbrechen, nachdem man, den Tag zuvor, zur Vermeidung aller Unordnung, die zweyte Verschanzung, die Redane und die Reduten schon besetzt hat.

Aber auch dieses muß zu einer Zeit geschehen, da es der Feind am wenigsten wahrnehmen kann.

Ueber die Märsche, welche eine Armee unternimmt, um entweder ein für den Unterhalt bequemes Lages zu beziehen, und dem Feind die Furage und die Zufuhren abzuschneiden, um den Feind zu nöthigen, eine gewisse Gegend zu verlassen, oder endlich um dem Feind den Einmarsch in ein Land zu verwehren, lassen sich keine eigene Grundsätze festsetzen.

Die Kenntniß des Landes muß in einem jeden Fall die Maaßregeln bestimmen, welche ergriffen werden müssen, wenn man seine Absicht durch diesen Marsch erreichen will.

Wenn eine Armee in dem Angesicht des Feindes durch Defileen oder über einen Fluß gehen, oder dem Feind den Uebergang verhindern will; so lassen sich in diesem Fall mancherley Regeln vorschreiben, wovon folgende die hauptsächlichsten sind.

Diese Defileen entstehen durch Gebirge, welche den Marsch einer Armee erschweren, und sie nöthigen, in einer Kolonne zu marschiren, durch Moräste und Waldungen, durch Flüsse, endlich durch Schlüfte, in welchen man nur mit den größten Schwierigkeiten Wege bahnen kann.

Entsteht das Defilee durch Gebirge, so muß man wissen, ob dasselbe von einem oder mehreren Gründen durchschnitten ist, ob es auf der Seite wo die Armee marschirt, am höchsten oder am niedrigsten ist.

Wenn das Gebirge in der Gegend, in welcher die Armee über dasselbe gehen will, mehrere Gründe hat; so muß man versuchen, ob nicht die Infanterie durch die am nächsten beisammen liegenden Gründe marschiren könne. Ist dieses möglich, so müssen auf die Höhen rechts und links der Kolonnen Detaschementer geschickt werden, welche auf dem Kamm der Höhen, in einiger Entfernung vor den im Grunde marschirenden Kolonnen, fortmarschiren. Hat sich nun der Feind auf den höchsten Anhöhen postirt; so muß er befürchten, daß ihn das im Grunde marschirende Corps um-

gehe, und einschliesse, indessen jene Detaschementer seine Aufmerksamkeit auf seine Front richten.

Hat der Feind den ganzen Grund von einer Höhe zur andern versperrt, so muß man ihn in der ganzen Front des Gebirges an mehrern Orten, in der Nacht, zugleich angreifen lassen. Glückt der Angriff nur an einem Ort; so wird die Front des Feindes getrennt, sein rechter und linker Flügel können sich nicht mehr in Corps vereinigen, welches unserm eingedrungenen Corps sich widersetzen könnte, und wir sind mithin von allen Eingängen in das Gebirge Meister.

Da ein jeder Grund seine Rückseite hat; so muß die Infanterie, welche in die nächsten, von dem Feind nicht besetzten Gründe eindringt, um den Feind zu umgehen, denselben zu eben der Zeit im Rücken angreifen, da er von andern Truppen von vorne angegriffen wird. Der Erfolg ist desto gewisser, da der Feind, wenn einmal seine Front in einem Punkt durchbrochen ist, sich nicht wieder vereinigen kann, sondern sich einzeln zurückziehen muß. Während dieser Zeit bemächtigen sich aber unsere Detaschementer der höchsten Anhöhen, rücken, indem sie sich wechselsweise unterstützen, beständig vor, und erleichtern dadurch den Marsch derjenigen Truppen, welche im Grunde marschiren.

Ich weiß es aus eigner Erfahrung, daß es Gebirge giebt, in welchen die Gründe durch Felsen so eingeschlossen werden, daß sie bis zu dem höchsten Gipfel des Gebirges in einer Kette von unersteigbaren Felsen fortlaufen. In einem solchen Fall kann der Feind auf keine andere Art vertrieben werden, als indem man die Rückseite dieser Gründe zu gewinnen sucht.

Wenn der Marsch einer Armee durch Defileen geht, welche durch Moräste gebildet werden; wenn diese den Eingang in eine Gegend versperren, und nicht umgangen werden können, weil sie auf der einen Seite an einen Fluß und auf der andern an eine Vestung stoßen; so bleibt uns weiter nichts übrig, als einen Damm von Faschinen über den Morast machen, und von Distanz zu Distanz Reduten

auf diesem Damm erbauen zu lassen. Hiezu müssen aber die trockensten Stellen ausgesucht, die Reduten mit Infanterie und Geschütz besetzt werden, damit der Marsch der Armee über den Damm hinlänglich gesichert sey.

Aller dieser Sorgfalt ungeachtet, wird uns der Feind den Uebergang über diese Moräste verhindern können, wenn er eine dieser Absicht entsprechende Stellung zu nehmen weiß. Denn da man nicht im Stand ist, dem Feind irgend eine Bewegung, oder Arbeit zu verbergen, so wird es ihm leicht sein, unsere ganze Unternehmung rückgängig zu machen.

Geht der Marsch der Armee durch einen sumpfigten Wald, durch welchen nur einige trockene Wege führen, die der Feind verhauen und mit Infanterie besetzt hat; so würde das Aufräumen dieser Verhacke, unter dem feindlichen Feuer, einen großen Verlust an Zeit und Menschen verursachen. In diesem Fall bleibt weiter nichts übrig, als den Wald seiner ganzen Breite nach zu durchsuchen, um einen Weg zu finden, welchen der Feind entweder vernachläßigt hat, oder welcher von den Verhauen sehr weit entfernt ist, damit man auf diesem Wege des Feindes Flanke gewinnen, und sie umgehen könne. Alsdenn wird es leicht sein, den Feind zu vertreiben; denn die ganze Arbeit wird darinn bestehen, daß man die abgehauenen Bäume auf die Seite schafft, um den Marsch des Geschützes und der Kavallerie zu erleichtern.

Gemeiniglich wird der Feind in dergleichen Fällen solche Verhaue nur mit detaschirter Infanterie besetzen, und sich mit der Armee in die Ebene und in einer solchen Entfernung von dem Rand des Waldes lagern, daß er das Debuschiren aus demselben verwehren kann. Sobald man daher den Rand des Waldes erreicht hat, muß man sich so weit als möglich ausdehnen, die Front des Feindes zu überflügeln suchen, an verschiedenen Stellen Geschüz auffahren, und vermittelst in der Nacht aufgeworfener Werke in der Ebene vorrücken.

Diese Werke müssen mit Infanterie und Geschüz besetzt, und nachher an einander gehängt werden, um das ganze erste Treffen hinter sie stellen zu können. Unter der Begünstigung des Feuers des verschanzten ersten Treffens, wird das zweyte aus dem Wald debuschiren. Die Beschaffenheit der Gegend erlaubt es vielleicht, daß wir dem Feinde entweder in die Flanke marschiren, oder ihn von vorne angreifen. Ehe wir aber zu dieser Bewegung fortschreiten, müssen alle in vorhergehenden Nächten aufgeworfene Werke zugeworfen werden, damit die Gemeinschaft zwischen beiden Treffen nicht unterbrochen sey, und sie sich mithin gehörig unterstützen können.

Ist das Defilee, welches uns verhindert, gegen den Feind zu marschiren, ein Fluß; so sind in demselben entweder Furten befindlich, oder nicht. Sind diese Furten weit von einander entfernt, und liegen sie auch weit von dem Ort ab, wo die Hauptarmee des Feindes steht; so muß man durch geschickte und schnelle Bewegungen sich in der Nacht einer solchen Furt bemächtigen, und während die Armee über den Fluß geht, durch einen scheinbaren heftigen Angriff die Aufmerksamkeit des Feindes auf die grade entgegensetzte Seite hinziehen, und ihn daselbst so ernstlich zu beschäftigen suchen, daß er erst am Anbruch des Tages seinen Irrthum gewahr wird.

Die Ausführung einer solchen Bewegung erfordert viele Lebhaftigkeit; denn es ist nicht hinreichend, daß man über den Fluß geht, sondern man muß sich auch von dem Anfang des Uebergangs an, dem Feind beständig in einer größern Front entgegen stellen können, als diejenige ist, in welcher der herbeieilende Feind die übergegangenen Truppen angreifen kann.

Befindet sich jenseits der Furten eine Anhöhe; so muß die ganze Kavallerie zuerst übergehen, um auf derselben aufzumarschiren. Sind aber jenseits dem Fluß Defileen, welche der Feind, um uns zu erreichen, nothwendig passiren muß, so schickt man die Infanterie zuerst über den Fluß, damit

mit sie diese Defileen gegen den Feind so lange vertheidige, bis auch die Kavallerie übergegangen, und nach der Beschaffenheit des Terrains, entweder hinter derselben oder auf ihrem Flügel aufmarschirt ist.

Hat der zu passirende Fluß keine Furten, so muß man untersuchen, ob die Ufer desselben hoch und steil sind, und welche Seite die andere beherrscht. Denn ist das feindliche Ufer das beherrschende, so dürften alle Versuche, über den Fluß zu gehen, fruchtlos ablaufen.

Es muß ferner in Betrachtung gezogen werden, ob Inseln in dem Fluß liegen, und ob dieselben mit Holz bewachsen sind. Ist dieses, so kann man sich einer derselben bemeistern, über den bis an die Insel gehenden Arm des Flusses eine Brücke schlagen, und die Beschaffenheit des jenseitigen Ufers untersuchen; ob man nämlich, währender Zeit, daß man die Brücke von der Insel bis an das jenseitige Ufer vollendet, daselbst irgendwo einen Posten besetzen, und befestigen könne, unter dessen Begünstigung die Armee rechts oder links desselben übergehen kann, ohne daß sie befürchten darf, von dem Feind angegriffen zu werden, ehe sie ganz den Fluß passirt hat. Wird sie aber angegriffen, ehe sie ganz über den Fluß gegangen ist; so würde die ganze Unternehmung keinen glüklichen Erfolg haben. Geht der Marsch der Armee durch große und schwer zu passirende Schlüfte und befindet sich jenseits derselben der Feind mit einem beträchtlichen Korps; so muß ebenfalls wohl erwägt werden, welche Seite die andere beherrscht. Denn es ist durchaus nothwendig, daß das disseitige Terrain höher sey, als das jenseitige.

Endlich muß man auch auf die Beschaffenheit des Bodens Rücksicht nehmen. Hat man einen felsigten Boden, so sind alle Versuche fruchtlos. Bey Erdreich aber, kann man die Wände des Defilees auf beiden Seiten abstechen, und ihnen eine solche Abdachung geben, daß sie die Armee leicht passiren kann. Die gröste Schwierigkeit besteht darinn, daß eine solche Arbeit viel Zeit erfordert, und durch

den

den ersten starken Regen in einem Augenblick zerstört werden kann.

In allen diesen Fällen wird zu einem glüklichen Erfolg nothwendig erfordert, daß man entweder dem Feind an Macht weit überlegen ist, wodurch man denselben in die Nothwendigkeit setzet, gegen alle unsere Unternehmungen Anstalten zu treffen, oder daß man mit einem sehr kurzsichtigen General zu thun hat, welcher es verabsäumet, sich so nahe an die Defileen zu setzen, daß wir es nicht wagen dürfen, dieselben zu passiren, ohne befürchten zu müssen, von ihm angegriffen zu werden, ehe wir Zeit haben, uns in Schlachtordnung zu stellen.

In Rücksicht des Marsches, den eine Armee unternimmt, um eine Festung zu berennen, sind, sowohl in Ansehung der Lage der Festung, welche man berennen will, als auch in Ansehung der Art und Weise, wie diese Bewegung dem Feind verborgen werden muß, verschiedene Sachen in Betrachtung zu ziehen.

Wir werden hier blos den Marsch einer Armee, welcher die Berennung einer Festung zur Absicht hat, zergliedern, und in dieser Rücksicht zwey Fälle betrachten.

Die Armee ist nämlich entweder schon versammlet, oder sie ist noch in den Festungen, und den benachbarten Oertern vertheilt. In dem ersten Fall befindet sie sich entweder in der Nähe des Feinds, oder sie ist so weit von demselben entfernt, daß sie nichts von ihm zu befürchten hat. Ist der Feind in der Nähe; so muß man alles Gepäck auf die Seite schaffen, und mit Lebhaftigkeit, aber auch mit der äussersten Vorsicht vorrücken. Die Gegend um die Festung muß so bekannt sein, daß die Armee während dem Marsch die Berennung derselben formirt.

Diese Art, eine Festung zu berennen, ist öfters, mit sehr großer Gefahr, verbunden. Denn der Feind kann der Armee, welche zur Berennung marschirt, so nahe auf dem Fuß folgen, daß dieselbe keine Zeit mehr hat, einen vortheilhaften Posten zu besetzen, in welchem sie den Angriff des

Feins

Feindes erwarten könnte. Ich wollte also diese Art, eine Festung zu berennen, niemals anrathen.

Weit sicherer ist es, die zu berennende Festung im Rükken zu lassen, mit der ganzen Armee dem Feind entgegen zu gehen, und auf diese Art das zur Berennung bestimmte Korps zu decken.

Ist der Feind in einer großen Entfernung und hat man nichts von ihm zu befürchten; so ist es nicht nöthig, mit so vieler Vorsicht zu marschiren. Man kann alsdenn das leichte Gepäck bey der Armee lassen, wenn es anders die Beschaffenheit des Landes, durch welches man marschirt, erlaubet.

Wenn der Feldzug mit der Belagerung einer Festung eröfnet wird, und die Armee noch in großen Korps vertheilt steht; so muß die ganze Kavallerie geheime Befehle erhalten, in welchen angezeigt wird, um welche Stunde jedes einzelne Korps derselben aufbrechen, und wohin es zu marschiren habe, damit alles zu gleicher Zeit an dem Ort eintreffe, welchen es bey der Berennung einnehmen soll.

Wenn es möglich ist, muß die Berennung vor Tages Anbruch geschehen, damit, so wie es Tag ist, nichts mehr aus der Festung herauskommen, und man sogleich das Terrain zum Lager und zu der Circumvallationslinie bestimmen könne. Die Infanterie muß der Kavallerie, sobald als möglich ist, nachfolgen, damit sie sogleich nach denjenigen Stellen, welche ihr in den Circumvallationslinien angewiesen werden, marschiren kann. Endlich haben wir noch den Fall zu betrachten, wenn eine Armee die Berennung einer Festung verhindern soll.

Hier ist der Ort nicht, die Maasregeln vorzuschreiben, welche ein Fürst zu treffen hat, um die Festung theils mit hinreichenden Mund- und Kriegsbedürfnissen, theils mit einer hinreichend starken Besatzung zu versehen. Nur von dem Betragen des Generals wird die Rede seyn, welcher auf die Bewegungen seines Feindes ein so wachsames Aug haben muß, daß ihm dieser die Berennung einer Festung

nicht verbergen kann. Er muß daher mit seiner Armee eine solche Stellung nehmen, daß entweder die Festungen, auf welche der Feind seine Absicht gerichtet haben kann, deckt, oder sich wenigstens in der Nähe derselben befindet.

Wenn die Gegend um diese Vestungen, von einem Fluß, einem großen Bach, einem Wald, oder andern Defileen durchschnitten wird, so muß er eine solche Stellung nehmen, daß er ungehindert nach derjenigen Seite der Vestung marschiren kann, welche der Feind vor seiner Ankunft weder berennt, noch mit einem Corps besetzt haben kann, das demienigen überlegen ist, mit welchem er in diese Gegend vorrückt. Alles Gepäck muß in die nächste Vestung geschickt werden, damit die Armee auf ihrem Marsch gegen den Feind durch nichts aufgehalten werde.

Ist einige Wahrscheinlichkeit, daß wir den Feind mit Vortheil angreifen können; so muß dies mit Lebhaftigkeit geschehen, und der Armee der Befehl ertheilt werden, daß alle diejenigen in die Vestung dringen sollen, welche Gelegenheit dazu finden.

Denn gemeiniglich pflegt eine zur Zeit der Berennung in der Vestung angekommene Verstärkung den Feind so sehr zu bestürzen, daß er von seinem Vorhaben gänzlich abgeht. Ist die Verstärkung in die Vestung gedrungen, so wird der General weislich handeln, wenn er sich von dem Feinde entfernt. Dieses ist um so viel nothwendiger, wenn er nicht mit seiner ganzen Armee marschirt ist.

Alsdenn muß er sich mit dem zurückgelassenen Theil der Armee wieder vereinigen, um im Fall der Feind auf seiner Unternehmung hartnäckig bestehen sollte, ihn in seinen Circumvallationslinien anzugreifen, seine Zufuhren aufzuheben, und endlich ihn in seinen Fouragirungen einzuschränken.

Wenn aber diejenige Seite, auf welcher er bey der Vestung angekommen ist, von dem Feinde noch nicht berennt worden, so muß er sich so lange daselbst halten, bis der übrige Theil der Armee ebenfalls angelangt ist. Dieses

wird den Feind zum Rückzug nöthigen, weil sich der Ausführung seines Entwurfs eine ganze Armee im Weg stellt.

In dem Jahr 1674 finden wir einige Beispiele sehr schöner Märsche.

Das erste Beispiel liefert uns der Marschall Türenne, der, um die Eroberungen in Flandern zu decken, aus dem Nieder-Elsaß, wo er mit einem Theil der Armee stand, aufbrach und ein Corps Truppen schlug, welches die Feinde bey Sinzheim, zwischen Philipsburg und Heilbron, zusammengezogen hatten.

Der Marschall Türenne, welcher auf dem Marsch nach Philipsburg noch mehrere Truppen an sich zog, entwarf alle Anstalten zu diesem langen und beschwerlichen Marsch mit so vieler Klugheit, und wußte denselben dem Feinde so zu verbergen, daß derselbe angegriffen und geschlagen wurde, ohne vorher die geringste Kenntniß von den Bewegungen des Marschalls gehabt zu haben.

Das zweite Beispiel ist der schöne Marsch, den die französische Armee, in eben diesem Jahr, unter der Anführung des Prinzen von Conde' machte, als sie aus dem Lager bey Espieres aufbrach, um Oudenarde zu entsetzen, das von dem Prinzen von Oranien belagert wurde.

Da die französische Armee nicht so bald ankommen konnte, um noch die Anhöhen besetzen zu können, welche den Circumvallationslinien gegen über lagen; so gab Conde der Armee den Befehl, daß sie sich denselben nicht weiter nähern solle, um dem Feind alle Besorgniß und sogar den Gedanken zu benehmen, aus seinen Linien herauszurücken, und diese Anhöhen zu besetzen. Denn dieses würde den Entsatz sehr erschwert haben.

Der Prinz von Conde brachte daher die ganze Nacht mit den erforderlichen Anstalten zu, um mit Tages Anbruch diese Höhe in Besitz zu nehmen. Allein ein sehr dicker Nebel, der kurz vor Tages Anbruch entstand, verbarg den Abzug der feindlichen Armee, und entzog dem Prinzen alle Vortheile, welche er durch seine schöne Bewegung einzu-

erndten hofte. Nicht einmal die Arriergarde des Feindes konnte er mit Hofnung eines glücklichen Erfolgs angreifen. Denn der Kaiserliche General machte sich die Beschaffenheit der Gegend zu Nutze, und stellte seine Kavallerie in einem Hacken auf einer Anhöhe, welche hinter der Armee des Königs lag, und von derselben nur durch einen kleinen Bach abgesondert war.

Dieser von einer Armee, welche um ein Treffen zu vermeiden, sich zurückzuziehen schien, unternommene Contremarsch, wurde mit so vieler Klugheit angeordnet, daß der Prinz von Conde' die Arriergarde derselben nicht angreifen konnte, ohne bey seinem Vorrücken der kaiserlichen Armee seine Flanken blos zu geben.

Das dritte Beispiel in eben diesem Feldzug ist der Marsch des Marschalls Türenne, da er zu Ende des Monats December mit der Armee des Königs aus den Winterquartieren aufbrach, welche er in Lothringen genommen zu haben schien, und über Tannes und Bedford über die Quartiere der ungleich stärkern feindlichen Armee herfiel. Nach verschiedenen Gefechten zwang er die Feinde, ihre Quartiere zu verlassen, und andere jenseits des Rheins zu beziehen, nachdem sie kurz vorher das Ober-Elsaß ruhig zu besitzen glaubten.

Die Quartiere der französischen Armee waren zwar sehr von einander getrennt. Sie lagen aber doch alle an dem Fuß des Gebirges, welches sich zwischen dem Elsas und Lothringen hinzieht. Türenne schickte allen Quartieren zugleich Befehle zum Aufbruch, und er schien keine andere Absicht zu haben, als die Armee, wegen der Bequemlichkeit des Unterhalts, entweder weiter auseinander zu legen, oder sogar neue Winterquartiere in der Franche Comte zu beziehen, um diese neu eroberte Provinz gegen die nahgelegenen feindlichen Quartiere in dem Ober-Elsaß zu decken.

Alle Marschruten, welche der Marschall Türenne den Truppen geschickt hatte, endigten sich an den Päßen, durch wel-

welche er in das Elsas dringen wollte. Die Truppen trafen daher alle, ohne die wahre Absicht ihres Marsches zu wissen, zu gleicher Zeit, auf den zwey Hauptsammelplätzen bey Tannes und Bedford ein, um von hieraus in das Ober-Elsas einzurücken, und über die verschiedenen feindlichen Quartiere herzufallen, welche alle zugleich angegriffen wurden, ohne vorher die mindeste Nachricht von dem Anmarsche der Armee des Marschalls Türenne gehabt zu haben.

Dieses Beispiel lehrt uns, daß man auf die geringsten Bewegungen, welche ein geschickter General seine Truppen machen läßt, aufmerksam seyn müsse, indem derselbe keine Bewegung ohne Ursach macht, sondern jederzeit einen Endzweck damit verbindet.

Im Jahr 1676 machte der Marschall Schomberg im Angesicht des Prinzen von Oranien einen sehr schönen Rückzug, nachdem er denselben zuvor genöthigt hatte, die Belagerung von Mastricht aufzuheben.

Obgleich die französische Armee weit schwächer war, als die Armee des Prinzen von Oranien, welcher beständig die Gelegenheit suchte, die französische Armee mit Vortheil angreifen zu können; so wußte doch der Marschall von Schomberg seine Bewegungen mit so vieler Klugheit anzuordnen, und sie durch den Zacker zu decken, daß er sich endlich hinter die Mehaine und Charleroi zurückzog, ohne dem Prinzen irgend eine Blöße gegeben zu haben, die er hätte benutzen können, ihn mit einem glücklichen Erfolg anzugreifen.

Alle Märsche, welche der Marschall von Crequi im Jahr 1667 unternahm, um dem Herzog von Lothringen den Einmarsch in Lothringen und die Franche-Comte zu verwehren, haben das Gepräge drr Vorsichtigkeit und der Klugheit. In einer Zeit von vier Monaten verlor der Marschall seinen Gegner niemals aus dem Gesicht, und stellte sich ihm jeder Zeit im Weg, wenn derselbe eine Bewegung vorwärts machen wollte, um entweder auf der

Seite der Saar in Lothringen, oder in der Gegend von Mouzan über die Maas zu gehen. Alle kühne Bewegungen des französischen Generals wurden mit so vieler Klugheit entworfen, daß der Herzog von Lothringen niemals eine Gelegenheit finden konnte, den Marschall Crequi, der ein Treffen durchaus vermeiden wollte, mit der Hofnung eines glücklichen Erfolgs anzugreifen.

Endlich wollen wir noch einige Märsche, welche der Marschall von Luxemburg im Jahr 1694 unternahm, betrachten.

Der Marschall kommandirte in diesem Feldzug, unter dem Dauphin, die Armee in Flandern. Er stand bey Vignamont, und hatte Hui und die Maas im Rücken. Die feindliche Armee stand bey Tavieres, mit dem rechten Flügel an der Mehaine. So bald die Furage in dieser Gegend von beiden Armeen aufgezehrt war, und die Feinde wegen Lüttich nicht mehr besorgt seyn durften; so blieb ihnen nichts anders übrig, als den Feldzug in Flandern damit zu endigen, daß sie sich Cortrick bemächtigten, ehe wir demselben zu Hülfe kommen konnten, sich dadurch der Furage zwischen der Leie und der Schelde bemächtigten, und in Cortrick selbst einem beträchtlichen Corps die Winterquartiere anwiesen. Auch glaubte der Prinz von Oranien, bey der Ausführung dieses Entwurfs wenige Hindernisse zu finden, da er über die französische Armee schon drey oder vier Märsche voraus hatte.

Aber der Marschall von Luxemburg, der auf jede Bewegung des Feindes ein aufmerksames Auge hatte, traf ingeheim alle Anstalten zu einem schnellen Marsch, so bald sich der Feind in Bewegung setzen würde. Er ließ daher, unter dem Vorwand, das zwischen der Maas und der Sambre gelegene Land gegen die feindlichen Streifereien zu decken, einige Tage vorher, ehe die feindliche Armee aufbrach, auf dem Wege, auf welchem er marschiren wollte, einige Brigaden Kavallerie so weit vorrücken, daß sie sich mit la Büssiere an der Sambre in einerley Höhe be-

fan-

fanden. Mit der Armee selbst rückte er mit einer solchen Schnelligkeit vor, daß die Teten der Kolonnen noch einige Stunden früher, als die feindliche Kavallerie, bey Hautesviren an der Schelde ankamen. Dieser Vorsprung war hinreichend, um den Prinzen von Oranien zu verhindern, Brücken über die Schelde zu schlagen, und denselben zu nöthigen, über diesen Fluß bey Oudenarde und über die Leie bey Gent zu gehen. Er konnte es dem Marschall von Luxemburg nicht verwehren, die französische Armee den übrigen Feldzug über, auf Kosten der Spanier, der Castellaneyen von Cortrick und des Landes jenseits der Leie zu unterhalten.

XXIII. Abschnitt.

Ueber die Läger der Armeen.

Schon oben haben wir angeführt, daß der Generalquartiermeister den Platz zum Lager für die Armee aussucht. Nachdem also der kommandirende General demselben die Gegend, in welcher das neue Lager genommen werden soll, im allgemeinen angezeigt hat; so bricht der Generalquartiermeister, wenn es anders die allzu grosse Nähe des Feindes erlaubt, unter der Bedeckung der neuen Wachen, mit dem Quartiermeister, den Quartiermeisterlieutenanten, den Furir und Furirschützen, nach dieser Gegend auf. Bey den neuen Wachen befinden sich die Generale und Staabsofficiere, welche den Tag haben, um dieselbe in der Gegend des neuen Lagers so auszustellen, daß der Feind sich demselben nicht unentdeckt nähern und auch in keinem Hinterhalt sich verstecken kann. Aber zu dieser Absicht dürfte wohl die neue Wache in den wenigsten Fällen hinlänglich seyn. Man ist daher genöthigt, eine Avantgarde voraus marschiren zu lassen, deren Stärke sich nach der Nähe oder

Entfernung des Feindes richtet, und welche größtentheils aus Kavallerie besteht, wenn die Gegend frey und offen ist; hingegen aus Infanterie, wenn das neue Lager, in einer sehr durchschnittenen Gegend, genommen wird. Auch kann es Fälle geben, wo alle leichte Truppen, welche sich bey der Armee befinden, vor der Avantgarde marschiren, um die Gegend des neuen Lagers von feindlichen Parteien zu reinigen.

Wenn der Generalquartiermeister auf dem Platz, wo das Lager genommen werden soll, angekommen ist; so bestimmt er die festen Punkte, an welchen die Flanken des Lagers angelehnt werden sollen; er bestimmt die Stellen, wo die erste Linie gebrochen werden muß, um alle Vortheile des Terrains beizubehalten; er zeigt die Oerter an, wo Batterien aufgefahren und Schanzen erbaut werden sollen; er bestimmt die Linie, auf welcher die Armee, wenn sie angegriffen wird, sich in Schlachtordnung stellt, also die eigentliche Position, und dann auch diejenige, auf welcher die erste Reihe der Zelter zu stehen kommt. Gemeiniglich sind diese beiden Linien, in einer Entfernung von 300 Schritten, mit einander parallel. Hierauf wird die Richtung des Lagers des zweiten Treffens bestimmt. Man pflegt in den meisten Fällen, die Intervalle zwischen dem ersten und zweiten Treffen, nicht kleiner als 300 Schritt anzunehmen.

Gleich anfänglich muß, bey dem ersten Anblick des Lagers, aus der Beschaffenheit der Gegend bestimmt werden, ob die Cavallerie auf den Flügeln der Armee oder in dem dritten Treffen campiren soll.

Ist das Lager der Hauptarmee auf diese Art angenommen, so schreitet der Generalquartiermeister nunmehr auch zur Bestimmung des Lagers des Reservecorps.

Der Artilleriepark kömmt in die Mitte des zweiten Treffens, überhaupt an einen solchen Ort, wo er von dem Feind nicht beschossen werden kann.

Am besten ist es, wenn das Hauptquartier in einen Ort gelegt wird, welcher hinter dem zweiten Treffen liegt; in diesem Fall können einige Bataillonen aus dem zweiten Treffen oder auch von dem Reservecorps, wenn sie anderswärts nicht nothwendiger gebraucht werden, zur Bewachung des Hauptquartiers gegeben werden. In der Gegend desselben werden den Kaufleuten und Marketendern Marktplätze angewiesen.

Ohne die äusserste Noth darf das Hauptquartier nicht vor der Front des Lagers genommen werden. In diesem Fall müßte man es durch ein besonderes Corps decken.

Ueberhaupt muß man, in Absicht der Läger, bemerken, daß alles, was Natur und Kunst darbieten, gebraucht werden müsse, um die Flanken eines Lagers zu decken. Dies kann durch Flüsse, Waldungen, Städte, Dörfer, Moräste, Seen, Verschanzungen u. s. w. geschehen. Vor der Front eines Lagers darf sich schlechterdings nichts befinden, was den Angriff des Feindes begünstigen könnte. Wenn nicht ein Punkt des Lagers so stark ist, daß ihn der Feind, auch nicht mit der geringsten Hofnung eines glücklichen Erfolgs angreifen kann; so darf diese Stelle des Lagers sich nicht selbst überlassen werden, sondern man muß sich bemühen, ihr durch kreuzende Feuer, von den zunächst liegenden Theilen, eine stärkere Vertheidigung zu geben. Das schwere Geschüz muß an solchen Stellen aufgefahren werden, wo es unter dem Feinde die größte Verwüstung anrichten und doch nicht von ihm zum Schweigen gebracht werden kann. Das Lager muß für die Anzahl Truppen, welche es vertheidigen sollen, nicht zu weitläuftig seyn. Das Lager muß eine gehörige Tiefe haben, damit die Truppen die nöthigen Bewegungen machen können. Der Rücken des Lagers muß offen seyn, damit man sich, im Fall eines Unglücks, wenigstens in sechs bis acht Kolonnen zurückziehen könne. Sind wir aber durch andere Umstände genöthigt, ein Lager zu nehmen, in dessen Rükken sich Defileen befinden; so muß der Zwischenraum zwi-

schen dem Lager und den Defileen wenigstens so groß seyn, daß von Distanz zu Distanz Truppen postirt werden können, welche dem allzuschnellen Vordringen des Feindes Schranken setzen und der Armee die nöthige Zeit verschaffen, damit sie ruhig und in Ordnung die Defileen passiren kann.

Die Erhaltung der Menschen und Pferde erfordert es, in dem Anfange eines Feldzuges, gesunde und für die Armee bequeme Oerter zu Lägern zu wählen. Sehr vortheilhaft ist es, wenn sich in der Nähe derselben Wiesen befinden, um die jungen Pferde, welche die Veränderung des Futters öfters in einen sehr schlechten Zustand setzt, auf die Weide schicken zu können.

In allen Lägern muß man die Absicht zu erreichen suchen, welche man in dem Operationsplan des Feldzugs zu erreichen beschlossen hat. Hauptsächlich muß man darauf sehen, eine freie und leichte Gemeinschaft mit seinen Vestungen, aus welchen man den Unterhalt für die Armee zieht, zu erhalten; dem Feind wegen mehrerer Vestungen Besorgnisse zu geben; sich einen Eingang in das feindliche Land zu öffnen und endlich den Feind, durch die gute Wahl unserer Läger, zu einem ihm höchst nachtheiligen Gefecht zu nöthigen.

Unsere Absicht ist es, über einige merkwürdige Läger Betrachtungen anzustellen, welche demjenigen nicht unwichtig seyn können, der die Lagerkunst für einen wichtigen Zweig der militärischen Kenntnisse hält.

Das Lager bey Senef war das erste gewagte Läger, welches die Feinde Frankreichs, aus einem allzu grossen Vertrauen auf ihre Uebermacht genommen haben. Auch benutzte der Prinz von Conde' die Gelegenheit auf eine meisterhafte Art, sie, bey ihrem Abmarsch aus demselben, mit Vortheil anzugreifen und dadurch dem Krieg im Flandern eine dem Interesse Frankreichs sehr vortheilhafte Wendung zu geben. Zwar kann man diesem Lager, in Absicht seiner innern Beschaffenheit, nicht alle guten Eigenschaften absprechen. Aber in der Rücksicht war es übel gewählt,

gewählt, daß die feindliche Armee, wenn sie rechts abmarschirte, der französischen Armee, welche auf alle ihre Bewegungen aufmerksam war, und sich in einer grossen Nähe befand, die Flanke bot.

Da ich in einer andern Stelle dieses Werks von den Maasregeln reden werde, welche die Feinde hätten ergreifen müssen, wenn sie sich aus der Verlegenheit, in welche sie gerathen waren, hätten herauswicklen wollen; so werde ich hier nur noch anmerken, daß man, besonders in der Nähe des Feindes, solche Läger wählen müsse, aus welchen man ungehindert herausmarschiren kann, und in welchen man Anstalten getroffen haben muß, welche den Marsch der Armee hinlänglich sichern.

Nach der Schlacht bey Enzheim, welche wir in der Folge dieses Werks näher betrachten werden, hatte der Marschall von Türenne bey Achenheim ein Lager genommen. Er hatte die nöthigen Vorkehrungen getroffen, um aus Straßburg für seine Armee Brodt zu erhalten. Da sich aber diese Stadt für die Alliirten erklärte, und da die schlechten Wege in dem Monat October die Ankunft der Mehlzufuhren, welche aus Lothringen nach Zabern geschickt wurden, sehr verzögerte; so sah sich der französische General genöthigt, aus dem Lager von Achenheim aufzubrechen und sich seinen Magazinen mehr zu nähern. Die französische Armee marschirte also nach Marlenheim, wo der rechte Flügel an die Mutzig, und der linke an Anhöhen angelehnt wurde. Dieser Posten war deßwegen sehr gut gewählt, weil man in demselben abwarten konnte, ob die Absicht der Feinde auf Hagenau oder auf Zabern gehen würde und weil die französische Armee immer Zeit gewinnen konnte, einen Posten zu beziehen, der diese beiden Oerter deckte.

Sobald sich die Feinde mit dem Churfürsten von Brandenburg vereinigt hatten; so näherte sich die französische Armee dem Marschall von Türenne, und der Herzog von Bournonville rückte mit 16 Escadronen bis Molsheim

vor, um die Stellung der französischen Armee zu recognosciren. Türenne hielt anfangs dafür, die Feinde würden auf seiner rechten Flanke einige Scheindemonstrationen machen, indessen sie Hagenau, das auf seiner linken Flanke lag, auf dem Korn hätten. Da es von Wichtigkeit war, von ihren Bewegungen sichere Nachrichten einzuziehen; so wurden gegen den Rhein, überhaupt auf allen Wegen, auf welchen die Feinde vorrücken konnten, Parteien ausgeschickt, die jedoch nichts Wesentliches berichteten. Der Marschall glaubte alsdenn, daß es die Absicht des Feindes wäre, gegen die rechte Flanke der französischen Armee etwas zu unternehmen. Da er den Feind in der Meinung bestärken wolte, daß die französische Armee in ihrer gegenwärtigen Stellung einen Angriff erwartete; so ließ er sein Lager in einen bessern Vertheidigungsstand sezzen, und daher einige Schanzen aufwerfen. Die Feinde rückten indessen vor, und bezogen das Lager bey Osthofen und Wirlenheim, eine Meile von Merlenheim. Sie schienen die Absicht zu haben, die französische Armee den andern Morgen anzugreifen.

Aber Türenne, dessen Absicht gar nicht war, den Feind in dem Lager bey Marlenheim zu erwarten, hatte schon im voraus sich den Posten bey Detweiler ausgesehen, wo er Zabern auf der rechten, Hagenau aber auf der linken Flanke hatte, mithin durch Parallelmärsche den Absichten des Feindes auf einen dieser Oerter immer zuvorkommen konnte. Ueberdieß war die Front seiner Armee, in dem Lager bey Detweiler, durch die Sorr und die Flanken, durch beträchtliche Bäche gedeckt. Bey dem Einbruch der Nacht schickte also Turenne das Proviantfuhrwesen, das Gepäcke und die Artillerie, auf zwey Wegen, welche sich im Rücken des Lagers bey Marlenheim befanden, nach Detweiler. Die Avantgarde marschirte um Mitternacht ab, und darauf folgte, in zwey Kolonnen, die übrige Armee. Auf die Arriergarde machte der Feind

den

den andern Morgen einige Angriffe, die aber fruchtlos abliefen.

Das zweyte gewagte Lager, welches ich gesehen habe, ist ein Lager, welches der Marschall von Türenne im Julius des Jahrs 1675 bezogen hat. Dieser General stand an der Renchen, welche ihn von der feindlichen Armee unter dem Grafen von Montecuculi trennte. Seine Absicht war: den österreichischen General zu nöthigen, die Gegenden zwischen dem Rhein und dem Gebirge mit seiner Armee zu räumen. Da aber die Stellung des Gr. von Montecuculi zu vortheilhaft war, als daß man hätte eine Schlacht wagen dürfen; so muste Türenne auf andere Mittel denken, jene Absicht zu erreichen.

Wäre der Marschall von Türenne mit der ganzen Armee längs der Renchen heraufmarschirt; so würde ihm der Gr. von Montecuculi, der von den Bewegungen der französischen Armee bald benachrichtigt werden konnte, auf dem andern Ufer der Renchen, zur Seite gefolgt sein. Durch diesen Marsch konnte also Türenne seine Absicht auch nicht erreichen; er beschloß demnach: seinem Gegner um Einen Marsch zuvorzukommen, und traf daher folgende Maaßregeln:

Er detaschirte den Grafen von Plessis mit dem ganzen zweiten Treffen der Armee und befahl ihm: durch den Morast, der sich an den Ufern der Renchen findet, zu marschiren, über diesen kleinen Fluß zu gehen, und sich in der linken Flanke des Feindes zu lagern.

Diese Bewegung schien äußerst gefährlich, und würde es auch gewesen sein, wenn der Marschall von Türenne nicht in seinem Lager, das sich in einer kleinen Entfernung vom Feinde befand, stehen geblieben wäre, und diesen dadurch verhindert hätte, den Marsch des zweiten Treffens der französischen Armee zu vermuthen. Da nämlich der Graf von Montecuculi in dem französischen Lager keine Veränderung wahrnahm, und alle Zelter aufgeschlagen sah; so hielt er das zweite Treffen der französischen Armee,

das bereits auf dem andern Ufer der Renchen angekommen war, bloß für eine starke, aus dem französischen Lager ausgeschickte Partei. Da aber der Marschall von Türenne wohl wuste, daß der Feind in wenigen Stunden von der wahren Beschaffenheit dieser Unternehmung benachrichtigt werden, und jenes zweite Treffen mit seiner ganzen Armee angreifen konnte; so marschirte er bey Einbruch der Nacht mit dem ersten Treffen ebenfalls ab, und berechnete die zu diesem Marsch erfoderliche Zeit so genau, daß auch diese Bewegung dem Feinde verborgen blieb, und daß er bey dem Lager des Grafen von Plessis zu eben der Zeit ankam, als der Herzog von Lothringen mit einem Theil der feindlichen Armee die französischen Vorposten angreifen ließ. Der Herzog wurde gleich beim Anfang des Gefechts von der Gegenwart des Marschalls von Türenne benachrichtiget, und zog sich daher bald zurück. Aber dieser Rückzug konnte nicht ohne Verlust unternommen werden.

Nachdem wir diese Begebenheit nach der wörtlichen Erzählung des M. von Feuquiere vorgetragen haben; so werden wir nunmehr auch die Erzählung beifügen, welche man in dem Werk: Histoire des quatre derniéres Campagnes du Maréchal de Turenne etc. findet.

Die Kaiserliche Armee unter dem Oberbefehl des Grafen von Montecuculi, dieses würdigen Gegners des Grafen Türenne, stand im Jahr 1675, im Monat Julius, bey dem Dorf Renchenloch, mit dem rechten Flügel an dem Rhein, und mit dem linken an Waldungen. Das Dorf Renchenloch war, so wie die dabey befindliche Mühle, verschanzt, und alle bekannte Uebergänge über die Renchen besetzt, (Man sehe Plan I.)

Die französische Armee stand in der Ebene bey Freistedt, mit dem linken Flügel an dem Rhein, mit dem rechten bis an Bischen an der Holchen. Vor der Front des Lagers befand sich ein morastiger Wald, der sich bis an die Renchen erstreckte.

In dieser Stellung konnte es zwischen beiden Armeen zu keinem Gefecht kommen, weil beide durch die Renchen und morastige Waldungen getrennt waren, die durch einen Regen, der seit vierzehn Tagen dauerte, noch unzugänglicher wurden.

Die französische Armee konnte aus Mangel an Furage in dieser Stellung sich nicht lange erhalten, und Türenne war überzeugt, daß er sich aus dieser Verlegenheit nur durch eine mit Klugheit entworfene und mit Glük und Kühnheit ausgeführte Unternehmung retten könne. Der französische General faßte also den Entschluß: sich längs der Renchen auszudehnen, um Furage für seine Kavallerie zu erhalten, und dieselbe dem Feind zu entziehen; alsdenn aber selbst über die Renchen zu gehen, und sich mit dem grösten Theil seiner Armee in die linke Flanke des Feindes zu setzen.

Glükte diese Unternehmung nicht; so blieben beide Armeen in der vorigen Lage. Glükte sie aber; so wurde Montecuculi entweder zu einem nachtheiligen Gefecht, oder dazu genöthiget, sich weiter, wie jemals, von Straßburg, wo er seine beträchtlichsten Magazine hatte, zu entfernen. Und doch war die Erreichung dieser Magazine die Hauptabsicht aller bisherigen Bewegungen des österreichischen Generals gewesen. Das schlimme Wetter verzögerte einige Zeit die Ausführung dieses Entwurfs. Sobald aber der Regen aufhörte, ordnete Türenne mit rastloser Thätigkeit alles an, was seine Absichten beschleunigen konnte. Er hatte bemerkt, daß die Feinde die Ufer des Renchenflusses schlecht bewachten, und daß sie sogar verabsäumt hatten, oberhalb ihrem linken Flügel die gehörigen Wachen auszustellen. Denn sie hielten die Ufer der Renchen, welche, wie wir schon oben erwähnt haben, von morastigen Waldungen eingeschlossen ist, für unzugänglich. Türenne ließ aber diese Ufer mit eben soviel Sorgfalt, als Geheimniß, untersuchen. Ein Schäfer, der den grösten Theil seines Lebens in diesen Waldungen zugebracht hatte, zeigte in ei-

ner rauhen und wilden Gegend, aber in einer kleinen Entfernung von Renchenloch, eine Furth. Sobald die Sonne den Boden etwas ausgetrocknet hatte, brach Türenne, bey Einbruch der Nacht vom 15ten zum 16ten Julius, mit fünf Bataillonen, einigen Kanonen und zwey Eskadronen, unter der Anführung des Marquis von Vaubrün und des Grafen von Roye, auf. Die Truppen, welche mit Schanzzeug und Brettern beladen waren, um Brücken schlagen und Verschanzungen aufwerfen zu können, marschirten durch einen Wald, wo der Soldat bis ans Knie im Moraste stand, und wo sich die Leute erst beim Vorrücken einen Weg bahnen mußten. Man mußte über einen Arm der Renchen gehen, worauf man in einen Busch mit hochstämmigen Holz kam, in dem sich ebenfalls kein Weg befand. Erst um Mitternacht kamen die französischen Truppen bey der oben angezeigten Furth an; sie schlugen daselbst eine Brücke, vor welche ein Redan gelegt wurde; verschanzten linker Hand eine kleine Insel, durch deren Ende eine Furth gieng, und legten auch hinter dem Renchenfluß eine Verschanzung an. Die Dunkelheit der Nacht verbarg den Kaiserlichen diesen Marsch, und diese Arbeit. Sobald die Brücke fertig war, wurden 250 Reuter hinüber geschickt, um das rechte Ufer des Renchenflusses zu rekognosciren, und Nachrichten von dem Feind einzuziehen. Sie marschirten durch einen Wald, und überfielen, in nahgelegenen Wiesen, 60 Furagirer und 120 Pferde. Türenne gieng sodann in das Lager bey Freistedt zurück, und ließ diese Truppen durch frische ablösen. Dieser Posten wurde den 17ten und 18ten Julius in einen bessern Vertheidigungsstand gesetzt, und mit Verhacken umgeben. In demselben standen nur drey Bataillonen: zwey andere Bataillonen aber wurden mehr rechts, in ein freieres Terrän postirt, wo sie zur Unterstützung der drey ersten Bataillonen schnell herbeieilen konnten; dem Grafen von Hamilton ward der Oberbefehl über dieses Korps anvertraut. Hierauf zogen sich die französischen Truppen noch weiter rechts, und ver-

schanzten sich, dem Dorf Waghurst gegenüber, ebenfalls an dem linken Ufer des Renchenflusses. Türenne marschirte den 20ten Julius, mit fünf Eskadronen schwerer Kavallerie, und hundert Dragonern, aus dem Lager bey Freistedt, rückte bis Waghurst vor, gieng bey diesem Dorf über die Renchen, und besetzte das Schloß von Renchen mit einem Bataillon. Dieses Korps befehligte der Graf von Plessis. Zu einer bessern Kommunikation dieser detaschirten Korps mit der Hauptarmee wurde in dem morastigen Wald ein Faschinenweg gemacht, der auch in dem Plan angezeigt ist. Der Marschall gieng hierauf in das Lager bey Freistedt zurück, und ließ den 21ten Julius, die bey der Armee befindlichen Dragoner zu dem Grafen von Plessis stoßen. Hamilton hatte zu gleicher Zeit, auf dem rechten Ufer der Renchen, zwischen seiner Brücke und der Mühle bey Renchenloch, eine Redute von Holzstämmen bauen lassen.

Durch diese Anordnungen hatte sich zwar Türenne für seine Kavallerie mehr Furage verschaft. Doch blieb ihm die Ausführung des wichtigsten Theils seines Entwurfs übrig: nämlich, den kaiserlichen General zu nöthigen, seine Stellung zu verlassen. Diese Absicht konnte auf keine leichtere Art erlangt werden, als wenn sich ein beträchtlicher Theil der französischen Armee in die linke Flanke des Feindes setzte.

Aber dazu gehörte, daß man die französische Armee, welche schon durch so viele Detaschementer geschwächt war, noch mehr zertheilte, und daß in dem Lager bey Freystedt eine hinlängliche Anzahl Truppen bleiben mußten, um sich dem Vordringen der Kaiserlichen auf dieser Seite mit Nachdruck widersetzen zu können. War nämlich das Lager bey Freystedt schwach besetzt; so gingen die Kaiserlichen über die Renchen, rückten bis Strasburg vor, und schnitten dadurch der französischen Armee den Weg nach Wilstedt und nach den Brücken bey Altenheim ab. Türenne befahl also, die Front des Lagers bey Freystedt stark zu verschan-

zen

zen, von dem Rhein an bis an den morastigen Wald, an welchen die rechte Flanke dieses Lagers angelegt war. Diese Verschanzungen wurden in zwey Tagen fertig. Zu gleicher Zeit zog er den größten Theil der Infanterie, welche die Rheininseln besetzt hatte, an sich, und ließ daselbst nur 100 Mann mit zwey Kanonen stehen. Die bey Neumühl gestandene Kavallerie und ein Theil der in Wildstedt gelegenen Infanterie vereinigte sich ebenfalls mit der Hauptarmee.

Der Graf von Lorges und Lord Douglas blieben mit acht Bataillonen, sechs Kanonen, und dreysig Eskadronen in dem Lager bey Freystedt zurück, und der Marschall von Türenne brach mit dem übrigen Theil der Armee, den 23. Julius, auf; folgte dem neugemachten Faschinen Weg nach Waghurst, zog zwey Bataillonen aus der daselbst befindlichen Verschanzung an sich, ging über die Renchen, vereinigte sich mit dem Bataillon, das in dem Schloß von Renchen stand, wo er nur dreißig Mann zur Besatzung zurück ließ, und bezog ein Lager in der Gegend von Waghurst mit dem linken Flügel an die Renchen und dem rechten an einen Bach, und an die Chaussee, welche nach Niederachern führt. Da sich Türenne den folgenden Tag dem kaiserlichen Lager noch mehr nähern wollte; so ging er bis an das Dorf Gamshurst vor, um die Gegenden zu recognosciren, durch welche er die Armee zu führen entschlossen war.

Während dieser Zeit machte Montecuculi, dem es noch ganz unbekannt war, daß ein großer Theil der französischen Armee über die Renchen gegangen sey, und ihm in der linken Flanken stehe, Anstalten, die Posten anzugreifen, welche die französischen Truppen längs der Renchen besetzt hatten. Diese Posten schienen dem kaiserlichen General zu weit von einander getrennt zu seyn, und er faßte daher den Entschluß, sie alle zugleich angreifen zu lassen.

In dieser Absicht gab er dem Grafen von Caprara den Befehl, von Offenburg mit zwey tausend Mann Infantes

fanterie, vier Kanonen und tausend Pferden aufzubrechen, sich in der Nacht vom 23ten zum 24ten Julius dem Dorfe Waghurst zu nähern, und auf ein verabredetes Zeichen die Verschanzungen des Grafen von Plessis zu eben der Zeit im Rücken anzugreifen, als sich der Herzog von Lothringen mit 3000 Mann Cavallerie, 1000 Dragonern und 4 Kanonen, die aus dem Lager bey Renchenloch detaschirt werden sollten, von vorne zeigen würde. Vier tausend Mann Infanterie und vier Kanonen sollten zu eben der Zeit den Posten des Grafen von Hamilton angreifen, und Montecuculi selbst wollte mit dem übrigen Theil der Armee durch das Defilee, in welchem der Weg von Renchenloch nach Freistedt geht, in das französische Lager bey Freystedt einzudringen suchen. Wenn auch dieser letzte Angriff nicht mit einem glücklichen Erfolg begleitet worden wäre; so würde er wenigstens eine mächtige Diversion gewesen seyn, welche die französische Armee hinderte, den Grafen von Hamilton und von Plessis Hülfe zuzuschicken. Die ersten Kanonenschüsse, welche bey dem Angriff des Herzogs von Lothringen auf den Posten des Grafen von Hamilton fallen würden, solten zum Zeichen des Angriffs auf die übrigen Posten dienen.

Türenne detaschirte aus dem Lager bey Waghurst um Mitternacht funfzig Dragoner, Nachrichten von den Kaiserlichen einzuziehen, und zu untersuchen, ob sie das Dorf Gamshurst besetzt hätten. Dieses Detaschement stieß in einer kleinen Entfernung von dem französischen Lager auf die Avantgarde des Herzogs von Lothringen, der, dem Entwurf des Grafen von Montecuculi zufolge, den Posten des Grafen von Plessis angreifen sollte. Diese wenigen Dragoner zogen sich daher zurück, und benachrichtigten die in der Ziegeley (Tuillerie) auf dem rechten Flügel des französischen Lagers postirten Dragoner von dem Anmarsch des Feindes. Sie setzten sich sogleich zu Pferde, und wurden von dem M. von Vaubrün mit einigen Eskadronen unterstützt. Der Tag fing zu grauen an; der aufs

gestiegene Nebel verhinderte aber den französischen General, die Stärke der Feinde zu beurtheilen. Sie griffen ihn mit Heftigkeit an, und seine Truppen mußten der überlegenen Anzahl der Feinde weichen. Vaubrün machte einen neuen Angriff; er wurde aber mit einer Pistolenkugel an dem Fuß verwundet, und die französischen Truppen mußten zum zweitenmal zurückgehen. Die Kaiserlichen rückten indessen immer vor, bis der Marschall von Türenne selbst mit vier Bataillonen zu Hülfe kam: der Herzog von Sault und der Graf von Plessis postirten diese Truppen hinter Hecken: ihr Feuer setzte dem weitern Vorrücken der Kaiserlichen Schranken. Der Herzog von Lothringen wurde durch den französischen Generalmajor der Infanterie, Traci, der bey diesem Gefecht gefangen worden war, von der Gegenwart des Marschalls von Türenne und des größten Theils der französischen Armee benachrichtiget. Dies bewog ihn, sich unter dem Schutz des erwähnten Nebels mit einem Verlust von vierzig Todten und hundert Verwundeten sogleich zurückzuziehen. Türenne wagte es nicht, ihn verfolgen zu lassen, weil eben dieser Nebel verhinderte, die wahre Stärke des Feindes zu entdecken, und weil das Korps des Herzogs von Lothringen leicht von der ganzen Armee unterstützt seyn konnte.

Der Graf von Caprara, der zwar bey Waghurst angekommen war, aber das verabredete Zeichen nicht gehört hatte, glaubte, daß der Entwurf des Gr. von Montecuculi abgeändert sey, und ging daher, unverrichteter Sache, nach Offenburg zurück. Der Angriff auf den Posten des Grafen von Hamilton fand nicht Statt, weil das Korps, welches zu diesem Angriff bestimmt war, sich im Wald verirrte. Eben so unterblieb auch der Angriff auf das französische Lager bey Freistedt. Montecuculi war von dem Marsch des größten Theils der französischen Armee nach Waghurst nicht unterrichtet, und die Thätigkeit des Marschalls von Türenne vernichtete einen Entwurf, der vielleicht einen glücklichen Erfolg gehabt haben würde, wenn

Mon-

Montecuculi von seinen Spionen bessere Nachrichten erhalten hätte. Es ist wahrscheinlich, daß der Vicomte, wenn kein Nebel gewesen wäre, die Truppen des Herzogs von Lothringen, das Detaschement, welches den Grafen von Hamilton angreifen sollte, geschlagen, den Grafen von Caprara verfolgt, und auf diese Art die kaiserliche Armee zertrümmert, und einzeln aufgerieben haben würde.

So bald sich der Nebel verzogen hatte, brach die französische Armee von Waghurst auf, und marschirte nach Gamshurst. Ihr rechter Flügel war an die Achern, uud der linke an einen kleinen Bach angelehnt. Zwey Bataillonen wurden zwischen dieses Lager, und die Renchen postirt, um die Gemeinschaft mit dem Korps des Grafen von Hamilton zu erhalten. Die Stellung der französischen Armee von dem Rhein an bis nach Gamshurst umfaßte also die Front, und die linke Flanke des Feindes.

Türenne ging den 25sten Julius bis Gamshurst vor, und entdeckte hinter diesem Dorf ohngefähr 150 Mann Infanterie, welche von 1500 Mann und sechs Eskadronen unterstützt wurden. Das erste Detaschement verschanzte sich in der Kirche und dem Kirchhof, und das zweite setzte schon die Häuser dieses Dorfs in Vertheidigungsstand. Der französische General hatte verabsäumt, diesen Posten zu besetzen, der desto wichtiger war, da er sich sehr nahe an dem rechten Flügel des französischen Lagers befand, und da die Kirche auf einer Anhöhe lag, welche die Ufer der Achern beherrschte. Einige feindliche Furagirer, welche früh Morgens in der Gegend von Gamshurst gewesen waren, hatten dem Grafen von Montecuculi gemeldet, daß die Franzosen dieses Dorf noch nicht besetzt hätten. Der österreichische General detaschirte auf diese Nachricht alsobald jene Truppen, deren Anzahl wir eben angegeben haben. Da Türenne wohl einsah, daß er, wenn die Kaiserlichen dieses Dorf besetzt hielten, seine Stellung ändern müßte, weil er sonst seine rechte Flanke bloß gab; so ließ er alsobald ein Detaschement Dragoner, mehrere Bataillonen und 4

Kanonen herbeiholen, um den Feind anzugreifen, der sich auch aus dem Dorf zurückzog, ohne es zu vertheidigen. Einen desto hartnäckigern Widerstand thaten aber die 150 Mann, welche die Kirche besetzt hatten; der Chevatier von Hocquincourt, Mestre de Kamp de Dragons, einige Subalternofficiere, und ungefähr 50 Gemeine wurden bey diesem Angriff todt geschossen. Endlich gewannen die französischen Truppen die Oberhand. Nachdem Türenne das Dorf Gamshurst weggenommen hatte; so schickte er einige Partheien aus, welche die Gegenden auf dem rechten Ufer der Achern durchpatrulliren mußten. Zu gleicher Zeit gingen sechs Bataillonen und zwey Brigaden Kavallerie über die Achern, und nahmen bey Gamshurst ein Lager.

Da nunmehr Montecuculi sahe, daß die französische Armee die Gegend von Renchenloch bis an das Gebirge in ihrer Gewalt hatte; da der Mangel an Lebensmitteln in seiner Armee täglich zunahm *); da er nicht nur von Straßburg abgeschnitten war, sondern auch in der Gefahr stund, von dem Briesgau abgeschnitten, und zwischen dem Rhein und der französischen Armee eingeschlossen zu werden; so nöthigte ihn diese Gefahrvolle Lage, sein Lager bey Renchenloch zu verlassen, und einen Posten zu beziehen, in welchem er sich mit dem Korps, das unter dem Grafen von Caprara bey Offenburg stand, wieder vereinigen konnte. Er fertigte daher dem Gr. von Caprara den Befehl zu: von Offenburg aufzubrechen, und über das Gebirge nach Nieder-Sasbach zu marschiren. Er selbst marschirte mit der Armee aus dem Lager bey Renchenloch ab. Bey Einbruch der Nacht, zwischen dem 25ten und 26ten Julius, ging er bey Lichtenau über die Achern, und nahm sein Lager hinter dem in dem Plan angezeigten Bach. Sobald er daselbst angekommen war, detaschirte er 100 Mann Infan-

*) „Saepius enim penuria, quam pugna consumit exercitum, & ferro saevior fames est, sagt Veget.

fanterie, mit dem Befehl, die Kirche von Nieder-Sasbach zu besetzen, und sich daselbst bis auf den letzten Mann zu vertheidigen.

Nachdem Türenne von dem Marsch des Feindes benachrichtigt worden war; so beschloß er, ihm zu folgen, und schickte dem Grafen von Lorges den Befehl zu, bey Gamshurst zu ihm zu stossen. Dieser General ließ daher nur zwey Bataillonen und zwey Eskadronen, unter dem Marquis von Boulonde, in dem Lager bey Freystedt zurück, vereinigte sich auf dem Marsch mit dem Grafen von Hamilton und den beiden Bataillonen, welche zwischen dem Posten dieses Officiers und Gamshurst gestanden hatten, und kam den 26ten Julius Abends im französischen Lager an. Den 27ten Julius, bey Anbruch des Tages brach die französische Armee auf, marschirte längs der Achern bis Niederachern, wo sie über dieselbe ging, und ihren Weg nach Nieder-Sasbach fortsetzte. Bey der Tete der Avantgarde befand sich der Marschall von Türenne selbst. Auch Montecuculi war mit zwei tausend Mann Kavallerie und tausend Dragonern aus dem Lager ohnweit Lichtenau abmarschirt, und ließ die übrige Armee folgen.

Da wir bey diesem Aufsatz die Absicht hatten, dasjenige zu berichtigen, was der Marquis von Feuquiere über die Maaßregeln des Marschalls von Türenne bey den bisher erzählten Ereignissen gesagt hat; so gehören die Bewegungen beider Armeen von diesem Zeitpunkt an nicht mehr hieher. Sie eilen nun beide nach Nieder-Sasbach, wo Türenne sein ruhmvolles Leben durch den ruhmvollsten Tod endet.

In dem Jahr 1692 glaubte der Administrator von Würtemberg im Stand zu sein, mit einem Korps von fünftausend Pferden, sich in der Nähe der französischen Armee, die bey Pforzheim stand, aufhalten zu können. Dieser Fürst befand sich mit diesem Korps, mit welchem er das Würtembergische decken wolte, bey Enzwaichingen. Die Front seines Lagers wurde durch einen ziemlich morastigen

Bach gedeckt. Seine linke Flanke war an Enzwaichingen und die rechte an ein von allen Seiten geschlossenes Dorf gelehnt, welches an einem Bach lag, und welches der Administrator mit Dragonern besetzt hatte, wie wir alles dieses oben schon gesehen haben. Diese Stellung hielt er für vortrefflich: wenigstens hofte er, Zeit genug zu haben, um sein Lager abbrechen uud sich nach Heilbron zurückziehen oder über die Enz gehen zu können, im Fall die ganze feindliche Armee gegen ihn anrückte. Dem ohngeachtet wurde er geschlagen, weil man oberhalb seinem rechten Flügel über den Bach gehen, und mithin die französische Kavallerie ihn in der Flanke nehmen konnte.

Wir führen dieß Beyspiel deßwegen an, um zu zeigen, daß ein Korps Kavallerie, welches bestimmt ist, die Bewegungen einer Armee zu beobachten, niemals ein Lager aufschlagen müsse, weil man zu wenig Zeit hat, das Lager abbrechen zu können, wenn man von einem überlegenen Feinde angegriffen wird. Es kommt hier nicht darauf an, ob die Front des Lagers gut gedeckt ist. Da ein überlegener Feind das Lager eines schwachen Korps leicht überflügeln kann; so greift er dasselbe in der Flanke an. Und alsdenn ist ein ehrenvoller Rückzug unmöglich und eine schändliche Flucht das einzige Rettungsmittel, welches uns übrig bleibt.

Die Schlacht bey Neerwinden, welche in der Folge dieses Werks näher betrachtet werden soll, lehrt uns, daß die Güte eines Postens nicht allein darauf beruhe, wenn die Front desselben gedeckt und die Flanken gut angelehnt sind, sondern daß eine gehörige Tiefe, um hinter der verschanzten Front alle Bewegungen, welche die Vertheidigung des Postens erfordert, mit Leichtigkeit zu machen, zu den wesentlichsten Eigenschaften eines Lagers gerechnet werden müsse. Das Lager muß schlechterdings so viel Tiefe haben, daß man die Truppen wieder formiren und einen Feind angreifen könne, der die Verschanzung an einigen

Ort

Orten, jedoch nicht ohne selbst in Unordnung zu kommen, erstiegen hat.

Der Herzog von Orleans zeigte mir eines Tags den Plan eines Lagers, welches er in Katalonien genommen hatte. Bey dem ersten Anblick schien mir dasselbe sehr gewagt und gegen alle Regeln zu seyn. Als mir aber der Herzog die Ursachen seines Betragens erklärt hatte; so fand ich, daß dieses Lager den Regeln der Klugheit vollkommen entsprach. Dieser Prinz konnte das Brod für die Armee aus keinem andern Ort als aus Belaquer ziehen, und durfte sich, aus Mangel des Fuhrwesens, nur so weit von demselben entfernen, daß die Zufuhren an einem Tag bey der Armee ankommen konnten. Er mußte überdieß so haushälterisch mit der Furage für die Kavallerie umgehen, daß er im Stande war, in dieser Stellung so lang zu bleiben, als es dem Feind möglich war, sich in der Nähe von ihm aufzuhalten. Stahrenberg stand mit der Armee an dem Segre, drey Meilen oberhalb dem Lager, welches der Herzog von Orleans aus den eben erwehnten Ursachen beziehen wollte.

Es kam also darauf an, von dem Lauf der Segre und der auf beiden Seiten dieses Flusses befindlichen Furage Meister zu seyn, so wie die Zufuhren von Belaquer zu decken.

Um sich alle diese Vortheile zu verschaffen, nahm der Herzog von Orleans den Segre zwischen seine beiden Treffen, und machte Front nach beiden Ebenen, auf der einen Seite, wegen der Bequemlichkeit der Zufuhren, auf der andern, wegen der Furage. Zu diesem Ende stützte er den rechten Flügel des ersten Treffens an ein auf einer Höhe gelegenes Dorf, ließ dasselbe befestigen und mit einer Brigade Infanterie besetzen. Der linke Flügel des zweiten Treffens kam diesem Dorfe, wo sich eine steinerne Brücke befand, grade gegenüber. Ueber den Segre wurden, für jedes Bataillon und jede Eskadron, zwey Brükken geschlagen, damit die Truppen die gehörige Gemeinschaft unter einander behielten.

In dieser Stellung schien die Armee dem Feinde die rechte Flanke des ersten und die linke des zweiten Flügels zu bieten.

Wäre der Herzog von Orleans in dieser Stellung angegriffen worden; so würde er sich in einer sehr unglücklichen Lage befunden haben. Jedoch half er diesem Uebel dadurch einigermaaßen ab, daß er zu beiden Seiten des Flußes ein Schlachtfeld ausgesucht hatte. Das Dorf, welches auf seinem rechten Flügel lag, machte er zum Anstützungspunkt seines rechten und linken Flügels. Vermöge der Beschaffenheit des Landes und der geschlagenen Brücken konnte er durch dieses Dorf seinen rechten Flügel decken, im Fall der Feind von der einen Seite des Flusses anrückte, und seinen linken Flügel, im Fall der Feind von der andern Seite herkommen sollte.

Da also die rechte und linke Flanke beider Treffen gedeckt waren; so gewann der Herzog Zeit genug, sein Schlachtfeld beziehen zu können. Denn er durfte nur um dieses Dorf, als um den Mittelpunkt, mit einem Treffen eine Viertels Schwenkung machen.

Dieses Lager ist indessen so auffallend sonderbar, daß, um in einem ähnlichen Fall sein Betragen darnach einzurichten, eben die Beweggründe da seyn müssen, welche den Herzog von Orleans bewogen haben, dasselbe zu beziehen. Dazu gehört aber noch, daß man sich in einer Gegend befinden müsse, in welcher man eine so grosse Bewegung, wie die Viertels-Schwenkung mit der Front einer ganzen Armee ist, machen könne.

XXIV. Abschnitt.

Von den Wachen, welche wegen der innern und äußern Sicherheit des Lagers ausgestellt werden müssen.

Die Wachen im Felde sind von zweierley Gattung. Einige sind zur innern Sicherheit des Lagers bestimmt; andere zur äußern. Diejenigen Wachen, welche wegen der innern Sicherheit gesetzt werden, sind die Generalwachen und die sogenannten Fahnen- und Brandwachen. Die Fahnenwache eines jeden Bataillons wird 300 Schritt von den Zelten auf diejenigen Linien gesetzt, auf welchen das Bataillon den Feind erwarten soll. Die Entfernung der Fahnenwachen von den Zelten ist deswegen 300 Schritt, damit, im Fall der Feind sich durch die Wachen durchgeschlichen, und die Fahnenwachen unbemerkt erreicht hätte, das auf die Fahnenwachen gerichtete feindliche Feuer nicht zugleich die Zelter treffe. Denn ausser dem Verlust, den man im letztern Fall leidet, ohne dem Feind auch Schaden zu können, dürfte leicht Unordnung und Verwirrung unter den Truppen einreissen. Ueberdies erhält man den Vortheil, daß der Feind, bey einem Ueberfall, noch 300 Schritt von den Fahnenwachen bis zu den Zelten zurückzulegen hat. Hiezu ist aber eine Zeit von wenigstens 4 Minuten nöthig, welche manchmal hinreichend seyn kann, um mit derjenigen Mannschaft, welche sich alle Nacht ganz angezogen in den Zelten bereit halten muß, dem Feind entgegen zu gehen, und ihm das weitere Eindringen in das Lager zu verwehren. Vor den Fahnenwachen werden Fleschen aufgeworfrn, um den ersten Anlauf des Feindes aufzuhalten, und sich ein flankirendes Feuer zu verschaffen. Da ein jedes Bataillon seine eigene Fahnenwache hat; so kommen diese Fleschen so

weit auseinander zu liegen, daß immer zwischen zwey Fleschen für ein Bataillon Raum sich befindet. Die Stärke der Fahnenwache wird durch die Anzahl der Posten bestimmt, welche sie zu bestreiten hat. Die Absicht der Fahnenwachen ist, nichts unbemerkt zwischen sich, weder aus dem Lager heraus, noch hinein zu lassen. Diese Absicht wird erreicht, wenn zwischen zwey Fahnen 3 Posten sich befinden, welche doppelt ausgestellt werden, theils zur Verhütung der Desertion, damit der sichere auf den unsichern Achtung gebe, theils damit immer einer von den Posten weggehen und dem wachthabenden Officier melden könne, daß sich seinem Posten etwas nähere u. s. w. Ausser diesen Posten wird noch eine einfache Schildwache vor das Gewehr und noch eine andere vor das Zelt des Kommandeurs von dem Bataillon gesetzt. Man kann also rechnen, daß beständig 8 Mann auf Posten stehen. Da man nun einem Soldaten auf zwey Stunden, welche er steht, 4 Stunden Ruhe giebt; so erfordern die ausgestellten Posten einer Fahnenwache, 24 Mann. Ueberdies muß man noch einige Gefreiten haben, durch welche der wachthabende Officier alles melden lässet, was sich auf seiner Wache zuträgt. Ein oder zwey Mann sind dazu bestimmt, um das Feuer zu unterhalten, Holz, Wasser und andere Bedürfnisse zu holen. Eine Fahnenwache wird demnach aus einem Officier, einigen Unterofficieren, 28 bis 30 Mann gemeinen und einem Tambour bestehen. In dem zweiten Treffen stehen die Fahnenwachen nicht vor der Front der Bataillonen, sondern hinter denselben in einer Entfernung von 300 Schritten von der Bagage der Bataillonen, um dieselben vor einem Ueberfall im Rücken sicher zu stellen. Auf den Wachen ist die äußerste Aufmerksamkeit nöthig, sowohl auf alles, was aus dem Lager, als auch von aussen her gegen sie kömmt. Die Schildwachen müssen demnach Niemand zwischen sich durchlassen, sondern alles anhalten und zu der Fahnenwache selbst führen, wo es der wachthabende Officier nicht ohne die genaueste Untersuchung passi-

ren läßt. Alles, was nur den mindesten Verdacht eines Kundschafters, eines Ueberläufers oder Maraudeurs verräth, muß angehalten, und durch einen Gefreiten zum Kommandeur geschickt werden. In der Nacht muß man die Vorsicht verdoppeln. Weil man in der Nacht die Objecte nicht gut unterscheiden kann, und man folglich durch Aehnlichkeit der Montirung leicht hintergangen werden könnte; so werden den Wachen gewisse Wörter gegeben, an welchen sie diejenigen erkennen können, welche das Recht haben, Wachen zu passiren. Diese Wörter pflegen gemeiniglich die Namen eines Heiligen und einer Stadt zu seyn, und werden das Feldgeschrey und die Parole genennt. Sowohl das Feldgeschrey, als auch die Parole werden allen wachthabenden Officieren gegeben; die Posten erhalten aber nur das Feldgeschrey. So wie es dunkel wird, rufen die Schildwachen alles an, was sich ihnen nähert. Wird nicht geantwortet: so wiederholen sie ihr Anrufen. Erfolgt abermal keine Antwort, so geben sie Feuer. Antwortet aber der Angerufene, so befiehlt der Gefreite, daß er hält; im Weigerungsfall giebt er Feuer. Hat ihn der Gefreite gestellt; so fodert er das Feldgeschrey. Ist dasselbe falsch und kann er sich der Person, welche ihm ein falsches Feldgeschrey gegeben, nicht bemächtigen, so feuert er sein Gewehr auf sie ab. Kann er sich aber der Person bemächtigen, so führt er sie nach der Fahnenwache, damit daselbst die gehörige Untersuchung angestellt werde. Mithin muß allen denjenigen, welche die Feldwachen zu passiren haben, das Feldgeschrey gegeben werden. Kommt ein Kommando von aussen her auf einen Posten, so darf es der Gefreite erst nach einer scharfen und sorgfältigen Untersuchung nach der Fahnenwache führen, welche, sobald sich etwas von einiger Stärke nähert, sogleich in das Gewehr treten muß. Sie läßt sich nichts auf den Hals kommen, sondern alles in einer Entfernung von 30 bis 40 Schritt halten, geschiehet dieses nicht, so giebt sie Feuer und behandelt alles feindlich, was sich ihr

nähert. Hält es aber; so schickt sie einen Gefreiten und zwey Mann ab, um zu examiniren, was es für ein Kommando ist, und das Feldgeschrey zu verlangen. Wird von dem Gefreiten gemeldet, daß alles richtig befunden worden, so verlangt der wachthabende Officier, daß der Kommandirende Officier oder Unterofficier des Kommando sich ihm nähere, und ihm die Parole gebe. Ist er alsdenn überzeugt, daß alles richtig ist, so läßt er das Kommando passiren. Da es leicht geschehen kann, daß ein Mann, dem das Feldgeschrei anvertrauet worden, zu dem Feind überläuft, und sich der Feind leicht desselben bedienen könnte, um die Wachen zu hintergehen, und in das Lager zu dringen, so muß das Feldgeschrey geändert werden, so bald man wahrnimmt, daß jemand, der das Feldgeschrey gewußt hat, aus dem Lager entwichen ist. Was hier von den Fahnenwachen gesagt worden, gilt von allen übrigen Feldwachen. Ein jedes Regiment hat noch eine Brandwache, welche nur von einem Unterofficier kommandirt wird. Diese Wache bekommt ihren Platz hinter der Intervalle des Regiments, zwischen der Bagage, angewiesen. Sie bewacht die Arrestanten, das Gepäck und siehet auf die innere Ordnung des Lagers. Die Brandwache besteht gemeiniglich aus zwey Unterofficieren und 16 bis 18 gemeinen Soldaten.

Jedes Kavallerieregiment hat ebenfalls seine Standarten- und Brandwachen, welche aber zu Fuß ausgestellt werden. Sie werfen jedoch keine Fleschen auf, weil die Kavallerie jederzeit so kampiret, daß sie dem feindlichen Feuer nicht ausgesetzt ist. Die Wachen, welche wegen der äussern Sicherheit ausgestellt werden, sind die eigentlichen Feldwachen. Sie bestehen aus Kavallerie und Infanterie, je nachdem die Beschaffenheit der Gegend die eine oder die andere Gattung Truppen es erfordert. Ihre Absicht ist, die Armee von der Ankunft des Feindes und seinen Bewegungen zu benachrichtigen, und zugleich auch dem Feind das Anrücken, soviel möglich, zu erschweren.

Es

Es müssen demnach alle Wege, auf welchen der Feind gegen das Lager anrücken kann, besetzt werden. In freien und ebenen Gegenden wird Kavallerie gestellt; hinter Moräste, Bäche, Flüsse, Brücken, Dämme, Hecken, in Waldungen, in Dörfern, einzelnen Häusern, überhaupt in durchschnittenen Gegenden nimmt man Infanterie.

Die Stärke einer Feldwache hängt theils von der Menge der Posten, welche sie auszusetzen hat, theils von der Beschaffenheit der Gegend ab. In einer schmalen Ebene, in welcher man den Feind von ferne kommen sieht, und wo die Kavallerie bey einem Rückzug bald Infanterie hinter sich findet, welche sie aufnimmt, darf eine Kavallerie-Feldwache nicht stärker seyn, als nöthig ist, um die Posten zu bestreiten, welche sie auszustellen hat, damit der Feind nicht unbemerkt durch die Gegend, deren Bewachung ihr anvertrauet worden, kommen könne, und um im Stande zu seyn, die Gegend nach dem Feinde fleißig zu patrulliren. In größern Ebenen, welche jedoch von Einer Feldwache übersehen werden können, und in welchen die Kavallerie sich weit zurückzuziehen hat, ehe sie Schutz hinter der Infanterie findet, muß eine solche Wache stärker seyn, theils wegen der größern Anzahl der Posten, welche sie aussetzen und der Patrullen, welche sie machen muß, theils aber auch wegen des Rückzugs; denn ist derselbe etwas lang, so ist es nöthig, daß eine solche Kavallerie-Feldwache eine gewisse innere Stärke habe, damit sie sich in mehrere Korps theilen könne, welche einander decken und den Feind zu strafen im Stande sind, wenn er in seinen Bewegungen nicht vorsichtig genug ist. Die Kavalleriewachen stellen ihre Posten, aus der nämlichen Ursache, welche wir bey den Fahnenwachen angegeben haben, doppelt aus, und das Betragen derselben stimmt mit dem Betragen der Schildwachen zu Fuß vollkommen überein. Sie stellen ihre Posten oder Vedetten auf Anhöhen, damit sie die Gegend weit übersehen können. Die Wachen selbst aber setzen sich hin-

ter die Anhöhen, damit der Feind sie so spät, als mögs lich, entdecken, und ihre Stärke nicht beurtheilen könne. Denn dieses nöthigt ihn, mit äusserster Vorsicht vorzurükken, weil er befürchten muß, einen überlegenen Gegener anzutreffen.

Erlaubt es die Gegend, die Stelle der Feldwache zu verändern, so muß dieß öfters geschehen, damit der Feind ungewiß gemacht werde, und er keinen Angriff auf unsere Feldwache entwerfen könne. Eben so kann es auch vortheilhaft seyn, wenn die Feldwachen nicht immer gleich stark, sondern das einemal stärker, als das anderemal gemacht werden. Der Feind kann durch eine Rekognoscirung, oder durch einen Ueberläufer oder durch Spione die Stärke unserer Feldwache erfahren haben und vielleicht veranlaßt werden, dieselbe durch einen überlegenen Trupp angreifen zu lassen. Ist aber die Feldwache indessen verstärkt worden; so kann es geschehen, daß er nicht stark genug anrückt, und daß die Feldwache vielleicht selbst im Stande ist, mit Vortheil etwas gegen ihn zu unternehmen. Weil man sich am Tage weit umsehen kann; so können die Feldwachen der Kavallerie am Tage in den Ebenen weit vorwärts gesetzt werden. Da sie aber in der Nacht leicht überfallen und abgeschnitten werden könnten, wenn sie zu weit vorstünden, so ziehen sie sich, sobald es Nacht wird, näher an die Infanterie zurück. Befinden sich in dem Rücken der Kavallerie Feldwache Defileen, welche mit Infanterie besetzt sind; so ziehen sie sich, beim Einbruch der Nacht, hinter dieselben zurück. In der Nacht muß die ganze Feldwache zu Pferde sitzen; am Tage aber kann die Hälfte absitzen. Nur die Hälfte der Pferde kann auf einmal gefuttert werden, die andere Hälfte muß gesattelt und gezäumt bleiben, und darf nicht eher abgezäumet werden, als wenn die erstere schon wieder aufgezäumet worden ist.

Die Stärke einer Infanterie-Feldwache wird gleichfalls durch die Menge der Posten, welche sie auszustellen hat, und durch die übrigen Absichten bestimmt, welche man,

man sich vorsetzt, zu erreichen, ausser der Absicht, Nachrichten vom Feinde einzuziehen. Eine Wache kann, zum Beispiel, nicht mehr als 3 doppelte Posten zu ihrer Sicherheit erfordern, und in dieser Rücksicht würde sie stark genug seyn, wenn sie aus 20 bis 24 Mann bestünde. Wenn aber die Gegend von einer solchen Beschaffenheit ist, daß der Feind diese Wache vertreiben muß, wenn er von dieser Seite gegen unser Lager anrücken will, und wenn in dieser Gegend ein Kirchhof, ein einzelnes Haus, eine Schanze, ein Garten, oder sonst ein Ort befindlich ist, in welchem sich wenige gegen viele wehren können; so muß die Stärke der Feldwache nach diesen Umständen bestimmt werden. Die Feldwach kann alsdenn aus 40, 50, 100 u. s. w. Mann bestehen. Denn dadurch, daß man dem Feind das Anrücken so viel möglich zu erschweren sucht, erhält man mehrere Vortheile. Je später der Feind bey der Armee ankömmt, desto besser können die Anstalten seyn, welche sie zu ihrer Vertheidigung treffen kann, desto mehr Zeit verliert er um seinen Sieg zu verfolgen, im Fall sein Angriff einen glüklichen Erfolg gehabt hat. Je länger der Feind auf dem Marsch aufgehalten wird, desto ermüdeter kömmt er bey unserem Lager an, und desto nachdrucksvoller kann unser Widerstand seyn. Die äussersten Posten einer Feldwache dürfen nicht über 300 Schritt von derselben entfernt seyn, weil bey einer größern Entfernung die Soldaten beim Ablösen zu weit zu marschiren haben, und die Schildwachen bey einem Angriff sich nicht geschwind genug nach ihrer Wache zurückziehen und folglich leicht abgeschnitten werden können. Wenn daher die Gegend keine Gesetze vorschreibt, und das Terrain für die Infanterie-Feldwachen durchgängig gleich vortheilhaft ist; so muß eine Feldwache von der andern ohngefähr 600 Schritt entfernt seyn. Rechnet man nun, daß die doppelten Posten 100 Schritt von einander entfernt sind, so wird jede Wache 6 doppelte Posten und einen einfachen vor dem Gewehr haben, und folglich etlich und vierzig Mann stark seyn müssen.

Wenn man in einem Lager keine andere Absicht hat, als den Feind in demselben zu erwarten; so dürfen die Feldwachen nicht weiter vorwärts gestellt werden, als es nöthig ist, der Armee frühzeitig genug von der Ankunft des Feindes Nachricht zu geben, damit sie keine Gefahr läuft, überfallen zu werden. In ebenen und freien Gegenden, in welchen der Feind in vielen Kolonnen ungehindert und geschwind vorrücken kann, müssen demnach die Feldwachen weiter von dem Lager entfernt seyn, als in solchen Gegenden, in welchen der Feind nur langsam vorrücken kann. Will man aber den Feind nicht in dem Lager erwarten, sondern dasselbe verlassen, sobald er mit einem Angriff drohet, so müssen die Feldwachen so weit entfernt seyn, daß die Armee auf die Nachricht von dem Anmarsch des Feindes aufbrechen und ohne von ihm erreicht zu werden, den nöthigen Vorsprung gewinnen kann. Ueberhaupt müssen in allen Fällen die Feldwachen so weit von dem Lager entfernt sein, daß von der Zeit an, da die Nachricht von dem Abmarsch des Feindes einläuft, bis zu seiner wirklichen Ankunft alle Verfügungen getroffen werden können, welche die Absicht erfordert, warum man dieses Lager bezogen hat.

Es ist nicht hinreichend, die Feldwachen so auszustellen, daß man zu rechter Zeit die Ankunft des Feindes erfährt; man muß auch dafür sorgen, daß sich die Feldwachen, bey einem überlegenen Feind, ohne Gefahr zurückziehen können. Die große Entfernung, in welcher öfters die Feldwachen von dem Lager seyn müssen, würde den Zurückzug in den meisten Fällen unmöglich machen. Man ist daher in solchen Fällen genöthigt, zwischen dem Lager und den Feldwachen Truppen zu postiren, welche dazu bestimmt sind den Rückzug der Feldwachen zu decken. Muß die Infanterie durch Ebenen sich zurückziehen, so wird Kavallerie in dieselben postirt. Muß die Kavallerie aus Ebenen durch Defileen sich zurückziehen, so werden dieselben mit Infanterie besetzt.

Uebrigens bemerken wir noch, daß alle diese Wachen des Morgens abgelößt werden und daß die alte Wache nicht eher in das Lager zurückkehren darf, als wenn die Patrüllen zurückgekommen sind, welche die neue Wache ausgeschickt hatte, um die Gegend zu durchsuchen. Das versteht sich endlich von selbst, daß diese Wachen so ausgestellt werden müssen, daß sie sich einander sehen, und bey einem Angriff unterstützen können.

In dem Abschnitt, in welchem von den verschiedenen Arten von Truppen, aus welchen die Armeen zusammengesetzt sind, die Rede war, ist festgesetzt worden, daß die leichten Truppen vorzüglich zu den Feldwachen, welche die Front, die Flanken und den Rücken der Armee gegen feindliche Parteien sicher stellen, bestimmt sind. Ist aber von dieser Gattung Truppen keine hinreichende Anzahl bey der Armee befindlich, so bleibt kein anderes Mittel übrig, als ihre Stelle mit Truppen aus der Linie zu ersetzen.

XXV. Abschnitt.

Von den Furagierungen.

Die Furagierungen, welche zum Unterhalt einer Armee vorgenommen werden müssen, sind von zweierley Art: Grüne und trockene Furagierungen.

Wenn man das Getraide von dem Feld nimmt, so nennt man es eine grüne Furagierung.

Nimmt man das Getraide aus den Dörfern und Scheunen, so nennet man es eine trockene oder Scheunenfuragierung.

In dem Abschnitt von dem Unterhalt des Armee haben wir gezeigt, auf wie viel Tage eine Armee aus einer gewissen Gegend furagieren könne. In gegenwärtigem

Abschnitt werden wir zeigen, auf welche Art furagirt wird, und wie man die Furagierung decken müsse.

Wenn man in einem Lager steht, so fängt man damit an, die Felder abzufuragieren, welche zwischen uns und dem Feind liegen. Sodann geht man auf beide Flanken, und endlich in den Rücken unserer Stellung, wenn uns der Operationsplan des Feldzugs nöthigt, so lange in diesem Lager zu bleiben.

Der Ort, wo die Furagierung vorgenommen wird, solte nicht weiter, als höchstens $1\frac{1}{2}$ bis zwey Meilen von dem Lager entfernt seyn.

Man kann niemals alle Pferde einer Armee zugleich nach Furage ausschicken, theils, weil sich beständig eine große Anzahl kranker Pferde, sowohl bey der Kavallerie, als auch bey den Packpferden und dem Fuhrwesen befindet, theils, weil bey der Kavallerie beständig eine große Anzahl im Dienst ist, oder auf nicht vorhergesehene Fälle im Lager zurückbleibt. Ueberdieß muß, besonders in freien und ebenen Gegenden, ein großer Theil der Kavallerie den Furageurs zur Bedeckung dienen. Es können daher selten mehr, als die Pferde von einem Flügel der Armee nach Furage geschickt werden. Eine solche Furagierung nennt man flügelweiß furagieren. Geschieht die Furagierung von beiden Flügeln der Armee zugleich; so heißt dieß eine allgemeine oder Generalfuragierung.

Ueberhaupt kann man nicht weiter, als höchstens auf drey Tage furagiren, weil ein Pferd höchstens 8 Rationen grünes Futter tragen kann, und man noch überdieß auf die Pferde rechnen muß, welche im Dienst und krank sind.

Das Furagieren muß niemals so lange aufgeschoben werden, bis alles Futter aufgezehrt ist. Die Klugheit erfordert, daß man an dem Tage, an welchem furagirt wird, wenigstens noch auf einen Tag Futter vorräthig habe. Solte die Furagierung gestört werden, so müssen die Pferde wenigstens den folgenden Tag noch Futter haben.

Wenn die Anzahl Pferde, welche furagiren sollen, gegeben ist; so kann man die Anzahl Morgen, welche furagiert werden müssen, ohngefähr auf folgende Art berechnen. Wir wollen zum Beispiel 32000 Pferde annehmen, und dabey festsetzen, daß jedes Pferd täglich drey Metzen Hafer bekomme. Diese Pferde brauchen also täglich 96000 Metzen oder 60000 Scheffel. Wenn wir nun endlich annehmen, daß ein Morgen fünf Scheffel Hafer gebe, so wird, wenn auf drey Tage furagirt werden soll, ein Terrain erfordert, das wenigstens 3600 Morgen enthält, welche alle mit Hafer besäet sind.

Die zu furagirende Gegend muß mit der grösten Ordnung unter die Furageurs ausgetheilt werden; und jede unnöthige Verschwendung der Furage, jede muthwillige Verwüstung derselben solte hart bestraft werden. Denn wir können öfters genöthigt werden, ein vortheilhaftes Lager zu verlassen, blos weil wir mit der Furage nicht sparsam genug umgegangen sind.

Die Kavallerieregimenter bekommen die vom Lager entfernteste Gegend. Auf sie folgen die Infanterieregimenter und endlich die Artillerie und das Fuhrwesen.

Um die Knechte in Ordnung zu halten, müssen von jedem Regiment ein Offizier und einige Unteroffiziere kommandirt werden.

Da bey der Kavallerie Regimenterweis furagirt wird; so versteht es sich von selbst, daß sich alle Offiziere bey den Furagierungen befinden müssen.

Vier Mann arbeiten gemeinschaftlich, um einander das Aufpacken zu erleichtern.

Während des Mähens werden die zusammengeschlungenen Pferde von einer Kammeradschaft von einem Mann gehalten. Ist von dem Feind etwas zu befürchtrn, so darf kein Pferd abgezäumt werden. Die zusammengehörenden Arbeiter müssen nicht eher laden, als bis alle Bunde fertig sind.

Wenn der gröste Theil der Furageurs fertig ist, so können sie in das Lager zurückgeschickt werden. Doch müssen sie Regimenterweiß beisammen bleiben, und die Packpferde, so wie der Troß der Armee, stets die ersten seyn.

Wenn bey einer Furagierung der Platz bestimmt ist, wo die Furageurs die Bunde machen sollen, so kann man das ganze Terrain so ansehen, als wenn man daselbst im Lager stünde. Um also die Furagierung zu decken, müssen Anstalten getroffen werden, welche denjenigen vollkommen ähnlich sind, die man zur Sicherheit eines Lagers macht. Es muß nämlich gegen den Feind zu eine Chaine von Kavallerie gezogen werden, welche von der Infanterie nachdrücklich unterstützt werden kann. Eben so, wie in einem Lager Feldwachen ausgestellt werden, müssen auch bey einer Furagierung Truppen vorwärts postirt werden; die Infanterie wirft sich in feste Schlösser, Kirchhöfe und dergleichen; die Kavallerie besetzt die Ebene. Ausser dieser Chaine muß aber noch ein Korps de Reserve mitgenommen werden, welches nach Beschaffenheit der Umstände entweder ganz zusammen bleibt, oder sich in zwey oder mehrere Theile theilt, um dem Feind desto besser auf allen Seiten Widerstand thun zu können.

Bey allen Furagierungen kann man schon aus der Stellung des Feindes mit vieler Wahrscheinlichkeit die Seite vorher wissen, wo er die Furagierung angreifen wird. Daher muß man auf diese Seite auch die meisten Truppen stellen. Ueberhaupt muß die Bedeckung, welche den Truppen mit gegeben wird, so postirt werden, daß jede Art von Truppen da steht, wo sie am besten agiren kann. Je freier und ebener die zu furagierende Gegend ist; desto mehr braucht man Kavallerie; je durchschnittener, desto mehr Infanterie. Die Stärke der Bedeckung hängt übrigens, wie jeder sieht, von der Größe der Gegend ab, welche gedeckt werden soll. Die reutende Artillerie kann in solchen Fällen mit unendlichen Vortheilen genützt werden

Sie

Sie eilt nämlich schnell von einem Punkt zu einem andern, der von dem Feinde mehr bedroht wird.

Kann man an eben dem Tag furagieren, an welchem die feindliche Armee furagirt, so hat man einen feindlichen Angriff am wenigsten zu befürchten.

Anstatt bey einer Furagierung abzuwarten, bis der Feind die Chaine angreift, ist es bisweilen rathsamer, mit dem grösten Theil der Kavallerie vorzugehen, und die Gegend zu recognosciren. Trifft man alsdenn auf den Feind, so kann man ihn vielleicht mit Vortheil angreifen und zurückschlagen.

Man kann auch zur Unterstützung der Kavallerie einige Batallione mitnehmen. Während dieser Zeit können die Furageurs ihre Bunde ruhig machen, und entweder gleich in das Lager zurückgehen oder sich so lange an Einem Ort versammlen, bis die ganze Bedeckung sich wiedrr zusammengezogen hat, und die Furageurs in das Lager eskortirt.

Findet der Feind ein solches Korps Kavallerie vor sich; so ist zu vermuthen, daß er dasselbe angreifen werde, wenn er stark genug ist. Wenigstens darf er es nicht wagen, die Chaine anzugreifen; so lange dieses Korps Kavallerie nicht geworfen ist.

Greift der Feind die vorwärts stehende Kavallerie an, so zieht sich dieselbe nach und nach bis an die Chaine zurück, und begiebt sich dahin, wo die meiste Infanterie und Artillerie steht. Wenn nun der Feind hitzig verfolgt, so kömmt er vielleicht in das Feuer der Infanterie, und alle seine Unternehmungen scheitern.

Die Anstalten, welche zur Bedeckung einer trockenen Furagierung getroffen werden müssen, sind wenig von den Anstalten einer grünen Furagierung verschieden. Weil aber bey einer grünen Furagierung die Furageurs auf dem Felde besser mit einander zusammenhängen, sie auch besser um sich sehen können, und wenn der Feind ankömmt, dieses weit schneller bekannt wird, endlich die bewafneten

Furageurs von der Kavallerie es auf freiem Felde zur Noth mit den vorprallenden feindlichen Husaren aufnehmen können; da hingegen in den Dörfern die Furageurs mehr oder weniger von einander getrennt sind, je nachdem die Dörfer weiter auseinander, oder näher zusammen liegen, die Leute in den Scheunen und auf den Boden vertheilt, folglich, wenn der Feind in ein Dorf hereindringt, ausser Stand sind, sich zu wehren; so erfordert die Anordnung der Chaine bey einer trockenen Furagierung auch mehr Vorsicht und Aufmerksamkeit, als bey einer grünen.

Ehe eine solche Furagierung vorgenommen wird, muß die Gegend den Tag zuvor, soweit als man kommen kann, rekognoscirt werden; und wenn man dadurch in Erfahrung gebracht, daß der Feind mit keinem starken Korps in der Nähe steht, so kann die Furagierung auf den andern Tag befohlen werden. Die Bedeckung muß einige Stunden früher abgehen, als die Furageurs, damit die Chaine formirt ist, ehe die Furageurs ankommen. Denn man würde sich einer grossen Gefahr aussetzen, wenn man die Furageurs in den Dörfern vertheilen wolte, ehe noch die Chaine vollkommen ausgestellt ist. Es kann Fälle geben, wo die Bedeckung schon den Abend vorher abgeht.

Bey der Formirung der Chaine müssen folgende Regeln beobachtet werden.

Die Infanterie besetzt die vor oder dicht an den Dörfern liegenden Anhöhen, Defileen, Brücken, Büsche, überhaupt alle Pässe, durch welche der Feind anrücken kann. Manchmal müssen die Dörfer selbst mit besetzt werden. Die einzelnen Infanterieposten müssen sich gehörig unterstüzzen können.

Die Kavallerie rückt vor die Infanterie vor, jedoch so, daß sie sich bald wieder hinter dieselbe zurückziehen kann.

Von dieser Kavallerie werden Trupps, auf verschiedenen Wegen, vorwärts und auf die Flanken geschickt, welche wohl eine halbe bis ganze Meile vorwärts gehen, um Nachrichten von dem Feind einzuziehen.

Ausserdem muß man ein Korps de Reserve haben, welches in derjenigen Gegend aufmarschirt, wo man einen feindlichen Angriff am ersten vermuthet, und von wo aus man den angegriffenen Punkten in der Chaine am geschwindesten zu Hülfe kommen kann.

Einige Stunden nach dem Abmarsch der Bedeckung versammlen sich die Furageurs vor dem Lager an den ihnen angewiesenen Orten, Regimenterweiß, nach der Ordre de Bataille.

Von jedem Regiment wird, ausser der großen Bedeckung, ein Offizier mit 20 oder 30 Mann kommandirt, um die Furageurs in den Dörfern in Ordnung zu erhalten, und zu verhindern, daß sie die Häuser nicht ausplündern.

Um Unordnungen dieser Art vorzubeugen, kann man auch den Landleuten anbefehlen lassen, ihren Vorrath an Futter vor ihre Dörfer herauszubringen, wo alsdenn die Vertheilung desselben unter die Furageurs weit geschwinder geschehen wird

Erwähnte Kommandirte können, bey dem Rückmarsch in das Lager, die Furageurs decken, und in den Dörfern selbst die Ausgänge und Brücken besetzen.

Der die Furagierung kommandirende General empfängt allemal eine Liste von den Dörfern, welche furagirt werden sollen. In derselben ist die Anzahl Furage, welche jedes Dorf liefert, angezeigt, und es ist also nicht schwer, die Furageurs in den Dörfern zu vertheilen.

Sobald die Regimenter ihre Furage aufgepackt haben, und damit in einem Dorf fertig sind, müssen sie solches durch einen Offizier an den die Furagierung kommandirenden General melden lassen.

Die Furageurs dürfen schlechterdings nicht einzeln aus den Dörfern in das Lager zurückreiten, sondern sie müssen sich in den Dörfern erst versammlen, und denn unter der Bedeckung der kommandirten von den Regimentern nach dem allgemeinen Sammelplatz marschiren, den ihnen der General vorher angewiesen haben muß. Dieser zieht alsdenn die Chaine immer näher gegen diesen allgemeinen Sammelplatz zurück, und wenn alles beisammen ist, so marschirt er in das Lager.

XXVI. Abschnitt.

Von dem Ausschicken nach Stroh, Holz und Wasser.

Man muß dem Soldaten nicht erlauben, das benöthigte Stroh, Holz und Wasser zu holen, wo und wenn es ihm beliebt; sonst nimmt er es ohne Rücksicht auf den Nutzen des Ganzen und ist ganz allein auf seine Bequemlichkeit bedacht. Er bemächtigt sich, um Stroh zu haben, lieber des Daches eines in der Nähe befindlichen Hauses, als daß er vier bis fünf hundert Schritte weiter gehen sollte. Braucht er Holz; so nimmt er, ohne alle Umstände, die nächste Thüre, die Aeste eines fruchtbaren Baumes und es fällt ihm gar nicht ein, nach einem etwas etwas entlegenen Busch zu gehen. Wasser würde er an Oertern holen, welche andern Regimentern angewiesen sind u. s. w. Ueberdies könnte er, unter dem Vorwand, eines dieser Bedürfnisse zu holen, leicht Gelegenheit finden, zu desertiren oder den Landmann auszuplündern. Um daher aller Unordnung vorzubeugen, werden den Regimentern Dörfer angewiesen, aus welchen sie Stroh, Holz und Wasser holen können. Wird Stroh in den Dörfern empfangen; so werden Packpferde Compagnieweise mitgegeben. Bey den Packpferden eines Bataillons befindet sich ein Officier und von jeder Kompagnie ein Unterofficier, welche auf gute Ordnung, Mannszucht und eine gleiche Vertheilung genau zu sehen haben.

Nach Holz wird des Morgens und des Abends geschickt. Aus jedem Zelt werden hiezu zwey Mann genommen; und von jedem Bataillon wird ein Officier und von jeder Kompagnie ein Unteroffcier gegeben, um die Leute in Ordnung nach dem Holz zu führen. So lange man noch Brennholz findet, muß man dasselbe nehmen und nicht eher zu fruchtbaren Bäumen oder andern, dem Landmann nöthigen Sachen,

chen, seine Zuflucht nehmen, als wenn am Brennholz ein völliger Mangel ist. Der arme Landmann ist im Kriege ohnehin unglücklich genug. Und es ist selbst mit unserm wahren Nutzen verknüpft, wenn wir den Landmann in den feindlichen Staaten nicht allzusehr drücken. Denn durch eine grausame Behandlung wird er genöthigt, Haus und Hof zu verlassen. Kömmt nun die Armee in dem folgenden Feldzug wieder; so findet sie in dieser Gegend keine Furage, weil alle Felder öde liegen. Sie ist mithin genöthigt, Furagemagazine anlegen zu lassen, deren Anschaffung unermeßliche Kosten verursacht.

Was hier von der Infanterie gesagt worden, gilt auch von der Kavallerie.

XXVII. Abschnitt.

Von den Zufuhren.

In dem Abschnitt von dem Unterhalt einer Armee haben wir gezeigt, auf was Art die Lebensmittel und die Furage derselben zugeführt werden. Hier bleibt uns also nur übrig, von der Sicherheit der Zufuhren zu handeln. Die Zufuhren müssen jederzeit, durch die Stellung der Armee, so gedeckt seyn, daß der Feind weder mit einem Korps, noch mit der ganzen Armee gegen sie anrücken kann, ohne Gefahr zu laufen, geschlagen oder abgeschnitten zu werden, ehe er die Zufuhr erreicht hat.

Befindet sich zwischen dem Ort, von welchem die Zufuhr aufbrechen muß, und zwischen der Armee eine feindliche Vestung, so muß von der Armee ein Korps gegen die Vestung detaschirt werden, welches diejenigen Truppen, die aus der Vestung herausrücken können, um die Zufuhr anzugreifen, mit Verlust zurückweisen kann. In Fällen, wo es nicht möglich ist, die Zufuhren durch die Stellung der

Armee zu decken, muß derselben eine Bedeckung mitgegeben werden, deren Stärke sich aber nicht sowohl nach der Menge der Zufuhren, sondern nach der Größe der Gefahr, in welcher man sich wegen eines feindlichen Angriffs befindet, und nach der Menge der Posten richtet, welche man zu besetzen hat. Vergebens bestrebt man sich eine Zufuhr gegen einen entschlossenen Feind zu decken, wenn man die Bedekkung derselben vertheilt. Wenn wir annehmen, daß eine Kolonne von 1000 Wagen nur 15000 Schritt in die Länge einnimmt, so würde eine ganze Armee kaum hinreichend seyn, diese Kolonne ihrer ganzen Länge nach zu bedecken, und doch würde dies nothwendig seyn, weil man nicht weiß, wo der Feind seinen Angriff hinrichten wird. Zur Formirung einer Wagenburg würde uns der Feind schwerlich Zeit lassen, und werden wir angegriffen, indem wir noch mit der Formirung der Wagenburg beschäftigt sind; so setzen wir uns der Gefahr aus, alles zu verlieren. Am vortheilhaftesten ist es, wenn der Feind, um die Zufuhr anzugreifen, gewisse Posten passiren muß; diese müssen alsdenn gehörig besetzt werden. Von der Anzahl der Truppen, welche diese Posten erfordern, und von dem Terrain, durch welches sich die Bedeckung ziehen muß, hängt die Stärke derselben ab. Kann aber der Marsch einer Zufuhr durch keine solche Posten gedeckt werden, so muß die Bedeckung so weit gegen den Feind vorrücken und alle Wege, auf welchen der Feind vorrücken kann, so genau durch patrulliren lassen, daß sie sich auf die erhaltene Nachricht von dem Anmarsch des Feindes sicher zurückziehen, und die Zufuhr entweder wieder umkehren oder ihren Marsch fortsetzen und den Ort ihrer Bestimmung erreichen kann. In diesem Fall richtet sich die Stärke der Bedeckung nach der Grösse der Gegend, um alle Wege, auf welchen der Feind anrücken kann, zu besetzen und patrulliren zu lassen, und nach der Länge des Rückzugs, damit auf demselben das zur Bedeckung bestimmte Corps alle Posten besetzen könne, welche die feindlichen Absichten rückgängig machen können. Rückt der Feind mit

der

der ganzen Armee gegen die Bedeckung der Zufuhr vor; so müssen Maaßregeln getroffen werden, die Zufuhr und ihre Bedeckung eher als die feindliche Armee ankömmt, in Sicherheit zu bringen. Man muß sich, ebenfalls mit der ganzen Armee, dem Feinde überall entgegen stellen, wo er etwas gegen die Zufuhr unternehmen könnte.

Um aber keine falsche Maaßregeln zu ergreifen; kommt es vorzüglich darauf an, daß man sowohl die Zeit berechne, welche verfließt, ehe die Nachricht von der Ankunft des Feindes bey der Zufuhr ankömmt, als auch die Zeit, welche erfordert wird, die Zufuhr in einen sichern Ort zu bringen. Beide zusammengenommen müssen kürzer seyn, als die Zeit, welche der Feind braucht, um die Zufuhr zu erreichen.

Eine Armee, welche eine Vestung belagert, kann nur durch Zufuhren mit den nöthigen Bedürfnissen versehen werden. Sowohl die Kriegsminister, als auch die Generale, welchen Ludwig der Vierzehnte die Ausführung seiner Entwürfe anvertraut hat, trafen die zur Sicherheit der Zufuhren erforderlichen Maaßregeln so weißlich, daß ich bis auf das Jahr 1706 kein Beispiel finde, worüber sich in dieser Rücksicht etwas sagen liesse.

Aber die Art, wie man sich während der Belagerung von Ryssel betragen hat, giebt mir die traurige Gelegenheit zu bemerken, wie wenig man es sich angelegen seyn ließ, den Feinden Frankreichs Schwierigkeiten in den Weg zu legen, um ihre Zufuhren zu unterbrechen, und ihnen die Ausführung einer so sehr gewagten Unternehmung unmöglich zu machen. Um dieses in ein helleres Licht zu setzen, wollen wir eine Beschreibung von dem Zustand und der Stellung der beiderseitigen Armeen zu der Zeit, da die Feinde die Belagerung dieser Vestung unternahmen, mittheilen.

Nach dem Treffen bey Oudenarde zog sich die Armee des Herzogs von Burgund hinter dem Lager zurück, der von Brüg nach Gent geht, um diese beiden grossen Städte zu decken. Der Graf von la Motthe befehligte ein Seitenkorps auf der Meerseite, und dieses Korps war bestimmt,

die

die Zufuhren ſicher zuſtellen, welche die franzöſiſche Armee nur auf dem Kanal, der von Nieuport nach Brüg geht, erhalten konnte.

Der Marſchall von Berwick, dem es, wie wir anderwärts bemerkt haben, unmöglich war, vor dem Prinzen Eugen Flandern zu erreichen, hatte ſeine Infanterie in die Feſtungen in dem Hennegau an der Schelde, und in der Grafſchaft Artois vertheilt, und mit ſeiner Kavallerie ſich hinter die Scarpe geſetzt. Die feindliche Hauptarmee, welche der Herzog von Marlboroug befehligte, war bis Meenen, und die Armee des Prinzen Eugen, um die Plätze von Brabant zu decken, gegen die Dendre vorgerückt. In dieſer Stellung befanden ſich beide Armeen von der Zeit an, in welchem das Gefecht bey Oudenarde vorfiel, bis zu dem Tag der Berennung von Ryſſel.

Man konnte ſich wohl vorſtellen, daß der Vorrath an Kriegsmunition und Geſchüz in Meenen nicht beträchtlich genug ſeyn konnte, um die feindliche Armee bey einem ſo groſſen Unternehmen hinlänglich zu verſehen. Man ſah auch, daß die Feinde eine geraume Zeit eine große Menge an Kriegsmunition und Geſchüz auf dem groſſen Arm der Schelde von Holland nach Brüſſel kommen lieſſen.

Von Brüſſel aus aber konnte dieſe Zufuhr nicht anders, als auf der Axe fortgeſchafft werden. Die Entfernung dieſer beiden Städte iſt zwey und zwanzig bis drey und zwanzig franzöſiſche Meilen. Man ſahe, daß die Feinde Frankreichs ſieben bis acht tauſend Fuhren verſammleten, um dieſe Munition fortzuſchaffen; und doch war man nicht darauf bedacht, die Verſammlung dieſer Fuhren zu hintertreiben. Als ſich dieſe Fuhren verſammlet und ihre Ladung aufgenommen hatten, ſetzten ſie ſich in Marſch, auf welchen ſie eine Länge von wenigſtens fünf franzöſiſchen Meilen einnahmen, ohne von Brüſſel aus bis an die Dendre eine ſtärkere Bedeckung als ein Korps von vierzehn bis funfzehn tauſend Mann zu haben.

Läßt sich nun wohl begreifen, daß der Feind im Stande war, längs einer solchen Strecke eine so große Kolonne dergestalt zu decken, daß weder die Armee des Marschalls von Berwick, noch die Armee des Herzogs von Burgund im Stande waren, etwas dagegen zu unternehmen? Dies wird kein vernünftiger Mann jemals begreifen können. Von der Dendre bis nach der Schelde wurde die Bedeckung der Zufuhr durch ein detaschirtes Korps Kavallerie von der Armee des Herzogs von Marlboroug verstärkt. Auf diese Weise kam also diese Zufuhr unversehrt bey der Scheide an, und setzte unsere Feinde im Stand', die Belagerung von Ryssel zu unternehmen.

So groß auch diese Zufuhr war, so konnte sie dennoch den Feind nicht mit so viel Lebensmittel und Munition, als bey einer solchen Belagerung nöthig war, versehen haben, und gewiß wäre er genöthigt worden, die Belagerung aufzuheben, wenn wir nicht so viele Fehler begangen hätten.

Unsere Hauptarmee brach von Lovendegheim, wo sie im Lager stand, auf, ließ nur ein Korps Infanterie in Gent zurück, und marschirte nach der Dendre, wo sie sich mit der Armee des Marschalls von Berwick vereinigte. Von hier aus marschirten beide Armeen nach Dornick, gingen daselbst über die Schelde, in der Absicht, die Feinde durch eine Schlacht zur Aufhebung der Belagerung von Ryssel zu nöthigen.

Während dieser Zeit hatte man kein wachsames Auge auf die Zufuhren, welche unsere Feinde aus Brüssel erhalten konnten. Daher kamen verschiedene kleine Zufuhren von diesem Ort in dem feindlichen Lager vor Ryssel an, ohne daß wir auch nur einer derselben einen Wagen abgenommen hätten. Dies war von unserer Seite eine Saumseligkeit, die nicht zu verzeihen ist.

Endlich zog sich die französische Armee, ohne dem Feind ein Treffen geliefert zu haben, zurück, mit dem Entschluß, dem Feind die Zufuhren abzuschneiden, und ihn durch Mangel an Kriegsmunition zur Aufhebung dieser Belagerung zu

nöthigen. Zu diesem Ende formirte sie jenen großen Kreis, von dem wir oben geredet haben.

Der Herzog von Burgund und der Herzog von Vendome besetzten mit der Hauptarmee die Grafschaft Artois, die Scarpe, und die Gegend zwischen Dornick und Gent. Dem Grafen von la Motthe war aufgetragen, die Gegend von Nieuport bis Gent zu bewachen. In dem Mittelpunkt dieses Umkreises war die Hauptmacht der Feinde versammelt, die sehr sorgfältig mit den Mitteln beschäftigt waren, sich Lebensmittel und Kriegsmunition zu verschaffen.

Diese neue Stellung der Armee machte es den Feinden unmöglich, etwas aus Brüssel zu erhalten. Auch hatten sie bereits alle Hoffnung dazu aufgegeben, und machten sich auf keine anderen Lebensmittel Rechnung, als die sie aus der Grafschaft Artois und unsern Castellaneyen ziehen würden, worinn wir ihnen auch niemals im geringsten hinderlich waren. Was die zur Fortsetzung der Belagerung erforderliche Kriegsmunition anbelangt, so wollten sie dieselbe aus Ostende kommen lassen. Aber es vergingen oft manche Tage, ehe sie einen Kanonenschuß thun konnten, weil sie kein Pulver hatten.

Unsere Feinde waren zwar Meister zu See, und daher im Stande, die Munition, die sie aus Holland und England kommen liessen, nach Ostende zu bringen, ohne daß ihnen die Kaper von Dünkirchen Hindernisse in den Weg legen konnten. Allein dies war noch lange nicht hinreichend. Die größte Schwierigkeit war, diese Munition von Ostende bis Leffingen, welches der Graf von la Motthe die Feinde besetzen ließ, oder bis an das Ufer der Ueberschwemmung welche vermittelst des Kanals von Nieuport gemacht worden, auf der Axe zu fahren; diese Munition ohne Fahrzeuge nach dem jenseitigen Ufer der Ueberschwemmung hinüber zu schaffen, an demselben eine hinreichende Menge Wagen in Bereitschaft zu halten, um die Munition wieder aufzuladen, und sie alsdenn nach Ryssel zu fahren.

Der Graf von la Motthe hatte seit funfzehn oder sechszehn Jahren beständig bald zu Ypern bald zu Brüg gestanden, und mußte folglich eine vollkommene Kenntniß dieses Landes besitzen. Demohngeachtet unternahm er nichts, um den Feinden die Zufuhren, die sie aus Ostende erhielten, aufzuheben. Dies würde leicht möglich gewesen seyn, wenn er, ausser den natürlichen Hindernissen, welche die Feinde zu überwinden hatten, sich der Schanzen von Plassenthal, von Nievendam, und sogar Nievports mit grösserm Vortheil bedient hätte. Wäre er etwas mehr auf seiner Hut gewesen, so hätte er sich nicht bey Winenthal von einem ungleich schwächern feindlichen Korps schlagen lassen; er würde vielmehr die Zufuhr sammt der Bedeckung aufgehoben haben.

Dem Graf von la Motthe war nicht unbekannt, daß die Feinde die zur Fortsetzung der Belagerung von Ryssel erforderliche Kriegsmunition aus keinem andern Ort, als aus Ostende erhalten konnten. Die Klugheit erforderte also, unter dem Schutz der Schanze von Plassenthal näher gegen Ostende vorzurücken, und auf die Gegend zwischen Plassenthal und Nievport alle Aufmerksamkeit zu verwenden. Er mußte nicht zugeben, daß sich die Feinde zu Leffingen festsetzten, und daher die daselbst befindliche Brükke abbrechen lassen.

Da er zu Nievport bewafnete Fahrzeuge hatte; so mußte er sich derselben bedienen, um sowohl auf dem Kanal, als auf der Ueberschwemmung, kein einziges Fahrzeug, von welcher Art es auch seyn mogte, zu dulden.

Der Graf von la Motthe unterließ nicht nur dieses alles, sondern wurde noch bey Winenthal geschlagen. Da der Verlust dieses Treffens das meiste zu dem Verlust von Ryssel beygetragen hat; so werde ich einige besondere Umstände von demselben hier anführen.

Unsere Nachlässigkeit machte es den Feinden möglich, aller Schwierigkeiten ungeachtet, bey Winnenthal anzukommen, ehe die grosse Zufuhr, welche man zwischen Ostende und dem Kanal aufheben konnte, aus Ostende abmarschirt

schirt war. Der Graf von la Motthe war mit sechs und dreißig Bataillonen und zwey und dreißig Eskadronen von Brüg aufgebrochen, um diese Zufuhr anzugreifen.

Zu diesem Ende nahm er seinen Weg über Oudemburg, längs dem Kanal beinahe bis Ghistel in einem sehr engen und durchschnittenen Lande, da er doch auf der großen Straße von Brüg nach Winenthal, wo das Land weit freier ist, marschiren konnte. Als er endlich die Feinde erreicht hatte, so fand er sie in den Waldungen von Winenthal vortheilhaft postirt, indem sie die großen Hecken, welche vor ihren Flanken lagen, mit Infanterie besetzt hatten.

Da er den Auftrag hatte, die Zufuhr aufzuheben; so durfte er nur den Wald turniren, der sehr klein war. Er würde auf die Zufuhr gefallen und seinen Endzweck erreicht haben. Alsdenn erst konnte er über die Bedeckung herfallen, wenn er sie noch angetroffen hätte: und wäre sie ihm entwischt, so war das Unglück nicht groß, weil er seinen Hauptendzweck erreicht hatte, und die Feinde nöthigte, wegen Mangel an Kriegsmunition, die Belagerung von Ryssel aufzuheben.

XXVIII. Abschnitt.

Von dem Partéigehen.

Parteien werden aus mehreren Ursachen, beinahe in jeder Nacht, aus dem Lager einer Armee weggeschickt. Die Hauptabsicht, welche man durch dieselben zu erreichen sich vorsetzet, ist, Nachrichten von dem Feind einzuziehen, ob er nämlich aus seinem Lager abmarschirt, ob er sich uns nähert, oder ob er sich nach einer andern Gegend hinwendet. Man will durch dieselben die feindlichen Parteien abhalten, sich unserm Lager zu nähern. Unsere Parteien

müssen

müssen sich also in Hinterhalte legen, die Feinde zu überfallen und auf solche Art zu schlagen suchen.

Man schickt Parteien aus, um Zufuhren, welche der Feind an sich zieht, aufzuheben, seine Furagierungen zu beunruhigen, die Wachen seines Lagers zu überfallen und aufzuheben. Parteien werden ausgeschickt, um in Provinzen, welche der Feind von Truppen entblößt hat, Brandschatzungen auszuschreiben und einzutreiben, um aus denselben alles wegzufahren, was dem Feind nützen könnte.

Der Befehlshaber in einer Festung schickt Parteien aus, um sobald als möglich zu erfahren, wenn der Feind anrückt, und die Festung berennt. Er schickt Parteien aus, um die Absichten der feindlichen Parteien, welche sich seiner Festung nähern, zu vereiteln. Wir wollen den Fall annehmen, der Befehlshaber in der Festung habe den Befehl erhalten, der Armee eine Zufuhr, die in Mund- oder Kriegsmunition bestehen kann, zuzuschicken. Da der Abmarsch dieser Zufuhr dem Feind nicht verborgen bleibt, so muß der Gouverneur der Festung, ehe die Zufuhr abgeht, Parteien ausschicken, welche die Wege, auf welchen der Feind kommen kann, und überhaupt das ganze Land durchstreichen, und sich endlich an einem Ort in Hinterhalt legen, wo sie die Zufuhr decken können.

Wenn der Gouverneur einer Vestung den Auftrag erhalten hat, in den feindlichen Provinzen Brandschatzungen auszuschreiben, so muß er erstlich starke Parteien aus der Vestung schicken, um den Einwohnern jener Provinzen Furcht einzujagen. Die Brandschatzungen selbst läßt er aber durch kleine Parteien eintreiben. Er schickt endlich Parteien aus, um dem Feind allen möglichen Schaden zuzufügen, welche die Beschaffenheit der Umstände ihm zuzufügen erlaubt.

Die Parteien bestehen aus Infanterie oder aus Kavallerie oder aus beiden zugleich. Sie sind stark oder schwach, je nachdem es die Beschaffenheit des Landes und die Natur ihrer Aufträge erfordert. Sie halten sich in

Hinterhalten versteckt, vermeiden alles Gefecht oder greifen den Feind an, wenn es der Absicht entspricht, warum sie ausgeschickt worden sind. Der Parteigänger muß den Endzweck seiner Verschickung beständig vor Augen haben und nach demselben sein Betragen einrichten. Oft wird ihn nur die feinste List zu seinem Zweck führen. Oft wird er nur in der Kühnheit und Verwegenheit seiner Handlungen sein Glück finden. Er muß also ein Mann von ungewöhnlicher Herzhaftigkeit und Entschlossenheit seyn, der Kenntnisse und eine reife Beurtheilungskraft besitzt.

Ein junger Offizier, von welchem Stand er auch seyn mag, darf es nicht unter seiner Würde halten, auf Partei zu gehen, wenn er den Krieg vollkommen kennen lernen will. Er muß sich also die besten Parteigänger bey der Armee zu Freunden machen und diesen Theil der Kriegskunst aus dem Grunde lernen, damit er Parteigängern die nöthigen Befehle zu geben wisse, wenn er einst befehlen darf. Da man von den Bewegungen der feindlichen Armee nicht zu viele Nachrichten erhalten kann, da einige Spionen entdeckt seyn, andere verhindert werden können, zu uns zu kommen, weil der Feind mit einem Korps vorgerückt ist, um seine wahre Absicht zu verbergen; so ist es immer von großem Nutzen, wenn wir viele Parteien gegen den Feind ausschicken.

In einem ebenen Lande muß man manchmal mit einem starken Korps Kavallerie vorgehen, von welchem man kleine Parteien weiter vorwärts schickt, welche sich auf dieses Korps zurückziehen können, wenn sie von einem übers legenen Feind angegriffen werden solten. Diese Methode ist besser, als wenn man immer nur schwache Trupps auf Partei ausschickt.

XXIX.

XXIX. Abschnitt.

Von einzelnen Gefechten und Scharmützeln.

Der Zufall und eine zahllose Menge verschiedener Absichten, welche man zu erreichen wünscht, können einzelne Gefechte veranlassen. Es lassen sich keine allgemeine Grundsätze festsetzen. Eine Generalregel ist: niemals darf man sich zu einem Treffen zwingen lassen; niemals muß dasselbe die Folge eines von uns begangenen Fehlers seyn. Ein kluger und vorsichtiger General, welcher auf die Bewegungen seines Gegners aufmerksam ist, trifft solche Maaßregeln, daß er nie Gesetze von demselben anzunehmen gezwungen wird. Alle Gefechte, von welchen er sich keinen Vortheil versprechen darf, wird er auf das sorgfältigste vermeiden. Alle seine Märsche und Läger müssen zur Absicht haben, entweder den Feind mit Vortheil zu schlagen, oder der Armee ihren Unterhalt mit Bequemlichkeit zu verschaffen. Begehet der Feind Fehler, so muß sie der General so zu nutzen wissen, daß sie ihn in Stand sezzen, zur Ausführung gewisser Entwürfe früher schreiten zu können. Derjenige General, welcher die gröste Fähigkeit besitzt, wird am Ende immer das Uebergewicht über seinen Gegner erhalten. Durch wiederholte kleine Vortheile, welche er sich in dem Lauf eines Feldzugs zu verschaffen gewußt hat, wird er öfters mehr als durch eine Schlacht, deren Ausgang doch immer zweifelhaft ist, gewinnen. Die Scharfsicht des Generals, mit welcher er die Bewegungen, die der Feind machen, und die Vortheile, welche er selbst daraus ziehen kann, schon im voraus sieht, die Schnelligkeit, mit welcher er bey der Ausführung zu Werke geht, bestimmen gemeiniglich den glücklichen Erfolg solcher einzelnen Gefechte, welche von dem General reiflich überdacht und dem Besten des Staats angemessen befunden

worden sind. Niemals darf er sich aber in eine solche Unternehmung einlassen, wenn er nicht weiß, wie stark das feindliche Korps ist, auf welches er Absichten hat.

Denn, um sich eines glücklichen Erfolgs zu versichern, muß er es mit einem überlegenen Korps angreifen lassen. Diese Vorsicht darf er nicht versäumen. Sein Ruhm und das Zutrauen der Truppen hängen von dem glücklichen Ausgang solcher einzelnen Gefechte ab, die öfters das Blut manches braven Soldaten kosten, wenn sie nicht mit Klugheit und den gehörigen Kenntnissen angeordnet sind.

Scharmützel entstehen öfters ohne den Willen eines Generals. Bisweilen haben sie aber auch wichtige Absichten zum Grunde. Denjenigen, welche sich zur unrechten Zeit angesponnen haben, muß man sobald als möglich ein Ende machen; denn sie können Gefechte veranlassen, in welchen wir Männer verlieren, die man in der Folge vergebens bedauert.

Wenn man sich mit Absicht in ein Scharmützel einläßt, so geschiehet es, entweder um eine Gegend zu rekognosciren, und dem Feind eine Beschäftigung zu geben, damit man ihm indessen eine gewisse Arbeit oder eine Bewegung verbergen kann, oder um den Feind im Marsch aufzuhalten, und der Hauptarmee die Zeit zu verschaffen, anzukommen. Endlich scharmuzirt man auch, um Gefangene zu machen, und dadurch Nachrichten von dem Feinde einzuziehen.

Eine Generalregel ist, die Scharmützel mit wenigen Truppen anzufangen, dieselben aber mit vielen zu unterstützen. Denn man muß durchaus nicht zugeben, daß der Feind diejenigen Truppen, mit welchen man ein Scharmützel angefangen, zurücktreibe. Man muß daher jederzeit die ersten Truppen durch ein dem Feind überlegenes Korps unterstützen können.

Von der Beschaffenheit des Terrains hängt es ab, was für eine Gattung Truppen zu einem Scharmützel genommen werden müssen. In einem ebenen Lande nimm

man

man blos Kavallerie, in einem mit Waldungen und Hecken durchschnittenen Lande nur Infanterie, in einem vermischten Terrain beide Gattungen von Truppen. Nur wird alsdenn jede Gattung auf das Terrain gestellt, wo sie gebraucht werden kann. So entfernt man zum Beispiel die Kavallerie von Waldungen und Hecken, weil das Feuer der feindlichen Infanterie leicht Unordnung in derselben verursachen könnte. Eben so wenig kann man Infanterie unbedeckt in Ebenen stehen lassen, weil sie Gefahr laufen würde, von der Kavallerie zusammengehauen zu werden.

Es ist oben angeführt worden, daß ein General aus mehreren Absichten zu einzelnen Gefechten veranlaßt werden könne, daß er es sich aber vorzüglich angelegen sein lassen müsse, niemals dazu gezwungen zu werden.

Durch die schlechten Maaßregeln, welche der Prinz von Oranien im Jahr 1674 bey seinem Abmarsch aus dem Lager bey Senef getroffen hatte, geschah es, daß aus einem Gefecht mit der Arriergarde, welche durch zwey Defileen von der Hauptarmee getrennt war, ein allgemeines Treffen entstand. Da wir oben schon von diesen Anordnungen des Feindes geredet haben, und da wir auch in der Folge dieses Werks Gelegenheit finden werden, über diese weiße Maaßregeln, welche eben keinen Mann von Kopf verrathen, unsere Bemerkungen zu machen; so führen wir diese Begebenheit nur deßwegen hier an, weil sie als ein Beispiel gebraucht werden kann, das zu der Materie gehört, die wir in diesem Abschnitt abgehandelt haben. Wir bemerken nur noch, daß der Prinz von Oranien sich ohne Absicht und ohne einigen Vortheil in ein Gefecht verwickelte. Denn er hatte keine Maaßregeln getroffen, um diesem Gefecht, welches er nicht liefern wolte, sobald er es gut gefunden, ein Ende zu machen.

Durch seine Unvorsichtigkeit versetzte sich also dieser Prinz in eine Lage, welche jeder General auf das sorgfältigste vermeiden muß, nämlich wider seinen Willen zu fech-

ten, und durch ein einzelnes Gefecht sich in ein allgemeines Treffen zu verwickeln.

Das Jahr 1676 liefert in dem Anfang des Feldzugs in Deutschland ein Beispiel von einem einzelnen Gefecht, welches durch die weisen Maaßregeln des Generals, der ein Treffen vermeiden wolte, nicht allgemein werden konnte.

Der Herzog von Luxemburg marschirte nach dem Posten St. Jean de Chous in der Gegend von Zabern, um daselbst ein aus Flandern kommendes Korps Truppen an sich zu ziehen. Der Herzog von Lothringen wolte demselben vor der Vereinigung mit diesem Korps ein Treffen liefern, und brach zu diesem Ende mit seiner Armee auf, um entweder noch vor dem Herzog von Luxemburg den Posten von St. Jean des Chous zu erreichen, oder um den Marschall von Luxemburg anzugreifen, wenn er mit der Armee über einen kleinen Bach gehen würde, den er um in dieses Lager zu kommen, nothwendig passiren mußte.

Die Avantgarde des Herzogs von Lothringen erreichte eben die Arriergarde des Herzogs von Luxemburg, als sie über diesen Bach ging. Der Feind, welcher ein allgemeines Treffen wünschte, griff unsere Arriergarde mit grosser Lebhaftigkeit an; aber durch die Geschwindigkeit, mit welcher der Herzog von Luxemburg die Ufer dieses Bachs mit Infanterie besetzte, wurde die feindliche Kavallerie, welche keine Infanterie zur Unterstützung hinter sich hatte, zurückgehalten. So lange also diese Infanterie nicht vertrieben war, konnte der Herzog von Lothringen seine Kavallerie nicht über diesen Bach gehen lassen.

Dem Herzog von Luxemburg, dessen Absicht es nicht war, durch ein einzelnes Gefecht in ein allgemeines Treffen verwickelt zu werden, gelang also bey dieser Gelegenheit sein Vorhaben dadurch, daß er dem Gefecht, so wie es anfieng, ein Ende machte.

Die Erzählung des Gefechtes bey St. Jean des Chous giebt uns Gelegenheit zu folgender Bemerkung: Zwey Armeen, welche in der Nähe von einander marschiren, und

folg:

folglich alle Augenblicke sich in ein Treffen verwickelt sehen können, dürfen keine von den Vorsichten verabsäumen, welche nothwendig sind, theils, um den beschlossenen Marsch sicher zu vollenden, theils um den Feind mit Vortheil anzugreifen, wenn er zur Sicherheit seines Marsches keine hinreichende Maaßregeln getroffen hätte.

Der Herzog von Luxemburg wollte nicht schlagen, und sein Endzweck war, den Posten von St. Jean des Chous eher als der Herzog von Lothringen zu erreichen. Dieses gelang vermittelst der Geschwindigkeit und der weisen Maaßregeln, nach welchen er seinen Marsch entworfen hatte. Er sah voraus, daß seine aus Kavallerie bestehende Arriergarde bey dem Uebergang über den Fluß einigen Verlust leiden würde, wenn der Herzog von Lothringen mit aller seiner Kavallerie, so geschwind, als er es konnte, herbeigeeilt wäre. Denn mit dieser Kavallerie war er im Stande, die Arriergarde der französischen Armee aufzureiben, oder dieselbe in ein allgemeines Treffen zu verwikkeln, wenn der Marschall von Luxemburg seine Arriergarde disseits des Baches hätte unterstützen wollen. Um aber jedes Gefecht zu vermeiden, postirte der Herzog von Luxemburg auf beiden Seiten des Uebergangs über den Bach Infanterie, deren Feuer die feindliche Kavallerie Kolonne zurückhielt, als sie hinter unserer aus Kavallerie bestehenden Arriergarde den Bach passiren wollte.

Der Herzog von Lothringen, welcher schlagen wollte, mußte darauf Rechnung machen, daß er entweder die Arriergarde von der französischen Armee erreichen müßte, ehe die Avantgarde derselben anfing, über den Bach zu gehen, oder daß er auf diese Arriergarde stoßen wollte, wenn schon ein Theil der Armee den Bach passirt hätte. In dem ersten Fall konnte er versichert seyn, daß er die französische Armee zu einem allgemeinen Treffen nöthigen würde. Zu diesem Ende mußte aber seine Infanterie mit der gehörigen Geschwindigkeit marschiren, und gleich auf die Kavalle-

lerie folgen, um sogleich in Schlachtordnung gestellt werden zu können.

In dem zweiten Fall mußte dieser Fürst bedenken, daß es ihm unmöglich seyn würde, durch ein einzelnes Gefecht die ganze französische Armee in ein Treffen zu verwickeln, wenn er nicht ein Korps Infanterie bey sich haben würde, welches stark genug seyn mußte, um die französische Infanterie, welche an dem Bach stand, zu vertreiben.

In diesem nämlichen Jahr konnte aber auch der Herzog von Luxemburg den Herzog von Lothringen durch keine Bewegung aus den Linien vor Philippsburg herauslokken. Die Front derselben konnte nicht mit wahrscheinlich glücklichem Erfolg angegriffen werden.

Als sich der Herzog von Luxemburg diesen Linien näherte, so fand er vor der feindlichen Armee ein Korps von zweitausend Pferden, welches in der Absicht vorgerückt war, um von der französischen Armee Nachricht einzuziehen.

Der Marschall hofte, daß, wenn er dieses Korps mit Lebhaftigkeit bis an das Lager des Feindes zurücktreiben liesse, derselbe dadurch bewogen werden würde, aus den Linien herauszurücken, um dieses Korps zu unterstüzzen, und daß vielleicht dadurch ein allgemeines Treffen entstehen würde. Aber der Herzog von Lothringen, welcher nun Philipsburg auf dem Korn hatte, machte mit den Truppen, die in dem Lager geblieben waren, nicht die geringste Bewegung und ließ es geschehen, daß die zweitausend Pferde, welche sich zu kühn gewagt hatten und zu nahe an der Spitze der Kolonnen der französischen Armee standen, geschlagen wurden.

Dieses Beispiel lehret, daß ein unbeträchtliches Korps niemals hartnäckig darauf bestehen müsse, sich einem Feind, welcher in einer Ebene und mit der ganzen Armeee anrückt, allzusehr zu nähern, wenn es auch gleich glaubt in der Nähe der Armee zu seyn, von welcher es detaschirt worden ist. Nur den Fall nehme ich aus, wenn dieses Corps ein star-

kes

kes Defilee vor sich hat; in allen andern Fällen wird es ein Opfer seiner Verwegenheit werden.

Im Jahr 1677 hätte beinahe ein einzelnes Gefecht ein allgemeines Treffen zwischen der französischen Armee unter dem Marschall von Crequi und der kaiserlichen Armee unter dem Herzog von Lothringen veranlaßt. Die kaiserliche Armee stand in der Nähe der französischen Armee, deren grosse Kavalleriefeldwache auf dem Kokersberg ausgestellt wurde. Der General, welcher die Kavalleriewachen von der feindlichen Armee postirte, wollte die Feldwache ebenfalls auf diesem Berge ausstellen. Bey dem Anblik der französischen Feldwache wollte er dieselbe angreifen. Dadurch aber, daß sich diese Wache weislich zurückzog, wurde die französische Armee im Lager von der Ankunft des Feindes benachrichtiget. Es stiegen daher sogleich einige Piquets zu Pferde, um die Wache zu unterstützen. Die Kaiserlichen erhielten ebenfalls Verstärkung. Unvermerkt marschirten also von beiden Seiten ganze Korps gegen einander auf, und innerhalb zwey Stunden fielen einige Kavalleriegefechte vor. Die beiden Seiten des Berges wurden schon mit Infanterie besetzt, welche aus beiden Lägern dahin marschirte, und ohne Zweifel würden beide Armeen, welche das Gewehr schon ergriffen hatten, auf diesem Berge, der zwar für ihre Front zu klein war, einen allgemeinen Angriff auf einander gemacht haben, wenn die Nacht die Streitenden nicht von einander geschieden hätte.

Dieses Beispiel eines einzelnen Gefechtes ist von den andern hier angeführten ganz verschieden. Jene hatten anfänglich ein allgemeines Treffen zur Absicht; Dieses hatte nicht allein keinen andern Endzweck als eine Kavalleriewache zu vertreiben, welches bey den damaligen Umständen von keinem Nutzen war; sondern das Terrain, auf welchem das Gefecht vorfiel, war nicht einmal zu einem allgemeinen Treffen groß genug.

Wäre aber dieses Gefecht nicht spät am Tage, sondern des Morgens vorgefallen; so ist es gewiß, daß bei-

de Armeen auf einem Terrain gefochten haben würden, welches für ihre Fronten zu klein war.

XXX. Abschnitt.

Von Ueberfällen.

Auf die Verschwiegenheit, auf die vollkommene Kenntniß der beschlossenen Unternehmung, die Geschwindigkeit im Marschiren, die Lebhaftigkeit in der Ausführung und endlich auf die Vorsicht auf dem Rückzug, kömmt es bey Ueberfällen hauptsächtlich an.

Aus Furcht, die beschlossene Unternehmung möchte entweder durch Spione oder Ueberläufer dem Feind verrathen werden, muß man auch gegen seine eigenen Truppen den äussersten Grad von Verschwiegenheit beobachten.

Man muß vielmehr eine solche Unternehmung mit einem andern Vorwand zu hemänteln suchen; damit im Fall der Feind etwas davon erfährt, er seine Aufmerksamkeit von dem wahren Gegenstand ab und auf einen von demselben entfernten wende.

So wohl von der Gegend, durch welche man marschirt, als auch von derjenigen, welche zunächst an dem Ort liegt, den man überfallen will, muß man eine vollkommene Kenntniß besitzen. Man muß die Lage des Orts und seine natürliche Stärke, so wie die Stärke, Wachsamkeit oder Nachlässigkeit der Truppen kennen, mit welchen man zu thun hat. Man muß wissen, was für eine Unterstützung dieselben zu hoffen haben, und ob diese Hülfe entweder von der in der Nähe stehenden Armee, oder aus den benachbarten Vestungen und Quartieren ankommen könne. Denn ohne von allen diesen Dingen unterrichtet zu seyn, kann man sich keinen glücklichen Erfolg versprechen.

Der Marsch nach dem Gegenstand der Unternehmung muß mit der größten Stille, vieler Geschwindigkeit und unter dem scheinbaren Vorwand einer andern Absicht geschehen.

Die Unternehmung selbst muß mit Ordnung und Lebhaftigkeit ausgeführt werden. Jeder Befehlshaber eines einzelnen Korps oder Detaschements muß am Ende des Marsches genau an dem Ort sich befinden, welchen er angreifen soll. Er muß wissen, was er zu thun hat, die Unternehmung mag nun gelingen, oder durch einen unglücklichen Zufall scheitern. In beiden Fällen müssen zu dem Rückzug die nöthigen Maaßregeln ergriffen werden. Aber diese Maaßregeln lassen sich hier nicht festsetzen, weil sie von einer unendlichen Menge von Umständen abhängen, die man nicht voraussehen kann. Ueberdies muß die ganze Sache einem Mann aufgetragen werden, der die zu einer solchen Unternehmung erforderlichen Talente besitzt.

Ein thätiger General denkt beständig auf Mittel, kleine Vortheile über seinen Gegner zu erhalten. Denn hiedurch bahnt er sich den Weg zu dem glücklichen Erfolg einer großen Unternehmung. Er macht geheime Anschläge auf die Vestungen und die Armee des Feindes. Er sucht eine Vestung, ein großes Quartier, eine Zufuhr, eine Furagirung, eine Kolonne, Gepäck, ja sogar eine ganze Armee, entweder auf dem Marsch, oder in ihrem Lager zu überfallen.

Durch die geheimen Verständnisse, welche er in einer Vestung unterhält, erfährt er die Stärke der Besatzung, ihre Wachsamkeit und Nachlässigkeit im Dienst, den Zustand der Munitions- und Proviant-Magazine, und den Charakter der vornehmsten Befehlshaber. Nach allen diesen Kenntnissen entwirft er den Plan seiner Unternehmung, und vergißt nichts von dem, was zu einem glücklichen Erfolg etwas beitragen kann.

Durch die Verständnisse, welche er in der feindlichen Armee unterhält, erfährt er den wahren Zustand derselben,

die

die Anzahl und Beschaffenheit der Truppen und der Artillerie, den Vorrath des Feindes an Lebensmitteln und Furage. Er erfährt die Maaßregeln, welche der Feind zur Sicherheit seiner Märsche, Läger, Zufuhren, Furagirungen und Wachen trift. Nach allen diesen Kenntnissen entwirft er den Plan zu derjenigen Unternehmung, welche ihm in der Ausführung die leichteste zu seyn scheinet. Besitzt der General die Fähigkeiten, welche ihn des erhabenen Postens, den er bekleidet, würdig machen, so darf man sich auch bey seinen Unternehmungen einen glücklichen Erfolg versprechen.

Ueberhaupt kann man sagen, daß derjenige General, welcher die meiste Klugheit und die größten Kenntnisse besitzt, seine Entwürfe auch am besten übersehen wird; Er sieht alle Hindernisse, welche sich der Ausführung seiner Unternehmung im Weg legen, oder dieselben rückgängig machen können, mit einem Blick voraus, und weiß die Mittel vorzubereiten, alle diese Hindernisse zu applauiren. Er schreitet daher auch mit einer bewundernswürdigen Lebhaftigkeit zur Ausführung seiner beschlossenen Unternehmungen. Er ordnet seinen Rückzug mit der größtmöglichen Vorsicht an, wenn die Unternehmung von der Beschaffenheit ist, daß er sich an dem Ort, wo sein Entwurf ausgeführt wurde, nicht länger verweilen darf.

Wir schreiten nunmehr zu der Abhandlung der verschiedenen Arten von Ueberfällen, und nehmen uns vor, die Maaßregeln zu zergliedern, welche man in jedem besondern Fall zu ergreifen hat.

1) Von den Ueberfällen der Vestungen.

Eine Vestung wird selten so überfallen, daß man sich derselben vermittelst einer Leitererersteigung, oder dadurch, daß man ihre Thore mit Petarden auffsprengt oder endlich durch irgend einen andern offenbaren Angriff bemächtigt. Aber man kann sagen, daß eine Vestung überfallen wird, wenn

wenn sie der Feind zu einer Zeit berennt, in welcher ihre Besatzung sehr schwach ist, oder wenn sie keinen hinreichenden Vorrath an Kriegsmunition und Lebensmitteln hat, oder wenn der Entsatz nur sehr spät oder gar nicht anlangen kann, oder endlich, wenn die Berennung zu einer Zeit geschiehet, wo man keinen feindlichen Angriff vermuthet, und wo die Vestung einen Mangel an allen Dingen hat, die zu einer guten Vertheidigung unumgänglich nothwendig sind. Diese Fälle wollen wir hier näher untersuchen.

Wenn der Gouverneur einer Vestung die Regeln der Vorsicht so sehr verabsäumte, daß es möglich wäre, sich eines Thores bey der Eröffnung desselben zu bemächtigen, in der Nacht eine Petarde an dasselbe anzubringen, den Wall mit Leitern zu ersteigen, vermittelst eines Flusses oder eines nicht bewachten unterirrdischen Gewölbes in die Vestung zu dringen; so müßte man ohngefähr auf folgende Art verfahren, um sich in allen diesen verschiedenen Arten von Ueberfällen einen glücklichen Erfolg zu versprechen.

Ueberhaupt muß man nichts unternehmen, von dessen glücklichen Erfolg man nicht beynahe ganz versichert ist. Ehe man daher zur Ausführung schreitet, muß man die ganze Gegend um die Vestung, und die von dem Feind vernachläßigten Stellen durch Spione von bewährter Treue und Einsicht untersuchen lassen.

Folgende Fehler können, in einer Vestung, bey der Eröffnung der Thore begangen werden. Wenn man die Thore zu früh oder eher öffnet, ehe sich nicht der dicke Nebel, welche im Herbste zu entstehen pflegen, verzogen haben; wenn man die heruntergelassenen Zugbrücken und aufgezogenen Schlagbäume nicht sogleich wieder aufzieht, und herunterläßt, wenn die Partheien, welche die Gegend durchsuchen sollen, aus der Stadt gelassen worden sind; wenn die Thor- und Hauptwache nicht im Gewehr stehen bleiben, bis die zur Recognoscirung ausgeschickten

Par-

Parteien wieder zurückgekommen sind: wenn man des Nachts in dem Werk, welches das Thor deckt, keinen Posten läßt; wenn in der Vestung die Infanteriewache nicht unter dem Gewehr und die Kavalleriewache nicht zu Pferde bleibt, bis alle Schlüssel von den Thoren an den Guverneur der Vestung zurückgebracht worden, und derselbe von den zuückgekommenen Parteien Nachrichten von dem Feind eingezogen hat; wenn man an Markttägen die Leute, welche gleich nach der Eröffnung der Thore kommen, in allzugrosser Menge hereinläßt, und wenn man während des Marktes nicht sämmtliche Wachen unter dem Gewehr behält.

Beispiele zu den verschiedenen Arten von Kriegen.

Beispiele zu der ersten und zweiten Art.

In dem Krieg, der in dem Jahr 1667 entstand, beging man, französischer Seits, den Fehler, daß man vor der Kriegserklärung nicht hinlänglich Truppen errichtet und keine hinreichende Anzahl Pferde für das Proviantfuhrwesen und die Artillerie aufgekauft hatte und daß man nach der Kriegserklärung nicht schnell genug bis in das Herz der katholischen Niederlande vorrückte.

In dem Krieg, der im Jahr 1672 entstand und bloß die Demüthigung der Republik Holland zur Absicht hatte, beging man den Fehler, daß man nicht Friede machte, so bald die Holländer zum Kreuz gekrochen waren und annehmliche Friedensvorschläge thaten. Unsere hartnäckige Beharrung auf der Fortsetzung des Krieges hatte die uns so nachtheiligen Folgen, daß andere Mächte Holland zu Hülfe eilten und sich der Angriffskrieg, den wir beschlossen hatten, in einen Krieg zwischen gleichen Mächten verwandelte.

In dem Krieg, der im Jahr 1688 entstand, brachten wir das deutsche Reich durch die Verwüstungen in der Pfalz, durch die Wegnahme von Philipsburg, von Speier, Worms, Mainz, Trier, Kölln, des Markgrafthums Baden, des Herzogthums Würtemberg und durch unsere höchst ungerechte Brandschatzungen in diesen Gegenden, unnöthigerweise gegen uns auf, da es unser Interesse erfordert hätte, den Kaiser, nicht als Kaiser, sondern als Erzherzog von Oesterreich anzugreifen.

Man traf in Frankreich nicht die geringsten Maaßregeln, um die Unternehmung rückgängig zu machen, wodurch sich Wilhelm von Nassau auf den englischen Thron zwang. Da wir den unglücklichen, vertriebenen Jakob unterstützten; so geschah es, daß sich England, Holland und Spanien zu einer Zeit gegen uns vereinigten, da wir schon mit dem Kaiser und dem deutschen Reich im Krieg verwickelt waren. Man kannte den ehrgeitzigen, rachsüchtigen und eigennützigen Charakter des Herzogs von Savoien. Doch behandelten wir ihn auf eine einem Fürsten unanständige, harte Art. Es war mithin leicht vorauszusehen, daß er mit unsern Feinden Verbindungen eingehen und uns wegen Casal, Pignerol und dem Dauphine beunruhigen würde. Um ihn zu nöthigen, nicht gegen uns zu seyn, verlangte man Versicherungen, die ihm äusserst gehässig, äusserst zur Last waren. Die Citadelle von Turin verlangte man nämlich zum Unterpfand seines Wortes. Während der Unterhandlungen mit dem Herzog von Savoien ließ man eine Armee gegen seine Gränze vorrükken, unter dem scheinbaren Vorwand, die Spanier in dem Mailändischen anzugreifen. Da dieser schlaue Fürst wohl sahe, daß er unserer Macht allein nicht widerstehen könnte; so zog er die Unterhandlungen so lange in die Länge, bis er mit dem Kaiser, England, Spanien und Holland ein Bündniß geschlossen hatte — und dann erklärte er uns den Krieg selbst. Auf allen Gränzen unsers Staa-

tes waren wir also in Krieg verwickelt und mithin genöthiget, öfters vertheidigungsweise zu gehen.

In diesem Krieg hat also Frankreich die Regeln einer weisen Politik nicht befolgt, welche sonst, bey diesem Angriffskrieg, zu einem glücklichen Erfolg geführt haben würden. Nachdem wir alle gelieferte Schlachten auch gewonnen, die wichtigsten Vestungen erobert und den Krieg zehn Jahre geführt hatten; so wurden wir doch genöthiget, dem Herzog von Savoien alles, selbst Pignerol, den Spaniern ihre Vestungen, dem Kaiser endlich Philippsburg, Freiburg und Breisach zurückzugeben. Strasburg allein durften wir behalten, doch ohne die Vestungswerke jenseits des Rheins.

In dem spanischen Erbfolgekrieg, der von Seiten Frankreichs eigentlich ein Vertheidigungskrieg war, begiengen wir folgende Fehler. Wenn die Republik Holland nicht in dem Interesse des Kaisers gewesen wäre, so konnte dieser Monarch keine Armee an den Niederrhein schicken, um sich den katholischen Niederlanden zu nähern. Der Krieg in den Niederlanden fand also nicht Statt, und ohne Hülfe der Holländer war es dem Kaiser nicht möglich, Truppen nach Spanien zu schicken und daselbst seine geheimen Anhänger zu unterstützen. Hätten wir die Venetianer, entweder durch Güte oder durch Gewalt, genöthigt, dem Kaiser den Marsch durch ihre Staaten zu verwehren; so würde die Kaiserliche Armee nicht in Italien eingedrungen und den Kriegsschauplatz in dem Mailändischen aufgeschlagen haben.

Den Holländern muste man wegen ihres Handels solche Sicherheiten geben, die sie völlig befriedigten und den neuen König von Spanien dahin vermögen, dieser Republik zur Erhaltung ihrer Staaten einige Barriereplätze abzutreten, um ihnen die Furcht zu benehmen, welche die vermehrte Macht des Hauses Bourbon ihnen einflößte.

Vielleicht würde man dadurch ein Bündniß zwischen uns und den Holländern gegen England errichtet haben,

besonders da der nahe Tod des Königs Wilhelm vermuthen ließ, daß der alte Haß und die vieljährige Eifersucht zwischen diesen beiden Seemächten wieder erwachen würde.

Aber von diesem Betragen, das die Klugheit vorschrieb, weit verschieden war unser Betragen gegen Holland. Vermöge des Ryswicker Friedens waren die Holländer berechtigt, diejenigen spanischen Vestungen, die ihren Staaten am nächsten lagen, mit Besatzungen zu versehen. In denselben hatten sie ein Korps von 22 oder 23 Bataillonen und einiger Kavallerie. Philipp ließ ihnen sagen, daß sie ihre Truppen aus jenen Vestungen zurückziehen möchten, und man gab ihnen zu ihrer Sicherheit keine neuen Barrierplätze.

Es scheint, daß die Vorsicht erfordert hätte, sich dieser Truppen wenigstens so lange zu versichern, bis man durch ein neues Bündniß die Holländer in unser Interesse gezogen hätte.

Die beiden Churfürsten aus dem Bairischen Haus und der Herzog von Wolfenbüttel, waren Alliirten Frankreichs. Sie errichteten Truppen und man besetzte das Churfürstenthum Kölln mit diesen Truppen, unter dem Vorwand, daß es Burgundische Kreistruppen wären und doch hatte dieser Kreiß schon lange kein Kontingent zu den deutschen Reichstruppen gegeben.

Dieser neue Schritt, den wir thaten, ohne vorher mit den Holländern die gehörigen Maaßregeln getroffen zu haben, flößte ihnen die Furcht ein, daß wir sie von der Seite des Rheins eben so einschließen wolten, wie sie es schon von der Seite von Brabant und der Maaß waren, und dieß beschleunigte ihr Bündniß mit dem Kaiser und England. Hatten wir die Holländer auf unserer Seite; so hatten wir von den Engländern nur wenig zu befürchten. Denn ohne die holländischen Häfen konnten sie den Kaiser bey der Eroberung der spanischen Niederlanden nicht unterstützen.

Sie kounten, wenn Frankreich und Holland vereinigt waren, keine hinlängliche Anzahl Truppen in Spanien ausschiffen, um der österreichischen Partie in diesem Königreich zu Hülfe zu kommen. In das mittelländische Meer konnten sie keine Flotten schicken, weil sie in diesen Gegenden keinen Hafen hatten.

Der Churfürst von Baiern, der wie bekannt in unserm Interesse war, mußte es nicht zugeben, daß der Kaiser eine Armee in Tirol zusammenzog.

Man muste die Gemeinschaft mit dem Churfürsten von Baiern und dem Herzog von Wolfenbüttel offen erhalten, welches leicht war, da wir an dem Niederrhein Meister von dem Kurfürstenthum Cöln und an dem Oberrhein Herr von Hüningen und Straßburg waren. Der Churfürst von Brandenburg und der Herzog von Braunschweig Hannover griffen also den Herzog von Wolfenbüttel an, der auf unsere Kosten ein Korps von 12000 Mann geworben hatte, die meistens zu unsern Feinden übergiengen. Die Truppen des Churfürsten von Brandenburg und des Herzogs von Braunschweig Hannover näherten sich nunmehr dem Niederrhein, und auch hier begiengen wir den Fehler, daß wir die festen Plätze in dem Churfürstenthum Cöln nicht gehörig unterstützten. Der Churfürst von Baiern blieb unthätig, indessen der Kaiser auf dem Reichstag an seinem Untergang arbeitete. Unsere Armee näherte sich Nimwegen und es geschah ohne Grund, daß sie sich wieder davon entfernte. Wir verloren Kaiserwerth, und die anderen Plätze von dem Churfürstenthum Cöln, alsdann Geldern, die spanischen Festungen an der Maaß, Limburg und Lüttich u. s. w.

3) Beyspiele zu der dritten Art von Kriegen.

In dem Jahr 1673 war der Marschall von Türenne mit der Königlichen Armee an der Tauber, um den Grafen von Montecuculi zu verhindern, mit der Kaiserlichen

Armee

Armee dem Niederrhein sich zu nahen und zu den Spaniern und Holländern zu stoßen.

Die französische Armee erhielt ihr Brodt aus Würzburg, vermöge eines Traktats mit dem dasigen Bischoff, in welchem ausgemacht war, daß dieser Fürst die Errichtung der Bäckerey in Würzburg erlauben und dem Kaiserlichen General den Eintritt in dieselbe versagen solte, um unsere Zufuhren nicht zu beunruhigen. Aus Zutrauen zu der Rechtschaffenheit des Bischoffs versäumte Türenne den Mehlwagen eine starke Bedeckung mitzugeben. Montecuculi, der sich nicht unterstand, gegen den Niederrhein vorzurücken, so lange Türenne mitten in Franken stand, drang mit so vielem Nachdruck in den Bischeff, daß derselbe endlich sein dem französischen General gegebenes Wort brach und Kaiserliche Truppen, unmittelbar nach dem Abmarsch unserer Brodtwagen, durch die Stadt ließ, welche unsere schwache Bedeckung schlugen und die Zufuhr aufhoben.

Da also die französische Armee kein Brodt hatte, und kein Mehl näher, als aus Philippsburg, erhalten konnte; so sah sich Türenne genöthigt, sogleich gegen Philippsburg zurückzugehen, um Brodt aus dieser Festung erhalten zu können. Nun war Montecuculi von seinem Gegner befreit, der sich in Franken nicht erhalten und aus Mangel an Unterhalt ihm auch nicht folgen konnte. Der Kaiserl. General marschirte daher an den Niederrhein, und dieß bewirkte die Belagerung von Bonn, die der Prinz von Oranien unternahm.

Dieser Begebenheit, welche dem Krieg in Deutschland eine andere Wendung gab, müssen wir es zuschreiben, daß wir in der Folge genöthigt wurden, die holländischen Festungen zu verlassen und zuzugeben, daß die Kaiserl. Armee ihre Winterquartiere zwischen dem Rhein und der Maaß bezog. Eine fernere Folge davon war, ihre Vereinigung mit der spanischen und holländischen Armee im Jahr 1674. Durch diese beträchtliche Verstärkung glaub-

ten die Feinde im Stande zu seyn, die Art des Kriegs ändern und selbst auf den Angriff gehen zu können.

Denn obgleich wir uns zu Anfang des Jahrs 1674 der Franche: Comte bemächtigt hatten, so würden wir doch wegen der Vereinigung der Kaiserl., spanischen und holländischen Truppen, genöthigt gewesen seyn, in Flandern Vertheidigungsweise zu gehen, wofern nicht das Gefecht bey Senef den Krieg in einen Offensivkrieg verwandelt hätte.

Im Anfang eben dieses Jahrs hatte Türenne ein Corps Truppen bey Sinzheim geschlagen: nachher lieferte er die Schlacht bey Enzheim, deren Erfolg, obgleich nicht entscheidend, doch vielen Vortheil brachte.

Aller dieser Vortheile ohngeachtet würde der Krieg in Deutschland, der während dieses Feldzugs immer zur Gattung der Kriege unter gleichen Mächten gehört hatte, endlich gänzlich defensiv geworden seyn, weil die Feinde durch die Vereinigung mit dem Churfürsten von Brandenburg eine beträchtliche Verstärkung erhalten hatten und sich Turenne genöthigt sah, denselben das flache Land von Elsaß zu überlassen und nach Deutsch: Lothringen zurückzugehen: wofern nicht dieser große, thätige General, nachdem sich seine Armee in den Winterquartieren wieder erholt, und nachdem er eine Verstärkung von der Armee in Flandern an sich gezogen hatte, plötzlich durch einen geheimen und schnellen Marsch, mitten in die feindliche Quartiere in dem Oberelsaß, in den ersten Tagen des Jahrs 1675 eingebrochen wäre. Einige Quartiere hob er auf, Truppen, welche sich bey Mühlhausen und Colmar versammlen wolten, schlug er und dadurch nöthigte er die weit stärkere feindliche Armee über den Rhein zurückzugehen, und in entfernten Provinzen andere Winterquartiere zu beziehen.

Im Jahr 1675 hatte sich der Krieg in Deutschland, französischer Seits, offensiv angefangen. Wenigstens entsprachen unsere Bewegungen dieser Gattung des Kriegs. Der Tod Türennens allein würde diesen Angriffskrieg in einen Vertheidigungskrieg verwandelt haben, wenn Montecuculi

cuculi die französische Armee bey Altenheim geschlagen hätte. Da aber dieser Tag keine entscheidende Folgen hatte; da die französische Armee ruhig über den Rhein zurückgieug und da Montecuculi diesen Fluß auf der Brücke von Straßburg passiren wolte; so führte der Marschall von Düras, dem indessen die französische Armee anvertraut worden war, sie in das Lager bey Schletstadt, wo er den rechten Flügel an diese Stadt und den linken an die Anhöhen von Burg de Chatenoi anlehnte, um dem Grafen von Montecuculi zuvorzukommen, der auch die Absicht hatte, diesen Posten zu beziehen. Nachdem der Prinz von Conde bey der Armee angekommen war und sich einige Zeit in jenem Lager erhalten hatte: so verwandelte sich der Krieg in einen Krieg unter gleichen Mächten, und zwar mit so vielem Gleichgewicht, daß Montecuculi genöthigt wurde, die eben unternommene Belagerung von Hagenau aufzuheben, weil Conde gegen ihn vorrückte.

Während diesem und den folgenden Feldzügen, bis zum Nimweger Frieden, fieng der Krieg in Flandern immer mit der Wegnahme einiger spanischen Festungen, also offensive an, worauf er sich in einen Krieg unter gleichen Mächten verwandelte. Man sorgte nur dafür, das beizubehalten, was man erobert hatte, und ließ sich in keine Unternehmung ein, welche den Krieg in einen Vertheidigungskrieg hätte verwandlen können.

In eben diesem Jahr 1675 verursachte die Verachtung, die der Marschall von Crequi für eine Armee von hannöverischen und andern Truppen hegte, daß er bey Consarbrück geschlagen wurde und der Verlust dieser Schlacht zog den Verlust von Trier nach sich.

Die Feinde hatten von dieser Seite keinen Angriffskrieg gegen Frankreich beschlossen, der wichtige Folgen haben konnte, ohngeachtet sie an Anzahl überlegen waren. Sie dachten an weiter nichts, als den Marschall von Crequi von Trier zu entfernen und sie würden sich glücklich gehalten haben, wenn sie diese Belagerung hätten wagen

dürfen, ohne von dem französischen General gestört zu werden.

Der Marschall von Crequi vernachläßigte diejenigen Maaßregeln, welche bey der Nähe einer überlegenen feindlichen Armee nicht vernachläßiget werden dürfen. Er glaubte, die Güte seiner Truppen ersetze ihre Anzahl. Er ward geschlagen und sein Fehler verwandelte den Krieg, der von der dritten Art war, in einen Angriffskrieg von Seiten der Feinde, die sich jedoch dieses Vortheils nicht weiter bedienten, als um Trier zu erobern, worin sich der Marschall von Crequi nach der Schlacht geworfen hatte.

Im Jahr 1676 fiengen die Feinde, die in Deutschland an Macht überlegen waren, den Feldzug offensive an und versuchten, den Marschall von Luxemburg aus dem Elsaß zu vertreiben.

Dieser General verschafte sich dadurch, daß er bey St. Jean des Choux, nahe bey Saverne, einen festen Posten bezog, die Mittel, eine Verstärkung an sich zu ziehen, die ihm Ludwig der vierzehnte, nach der Eroberung von Conde und Bouschain, zuschickte. In der Folge hätte er sogar den Herzog von Lothringen verhindern können, Philipsburg wegzunehmen, welches er belagerte, nachdem er vergebens versucht hatte, den Herzog von Luxemburg, vor der Ankunft der Hülfstruppen, in ein Treffen zu verwicklen. Luxemburg konnte selbst Strasburg wegnehmen, während der Herzog von Lothringen mit der Belagerung von Philipsburg beschäftigt war, oder er hätte ihn zwingen können, die Belagerung aufzuheben, um Strasburg zu Hülfe zu kommen.

Allein das Cabinet von Paris genehmigte die Vorschläge nicht, welche dieser General zur Vermeidung des Verlustes von Philipsburg machte. Daher verwandelte sich der Krieg in Deutschland in einen Angriffskrieg von Seiten unserer Feinde. Luxemburg kann man nicht tadlen. Seine Entwürfe waren vortreflich. Aber die Befehle des Hofs banden ihm die Hände.

Die Eroberung von Trier im Jahr 1675 und die Wegnahme von Philipsburg im Jahr 1676 brachten den Herzog von Lothringen auf den Gedanken, einen Offensivkrieg gegen Frankreich zu führen.

Der Städte Trier und Luxemburg wolte er sich bedienen, um von der Seite der Saar und der Maaß in seine Staaten, und der Städte Philipsburg und Lauterburg, um in Oberelsaß einzudringen. Dazu hatte er ein Corps unter der Anführung des Herzogs von Sachsen Eisenach bestimmt. Auch hofte er, der Magistrat von Straßburg würde ihm die dasige Rheinbrücke öffnen, sobald er sie nöthig haben würde.

Zu allen diesen großen Mitteln, den Entwurf eines Offensivkrieges zu erleichtern, kam noch eine mächtige Armee. Der Herzog versammlete seine Hauptarmee in der Gegend von Trier, und ließ fast zu gleicher Zeit das Korps des Herzogs von Eisenach, welches in Elsaß eindringen solte, über den Rhein gehen.

Der Marschall von Crequi, der die französische Armee in Deutschland kommandirte, war durch sein Unglück bey Konsarbrück behutsamer geworden, und er sollte sich dem Herzog von Lothringen entgegen stellen: Der Herr von Montklar aber solte gegen den Herzog von Eisenach agiren.

Es ist wahrscheinlich, daß der Herzog von Lothringen einen Aufstand der Lothringer, seiner ehemaligen Unterthanen, zu seinem Vortheil vermuthete, wenn sie nämlich ihren Herrn, so nahe an ihrer Gränze, an der Spizze einer mächtigen Armee sehen würden. Dieß geschah jedoch nicht, es sey nun, daß man französischer Seits sehr aufmerksam war, einem solchen Aufstand vorzubeugen, oder daß dieses Volk den Zeitpunkt, wenn der Herzog wirklich in seinem Lande angekommen seyn würde, erwartete, um ihm alsdenn seine Zuneigung zu beweisen.

Nachdem der Herzog von Lothringen mit der ganzen Armee über die Saar gegangen war; so nahm er nicht

weit von Mez ein Lager. Der Marschall von Krequi wus sie ihm aber den Unterhalt so zu erschweren, war mit kleinen Parteien ihm bey allen seinen Furagirungen so nahe auf dem Hals, und lagerte sich immer so vortheilhaft, daß der Herzog, da sein Versuch auf der Seite der Saar vorzudringen vergebens war, genöthigt wurde, diesen ersten Theil seines Entwurfs aufzugeben und dagegen zuversuchen, ob er nicht von der Seite der Maaß seine Absicht erreichen könnte. Er marschirte auch wirklich bis Mousson. Aber der Marschall von Crequi marschirte ihm immer zur Seite und es war dem Herzog von Lothringen nicht möglich, weder gegen unsere Gränze noch gegen unsere Armee etwas zu unternehmen.

Während diesen Bewegungen verstrich der Feldzug, und der Feind verlor dabey viele Menschen, Pferde und einen großen Theil seines Gepäcks.

Der Feind wollte in das Elsaß zurückkehren und daselbst den Feldzug beschliessen. Da aber der Weg, den die Kaiserliche Armee in dieser Absicht zurücklegen mußte, größer war, als der Weg der französischen Armee; so kam ihr diese zuvor und der Feind hatte bey seiner Ankunft den Verdruß zu hören, daß das Korps des Herzogs von Eisenach, welches sich an der Kintzig verspätet hatte, gezwungen worden war, um dem völligen Untergang zu entgehen, sich durch das Fort Kehl auf eine Insel des Rheins zu begeben, aus welcher Gefangenschaft es auf die bekannte Art erlößt wurde.

Aus der bisherigen Erzählung erhellet, daß dieser Feldzug von Seiten unserer Feinde Angriffsweise geführt wurde, daß die großen Talente und das vortrefliche Betragen des Marschalls von Crequi den Krieg in einen Krieg unter gleichen Mächten verwandelte und daß endlich der französische General eine entscheidende Ueberlegenheit über seinen Gegner erhielt, der, wegen des schlechten Zustandes, worin seine Armee gekommen war, sie früher in die Winterquartiere schicken mußte, als die französische Armee sol-

che bezog und daher Gelegenheit gab, daß der Marschall von Crequi Freiburg belagerte und wegnahm, ehe noch der Herzog von Lothringen einen Theil seiner Kavallerie versammeln und diese Stadt entsetzen konnte.

In dem Jahr 1678 wurde der Feldzug in Flandern, wie gewöhnlich, durch Belagerungen vor der Jahrszeit eröffnet.

Nach der Eroberung von Gent und Ypern hatte Ludwig der vierzehnte dem Marschall von Luxemburg das Commando der Armee überlassen, mit dem Befehl, den Prinzen von Oranien zu verhindern, daß er die Bloquirung von Maas nicht aufheben könne, die feindliche Armee aber bloß zu beobachten, ohne sich in ein Treffen einzulassen. Der Prinz von Oranien und die Spanier, unzufrieden über den Nimweger Friedensschluß beschlossen, die französische Armee, die bey St. Denis stand, anzugreifen, sich dabey aber zu stellen, als wenn sie von dem geschlossenen Frieden nichts wüsten.

Da ich in der Folge über diese Begebenheit Betrachtungen anstellen werde; so will ich hier nur die Bemerkung beyfügen, daß, wenn man eine Unternehmung wagen will, welche dem Krieg eine neue Wendung giebt, dieß mit Klugheit geschehen müsse, und von dem glücklichen Erfolg derselben gewiß zu seyn. In dem entgegen gesetzten Fall wird die Lage des Generals weit schlimmer, als sie vorher war, sowohl wegen des Verlusts, den er in dieser nicht hinlänglich überdachten Unternehmung erlitten hat, als auch wegen der grossen Ueberlegenheit, welche dadurch sein Gegner erhält, der wohl einsehen lernt; daß er mit einem Mann zu thun hat, der in den wichtigsten Vorfällen ohne Kopf handelt.

In dem Anfange des Jahrs 1689 war Ludwig der Vierzehnte Herr des Rheinstroms von Hüningen bis Rheinbergen, Koblenz und Kölln ausgenommen.

Der Marschall von Düras kommandirte in Deutschland und der Marschall von Humieres in Flandern. Ge-

gen den ersten war der Herzog von Lothringen, gegen den andern der Fürst von Waldeck.

Die feindlichen Truppen waren an Güte den französischen weit überlegen, weil fast unsere ganze Kavallerie neu war. Deßwegen entschloß sich Ludwig der Vierzehnte, in diesem Feldzug Vertheidigungsweise zu gehen, um den neuen Truppen Gelegenheit zu geben, sich zu bilden und an den Krieg zu gewöhnen.

Ludwig der Vierzehnte hatte kein Korps seiner Truppen in dem Kurfürstenthum Kölln. In demselben befand sich keine andere Mannschaft, als diejenige, welche der Kardinal von Fürstenberg aufgerichtet hatte, und die theils durch Abforderungsschreiben des Kaisers, theils durch ihre schlechte Beschaffenheit leicht zerstreut werden kennten.

Nur in Bonn, wo der Herr von Asfeld kommandirte, hatten wir eine gute Besatzung. Der Kurfürst von Brandenburg, der die Truppen des Kardinals von Fürstenberg, welche sich in Westphalen und im Kurfürstenthum Kölln, an der andern Seite des Rheins aufhielten, auseinander gejagt hatte, errichtete, theils von seinen eigenen Truppen, theils von den Truppen anderer niederländischen Fürsten eine mächtige Armee und versammlete alles, was zu einer grossen Belagerung erforderlich war. Alle diese Bewegungen konnten keinen andern Gegenstand haben, als Bonn, welches man zwar mit einer guten Besatzung, aber mit wenig Mund- und Kriegsmunition versehen hatte.

Dies war der Entwurf Ludwig des Vierzehnten zu einem Vertheidigungskrieg in diesem Feldzug. Nach den Regeln einer nach richtigen Grundsätzen ausgeführten Vertheidigung schien es, daß der Rhein eine hinlängliche Schutzwehr sey, um den Herzog von Lothringen an dem Uebergang dieses Flusses, im Angesicht unserer Armee und an der Belagerung zu verhindern, welches die einzige kluge Unternehmung war, worin sich der Herzog einlassen konnte, um nemlich den Kriegsschauplatz disseits des Rheins

aufzuschlagen und der kaiserlichen Armee den Unterhalt zu verschaffen.

Doch entfernte sich der Marschall von Düras so sehr von dem Rhein, daß er dem Herzog von Lothringen weder den Uebergang über diesen Fluß, noch die Belagerung von Mainz verwehren konnte. Dieser Platz ist eher schlecht als gut befestiget. Doch vertheidigte ihn der Marquis von Uxelles mit vielem Ruhm und nur der Mangel an Kriegsmunition nöthigte ihn, sich zu ergeben.

Nach der Einnahme von Mainz ging der Herzog von Lothringen mit einem grossen Theil seiner Infanterie den Rhein herunter, um den Kurfürsten von Brandenburg bey der Belagerung von Bonn zu unterstützen. Dieser Vertheidigungskrieg kostete also Ludwig dem Vierzehnten die Herrschaft über den Rheinstrom von Philippsburg bis Rheinbergen und befestigte den Krieg in der Pfalz.

Zur Entschuldigung des Marschalls von Düras wird man anführen, daß die kaiserliche Kavallerie aus abgehärteten und gebildeten Soldaten bestand, weil sie grösstentheils den Krieg gegen die Türken in Ungarn gemacht hatte, dahingegen die französische Kavallerie aus neu angeworbenen Leuten zusammengesetzt war, und daß es mithin die Klugheit nicht erlaubte, dieselbe mit der kaiserlichen Kavallerie allzufrüh in ein Gefecht zu verwicklen.

Ich würde das Betragen des Marschalls von Duras nicht tadlen, wenn der Herzog von Lothringen nicht über einen Fluß hätte gehen müssen, um die Belagerung von Mainz unternehmen zu können. Denn es ist keinesweges die Ueberlegenheit an Kavallerie, welche einen General in den Stand setzt, über einen Fluß, wie der Rhein ist, eine Brücke zu schlagen und über dieselbe im Angesicht einer Armee zu gehen.

Wäre der Marschall von Duras, der weiter nichts, als die Belagerung von Mainz zu befürchten hatte, näher an den Rhein vorgerückt; so mußte man natürlicherweise vermuthen, daß der Herzog von Lothringen gezwungen sein

würs

würde, bey Koblenz über den Rhein zu gehen, wenn es einmal seine Absicht war, über diesen Fluß zu gehen. In diesem Fall konnte der Krieg in diesem Feldzug nicht bis vor die Thore von Landau um sich greifen und der Herzog konnte sich ohne Mainz nicht erhalten, weil er sich zu weit von seinen Magazinen entfernte.

Auch der Marschall von Humieres betrug sich in Flandern nicht besser, wo er bey Walcourt einen sehr unangenehmen Stoß bekam.

Nach dem Verlust von Mainz mußte Ludwig die Armee in Deutschland dem Marschall vom Lorges und im Anfang des Jahrs 1690 die Armee in Flandern dem Marschall von Luxemburg anvertrauen.

Die Begebenheiten des Jahrs 1690 zeigen, daß ein Mann, wie Luxemburg, bald Mittel finden kann, einem Krieg eine vortheilhaftere Wendung zu geben.

In Flandern hatte man französischer Seits beschlossen, einen Krieg unter gleichen Mächten zu führen, und in Kriegen dieser Art muß der General alle Kräfte aufbieten, um sich Vortheile zu schaffen, welche die Lage des Krieges ändern. Auch beschäftigte dieser große Gegenstand den Marschall von Luxemburg unaufhörlich.

Der Fürst von Waldeck war ihm an Anzahl der Truppen überlegen, weil, dem Befehl des Hofs gemäß, Boufflers mit einem Seitenkorps die Festungen an der Nieder-Maaß decken mußte. Obgleich nun Boufflers dem Marschall von Luxemburg untergeordnet war; so durfte der Marschall jenes Korps doch nicht an sich ziehen, wenn dadurch die Festungen an der Niedermaaß bloß gegeben wurden.

Nach verschiedenen Bewegungen jenseits der Sambre, welche Luxemburg, der sich mit der Armee disseits der Samber befand, genau beobachtete, nahm endlich der Fürst von Waldeck bey Fleurus ein Lager.

Dieses Zeitpunkts bediente sich der französische General, um den Entwurf auszuführen, den er lange schon beschlos-

beschlossen hatte. Er stellte sich also dem Fürsten von Waldeck gerade gegenüber, an einem Ort, wo die Samber Furthen für die Kavallerie hatte und zog das Korps des Herrn von Boufflers so schnell an sich, daß es bey der Armee angekommen war, ehe der Fürst von Waldeck wußte, daß es sich in Bewegung gesetzt hätte.

Um die Vereinigung dieses Korps mit der Hauptarmee dem Feinde desto mehr zu verbergen; so ließ Luxemburg den Tag vor der Schlacht ein Korps Kavallerie über die Samber gehen, um die Aufmerksamkeit des Feindes durch ein Kavalleriegefecht zu zerstreuen und den Uebergang drr ganzen Armee dadurch zu decken. Hierauf schlug er den Feind mit einem so glücklichen Erfolg, daß die französische Armee, den ganzen Feldzug über, eine entscheidende Ueberlegenheit erhielt: ein merkwürdiges Beispiel, welches beweiset, daß in einem Krieg unter gleichen Mächten, ein General von Kopf immer Mittel finden kann, seinen Angelegenheiten eine bessere Wendung zu geben, ohne sich einem blinden Ohngefähr auszusetzen.

In eben dem Jahre 1690 findet man in dem Krieg, der in Piemont geführt wurde, ein Beispiel, welches gerade das entgegengesetzte von dem eben angeführten ist, weil ich zeigen werde, daß dieser Krieg gegen den Herzog von Savoien Angriffsweise geführt werden mußte, daß er sich aber gleich im Anfang in einen Krieg unter gleichen Mächten, nach der Schlacht von Staffarden in einen Angriffs-Krieg, hierauf in einen Krieg unter gleichen Mächten und endlich wieder in einen Angriffskrieg verwandelte. Der Krieg in Piemont hat also in einem Feldzug viermal eine andere Wendung bekommen.

Während der Herzog von Savoien mit den Generalen der französischen Armee in die Wette zu eifern schien, die Waldenser auszurotten; so trat dieser Prinz mit den Feinden Frankreichs in Unterhandlungen und er war der erste, der uns den Krieg erklärte.

Demohngeachtet war er zu diesem Krieg nicht gerüstet; seine Truppen waren noch nicht beisammen; die Spanier wagten sich nicht, das Mailändische zu verlassen und nach Piemont zu marschiren, da sie Kasal hinter sich liessen und die Deutschen konnten vor 3 Monaten noch nicht ankommen.

Fast alle Infanterie der französischen Armee und ein Theil der Kavallerie war bereits über die Alpen gegangen; die Artillerie, das Gepäck und das Proviantfuhrwesen wolten eben den Marsch antreten.

Bey dieser Beschaffenheit der Umstände ist es gewiß, daß der übergegangne Theil der Armee bey Turin ein Lager nehmen und die übrige Armee ohne Schwierigkeit zu ihm stossen konnte; und es würde dem Herzog von Savoien unmöglich gewesen seyn, die einzelnen Truppen, die noch in Savoien, in der Grafschaft Nitza und in andern äussern Theilen seiner Staaten vertheilt waren, nahe bey seiner Hauptstadt versammlen zu können.

Man sieht aus dieser Erzählung, daß wenn unsere Armee, wovon ein Theil bey Veillano in dem Thal von Susa versammlet war, nach der Ebene von Millefleurs marschirt und der andere Theil, der bey Pignerol stand, an demselben Tag dazu gestossen wäre, es dem Herzog von Savoien, der damals mit zwey Bataillonen von seiner Garde zu Turin war, unmöglich gewesen wäre, sich mit seinen übrigen Truppen zu vereinigen.

Auf diese Art konnte man den Krieg in Piemont mit der Belagerung von Turin anfangen und den Herzog von Savoien nöthigen, diejenigen Friedensbedingungen anzunehmen, die man ihm vorschreiben wollte.

Anstatt aber dies Mittel zu ergreifen, ging derjenige Theil der Armee, der bey Veillano stand, aus dem Thal von Susa heraus, hielt sich nur eine einzige Nacht in der Ebene von Millefleurs auf, und marschirte am folgenden Morgen weiter nach Pignerol, um zu der andern Hälfte zu stossen.

Durch diese Bewegung rückwärts erhielt der Herzog von Savoien Zeit, seine getrennte Infanterie zu vereinigen und den spanischen Truppen ward es leicht, aus dem Mailändischen vorzurücken und dem Ungewitter zu entgehen, welches, wie sie dachten, auf sie allein loßbrechen würde. So bestimmte dieser erste Fehler in der Art der Versammlung der Armee die Beschaffenheit des Krieges: Er sollte von unserer Seite offensive seyn und hatte die Natur der Kriege unter gleichen Mächten.

Auf diese Art wurde der Krieg drey Monate geführt und die französische Armee würde genöthigt gewesen seyn, Piemont zu verlassen, weil der Herzog von Savoien eine Verstärkung erhielt, wenn nicht eine glückliche Begebenheit den Marschall von Catinat in Stand gesetzt hätte, auch nach der angekommenen Verstärkung dem Feinde das Gleichgewicht halten zu können.

Um dies zu verstehen, muß man wissen, daß Catinat bey Brillant und der Herzog von Savoien bey Carignan im Lager stand und also die Vereinigung der Deutschen mit dem Herzog nicht hintertreiben konnte. Auch war es nicht möglich, diesen Fürsten in dem Lager bey Carignan, dessen ganze Front verschanzt war, anzugreifen.

In der Nothwendigkeit, in welcher sich die französische Armee befand, zu schlagen und zu siegen, um auch nach der angekommenen Verstärkung dem Feind das Gleichgewicht halten zu können, beschloß Catinat, mit der Armee nach Salutzo, jenseits den Po, zu marschiren, um den Herzog von Savoien aus seinem festen Lager zu locken. Während diesem Marsch mußte man aber dem Feind nothwendig die Flanke bieten.

Demohngeachtet wurde er unternommen, um den Herzog von Savoien zu nöthigen, sein festes Lager zu verlassen. Dies geschah. Denn der Herzog von Savoien hofte, daß er entweder die ganze französische Armee oder ihre Arriergarde bey ihrem Uebergang über den Po schla-

gen

gen oder sich wenigstens zwischen uns und Pignerol setzen könnte, woraus wir unser Brod erhielten.

Sobald die französische Armee in der Nähe von Saluzzo angekommen war; so ließ Catinat die Anhöhen, welche sich um diese Stadt befinden, und welche von einer großen Menge von Miliz besetzt waren, angreifen. Er ließ sogar einige Kanonenschüsse auf Saluzzo thun, um den Herzog von Savoien früher herbeyzulocken.

Gegend Abend erfuhr man, daß das Korps Kavallerie, welches unsere Arriergarde deckte, im Angesicht des Feindes stand. Zwey Ueberläufer brachten die Nachricht, daß die ganze feindliche Armee im Anmarsch sey. Da es aber zu spät am Tage war, als daß es zu einem allgemeinen Gefecht kommen konnte; so ließ Catinat noch denselben Abend und die darauf folgende Nacht die Truppen, welche die Anhöhen von Saluzzo angegriffen hatten, über den Po zurückkommen, und machte alle Anordnungen zur Schlacht. Den andern Morgen erfuhr er, daß die feindliche Armee die Nacht über in der Ebene von Staffarda gestanden hatte. Er rückte sogleich vor, griff sie an und erfochte einen vollkommenen Sieg.

Man sieht hieraus, daß es gefährliche Folgen haben kann, wenn man sich zu früh in ein Gefecht einläßt, wenn man ohnedieß voraussieht, daß der Krieg eine andere Wendung nehmen muß. Die Ungeduld, mit welcher der Herzog von Savoien sich in ein Treffen verwickelte, ehe er die Verstärkung aus Deutschland an sich gezogen hatte, verursachte, daß er alle die Vortheile wieder verlor, die er bisher eingeerndet hatte.

Catinat hätte diesen Sieg weit mehr nützen können, als er wirklich that. Wenigstens brachte er ihm aber doch den Vortheil, daß er auch nach der bey der feindlichen Armee angekommenen Verstärkung sich dennoch in der Ebene von Piemont zwischen dem Po und dem Tanaro erhielt, wo die Armee so lange Unterhalt fand, bis sie sich zurückzog und den Feldzug durch die Wegnahme von Susa endigte.

4) Bey-

4) Beispiele zu der vierten Art der Kriege.

Ich habe gesagt, daß diese Art des Krieges auf verschiedene Weise und unter verschiedenem Vorwand geführt wird, entweder vermöge eines vorher gemachten Traktats, oder aus einem Antrieb der Eifersucht und des Interesse gegen eine ehrgeizige Macht; oder auch Kraft einer gewissen bestimmten Verbindlichkeit, dem Alliirten mit Truppen oder Geld, oder Krieges- und Mundmunition beyzustehen; oder endlich vermittelst eines Vertheidigungskrieges gegen die angreiffende Macht oder die Alliirten derselben.

Um der Hülfskriege, denen ich selbst beigewohnt habe, ihre Entstehungsgründe und den Erfolg derselben zu erklären, will ich mit demjenigen anfangen, in welchem Ludwig der vierzehnte den Holländern ein Korps Auxiliartruppen sandte, welche gegen den Bischof von Münster, der sie auf der Seite von Oberyssel beunruhigte, dienen solten. Man wolte dem Hause Oesterreich nicht Zeit lassen, an dieser Streitigkeit Theil zu nehmen. Aus diesem Grund schickten wir den Holländern Hülfstruppen und in kurzer Zeit war der Bischof von Münster genöthiget, Friede zu machen. Es ward demnach dieser Krieg, vermöge einer vorhergehenden Allianz zwischen Frankreich und Holland, und um dem Kaiser die Gelegenheit, sich darein zu mischen, in aller Eile zu benehmen, geführt. Gewiß hätte der Kaiser diese Gelegenheit ergriffen, um einen scheinbaren Vorwand zu haben, seine Truppen aus den katholischen Niederlanden vorrücken zu lassen, ohne dem münsterischen Frieden zuwider zu handlen.

Die zweite Unterstützung gab Ludwig der vierzehnte dem Churfürsten von Mainz, um die Stadt Erfurt zum Gehorsam zu bringen. Die bloße Ankunft der französischen Truppen endigte den Streit zum Vortheil des Churfürsten und unsere Unterstützung that also die gehörige Wirkung, ohngeachtet es nicht zur Thätigkeit kam.

Der dritte Hülfskrieg, der darauf folgte, war, als der König freiwillig und auf eigene Kosten ein ansehnliches Korps Truppen nach Ungern schickte, um den Kaiser Leopold gegen die Türken zu unterstützen.

Obgleich der Gewinnst der Schlacht bey St. Gotthard, der die Türken wenige Tage darauf zum Frieden nöthigte, eigentlich den französischen Truppen beygemessen werden muß; so erwiederte der Kaiser doch diesen nützlichen und bey den damaligen Umständen gewiß sehr entscheidenden Dienst mit vieler Undankbarkeit und wolte nicht die geringste Sorge für den Unterhalt unserer Truppen, so lange sie für sein Interesse fochten, noch bey ihrem Rückzug nach Frankreich über sich nehmen.

Dieß Beyspiel rechtfertigt das, was ich vorhin gesagt habe, daß nämlich ein Monarch, der seinen Alliirten mit Truppen unterstützt, vorher die gehörigen Maaßregeln treffen müsse, damit dieselben an Unterhalt keinen Mangel leiden und keinen größern Gefahren ausgesetzt sind, als die eigenen Truppen des Fürsten, dem sie zu Hülfe geschickt worden sind.

Der Kaiser schien sogar diese Unterstützung mehr als eine Schuldigkeit, weil Frankreich Elsaß besaß, ohngeachtet dasselbe nach dem münsterischen Frieden nicht mehr zum deutschen Reich gehörte, als eine wahre freiwillige Hülfe anzusehen.

Ich darf behaupten, daß diese Unterstützung viel zu großmüthig und wider die Regeln der Klugheit war, die in dergleichen Fällen zu beobachten sind, da man in Frankreich hätte erwarten können, daß der Kaiser, der seinem Hause so eigenem Stolz neuen Weihrauch geopfert sah, dieser Hülfe mehr das Ansehen einer Schuldigkeit, als einer Gefälligkeit geben würde.

Der vierte Hülfskrieg war, da Ludwig gleichfalls freiwillig Truppen nach Candia schickte, welches die Türken belagerten. Diese Unterstützung hatte die Erhaltung eines Staats gegen die überlegene Macht der Türken zur Absicht.

Der

Der König von Frankreich hatte bey diesem Krieg nicht das geringste Privatinteresse, die Ehre ausgenommen, die Venetianer von dem Joch der Türken zu befreien.

Die große Hülfe, die der Kaiser, die Spanier und der Churfürst von Brandenburg den Holländern im Jahr 1672 leisteten, hatten die Eifersucht gegen die große Macht Frankreichs zum Grunde, und besonders bey dem Kaiser das Interesse, die Holländer nicht unterdrücken zu lassen, weil er befürchtete, daß der Untergang derselben den Verlust der spanischen Niederlande nach sich ziehen würde.

In dem Krieg, der im Jahr 1701 entstand, haben fast alle Verbundene, die sich gegen Frankreich und Spanien vereinigten, verschiedene Absichten gehabt.

Der Kaiser hatte dabey sein persönliches Interesse vor Augen. Denn er war der Thronfolge in den Staaten der spanischen österreichischen Linie, worauf er Anspruch machte, beraubt worden.

Die Fürsten des deutschen Reichs, die Engländer, die Holländer und Portugall waren Bundsgenossen des Kaisers, und hatten keinen wahren Anspruch auf irgend einen Theil der spanischen Monarchie.

Daraus ist offenbar, daß dieser Auxiliarkrieg von Seiten aller dieser vereinigten Mächte nichts, als eine Eifersucht gegen die Größe des Hauses Bourbon zum Grund hatte, wofern man in der Person Philipps alle Staaten der spanischen Monarchie vereinigen ließe.

5) Beispiele zu den bürgerlichen Kriegen.

In Frankreich haben zwey große bürgerliche Kriege gewüthet, wovon ich jedoch hier nichts anführen werde, weil der erste vor meiner Geburt und der andere in meiner Kindheit aufhörte. Der Krieg, den man den Krieg von Rochelle genannt hat, fand seine Quelle in dem Ehrgeiz der Großen, der von den Feinden des Staats und der Schwäche der Regierung angefeuert wurde, und den scheinbaren

Vorwand hatte, daß einige Artikel des Edikts von Nantes gebrochen worden wären.

Der zweite, welcher der Prinzen Krieg (la guerre des princes) heißt, hatte nicht die Religion zum Vorwande, sondern die Unzufriedenheit der Prinzen, die sich über Mißhandlungen beklagten, welche sie während der Minderjährigkeit des Königes von einer Königin hatten erdulden müssen, die durch einen Minister, der ein Ausländer war, gelenkt wurde.

Andere innere Unruhen, welche zu meiner Zeit entstanden sind, verdienen eher den Namen eines Aufstandes, als den Namen von bürgerlichen Kriegen, weil sich kein Mann von Ansehen zum Chef aufgeworfen hat. Sie wurden in kurzer Zeit gedämpft, entweder durch die Schnelligkeit, womit man den Aufrührern zu Leibe gieng, ehe sich ein Chef zeigen konnte, oder durch die Strafe derselben, oder auch durch eine weise Mäßigung und Aufhebung der Auflagen, welche den Aufstand veranlaßt hatten.

Davon muß man jedoch die Unruhen in den Sevennen ausnehmen, welche die Religion zum Vorwand hatten und lange Zeit ohne einen eigentlichen bekannten Chef dauerten. Diese Unruhen wurden durch geheime Emissarien von unsern Feinden, und durch Geld, welches zum Theil selbst in Frankreich von der protestantischen Religionspartheie vorgeschossen wurde, unterhalten. Endlich wurden sie durch harte Strafen und die Verheerung der dortigen Gegenden getilgt. Vielleicht würden diese Unruhen weder so beträchtlich, noch von so langer Dauer gewesen seyn, wenn diejenigen, welche sie stillen solten, mehr das Interesse des Königes, als ihr eigenes, vor Augen gehabt hätten.

Die bürgerlichen Kriege in England, welche sich durch die Enthauptung Carl des ersten endigten, der nach dem Urtheil des Parlaments die Königl. Gewalt gemißbraucht, und die Gesetze mit Füßen getreten hatte, ist ein warnendes Beispiel für die Könige und ein Beweis, wie groß die

Liebe zur Freiheit in dem Herzen des Engländers seyn müsse.

Der Krieg, den die Unzufriedenen in Ungern, während einer Zeit von vierzig Jahren, gegen den Kaiser, ihren König führten, hatte die Erhaltung der Privilegien zur Absicht, welche der Kaiser stets zu schmälern suchte. Nachdem er Böhmen zu einem Erbreich gemacht hatte; so wolte er eben diese Absicht auch in Ungern durchsetzen. Die Großen dieses Reichs widersetzten sich aber dieser ihnen gehässigen Veränderung. Zwar gewann der Kaiser einige derselben durch Wohlthaten und den andern wolte er mit Gewalt das Joch der Sklaverei auf den Nacken drücken. Die dem Gefängniß und dem Tode entronnen, ergriffen die Waffen, suchten Schutz bey den Türken, machten Bündnisse mit andern Mächten, welche mit dem Kaiser Krieg führten und erwählten zu ihrem Anführer und Oberhaupt den Grafen von Teckely.

Dieser Mann hat mit verschiedenem Erfolg, bald allein, bald mit Hülfe der Türken gegen den Kaiser Krieg geführt, bis er endlich durch den Carlowizzer Frieden genöthigt wurde, seine Zuflucht bey den Türken zu nehmen.

Nachher wolte der Kaiser, durch einen allgemeinen Reichstag, das Erbrecht auf diese Krone seinem Hause einverleiben lassen. Die Gegenwart der deutschen Truppen und die Anhänglichkeit einiger Großen gaben diesem Reichstag einen glüklichen Erfolg und darauf ergriff der Kaiser wieder seine vorigen strengen Maaßregeln gegen diejenigen, die er dem Interesse seines Hauses zuwider glaubte.

Unter diesen befand sich der Fürst Ragozky, ein Sohn der Gemahlin des Grafen von Tekely. Unter einem scheinbaren Vorwand ließ ihn der Kaiser gefangen setzen: aber er fand bald Mittel, zu entkommen und floh nach Ungern, wo er bald das ganze Königreich in Aufruhr brachte, da ohnehin die Härte der Kaiserl. Regierung, die häufigen Eingriffe in die Privilegien alle Gemüther empört hatte. Es glükte ihm, sich viele Jahre hindurch, ohne Hülfe der Türken,

ken, blos durch seinen persönlichen Credit, und das Geld zu erhalten, welches ihm fremde Mächte, die mit dem Kaiser in Krieg verwickelt waren, zuschickten, dem Kaiser verschiedene feste Plätze wegzunehmen, sich zum Fürsten von Siebenbürgen zu machen und öffentlich ein Interregnum in Ungern auf einem Reichstag ausrufen zu lassen.

Hätte der Kaiser die Protestanten in Ungern an der Ausübung ihres Gottesdienstes nicht gehindert, hätte er sie nicht dem blinden Eifer und der Habsucht der Jesuiten, denen er die confisquirten Güter schenkte, Preiß gegeben; hätte er nicht die Privilegien der ganzen Nation auf dem Reichstag zu Odemburg umgestoßen und dieses Reich nicht zu einem Erbreich machen wollen; so würden die Unruhen niemals so allgemein gewesen seyn.

Um einen bürgerlichen Krieg in Ungern zu vermeiden, muste der Kaiser einer behutsamen Politik zufolge, nur allmählig und stückweise die Privilegien der Nation angreifen. Die Großen muste er durch Wohlthaten und Ehrenstellen, die er ihnen in Deutschland gab, zu gewinnen suchen. Die Würde eines Palatins mußte er nicht unterdrücken: noch weniger damit einen Deutschen bekleiden, den die Gesetze des Königreichs davon ausschlossen. Vielmehr muste er sie einem Ungerischen Großen anvertrauen, dessen Eifer für das Interesse seines Hauses ihm bekannt war.

Durch diese vorsichtige und kluge Politik würde er die Großen unvermerkt in sein Interesse gezogen und dann erst würden sie die Schwere des Jochs empfunden haben, wenn es nicht mehr abgeschüttelt werden konnte.

Der Aufruhr in Messina, welcher im Jahr 1676 geschah, beweißt ebenfalls die Gefahr einer harten Regierung; besonders wenn man mit einem ohnedieß wankelmüthigen Volk zu thun hat, das auf die Privilegien äußerst eifersüchtig ist, unter deren Bedingung es sich dem Monarchen unterworfen hat.

Der König von Spanien würde ganz Sicilien verloren haben, wenn die französische Armee von einem andern Mann, als von dem Marschall von Vivanne *) angeführt worden wäre, einem Manne, dessen Trägheit und Schläfrigkeit den Spaniern und ihren Alliirten hinlängliche Zeit gab, zur Erhaltung des übrigen Theils dieser Insel die nöthigen Maaßregeln zu treffen.

Obgleich der Aufstand der Catalonier als ein bürgerlicher Krieg betrachtet werden muß, da er von mächtigen Unterthanen und einem Volke, welches Philipp V. den Eid der Treue geschworen hat, geführet wurde; so ist er doch nicht wegen einer strengen Regierung, oder wegen Beraubung der Privilegien entstanden. Die Ursache war die Veränderung der Regierung, da ein anderes Haus den Thron bestieg.

Einige Grands von Spanien, die dem Hause Oesterreich zugethan, und mit einer Veränderung, woran sie keinen Antheil hatten, unzufrieden waren, machten geheime Verbindungen mit den Feinden ihres neuen Königes. Sie hätten ihre üblen Absichten nicht ruchbar machen dürfen, wenn das Volk ihnen nicht gewogen gewesen wäre. Sie bedienten sich der Aufwieglungen der Mönche, einer Art Leute, deren sich das Haus Oesterreich besser zu bedienen weiß, als irgend eine andere Macht Europens und die einem Staat soviel gefährlicher ist, je geheimer und undurchdringlicher die Bewegungen sind, wodurch er erschüttert wird.

Dieß ist also eine Quelle eines bürgerlichen Krieges, die ganz von den andern, deren ich erwähnt habe, verschieden ist. Vielleicht hätte er durch ein wenig mehr Aufmerksamkeit auf die Aufführung der unzufriedenen Grossen verhindert werden können: es wäre aber doch schwer gewesen, jenes geheime Tribunal auszuforschen, worinnen

*) Vivanne war der Bruder der Frau von Montespan, und hatte also die Marschallswürde der Liebe zu danken, womit diese Frau den großen Ludwig zu bezaubern wuste.

die Mönche die wichtigsten Stimmen hatten. Inzwischen ist es gewiß, daß dieß schleichende Gift, womit einige wenige Mönche einen Theil des Staats angesteckt hatten, wenig Wirkung gethan haben würde, wenn es nicht durch Männer von Gewicht und die fremden Mächte, die mit dem Kaiser verbunden waren, unterstützt worden wäre.

Wenn man durch unterirrdische Gänge in die Stadt kommen kann; so muß man sich durch Verständnisse mit einigen Einwohnern der Stadt einen Ort verschaft haben, wo man die durch den geheimen Gang eingedrungenen Soldaten verstecken kann, damit sie von da aus zu rechter Zeit nach den ihnen angezeigten Plätzen marschiren können. Wohnt die Besatzung in Casernen; so müssen die eingerückten Truppen vor allen Dingen nach denselben marschiren, und sich ihrer zu bemächtigen suchen. Diejenigen Vestungen sind am ersten der Gefahr ausgesetzt, überfallen zu werden, deren Werke blos aus Erde bestehen, und keine Bekleidungsmauren haben. Werden die Vestungswerke nicht gehörig unterhalten, und sind die Graben nicht mit Wasser angefüllt, oder nicht sehr morastig; so ist es sehr leicht diese Vestungen zu überfallen, besonders, wenn man sich ihnen so nähern kann, daß der Feind von unserer Ankunft keine Nachricht erhält.

Beispiele.

I. Ueberfall von Loo im Jahr 1676.

Im Jahr 1676 überfiel der Herr von Bretesche, damaliger Obrister eines in Mastricht liegenden Dragonerregiments, die an der Demer liegende und den Spaniern gehörige Vestung Loo.

Der Herr von Bretesche kannte die Beschaffenheit dieses Platzes, dessen Werke nur von Erde waren. Er war von der Schwäche der Besatzung und der Nachläßigkeit benachrichtiget, mit welcher die Besatzung, die sich auf die

große

große Entfernung der französischen Truppen und die Ueberschwemmungen verließ, welche die Stadt umgaben, ihren Dienst versah.

Auf diese Kenntnisse gründete der Herr von Bretesch seinen Entwurf und seine Anordnungen. Er umringte, vor Anbruch des Tages, die ganze Stadt, warf sich in den bedeckten Weg, passirte mit einem Theil seiner Infanterie den Graben auf Kähnen von Weiden, oder vielmehr auf großen Flößen, die mit Wachsleinwand überzogen waren, und ließ den übrigen Theil zurück, um durch ihr Feuer diesen Uebergang gegen die Besatzung zu beschützen, wenn sie das Gewehr ergreifen solte.

Die Infanterie, welche über den Graben gieng, hieb die Sturmpfähle nieder, und erstieg das Bollwerk. Die Infanterie, welche zurückgeblieben war, folgte, sobald sie sah, daß die zuerst übergegangene Infanterie sich des Bollwerks bemächtigt hatte. Der Herr von Bretesch, welcher auf diese Art mit einer der Besatzung überlegenen Macht in die Stadt gedrungen war, behauptete sich in derselben, und Frankreich blieb im Besitz derselben bis zum Nimweger Frieden.

II. Ueberfall von Gent im Jahr 1678.

Im Jahr 1678 wurde Gent überfallen, weil die französischen Truppen bey der Berennung dieser Stadt zuvorkamen. Wäre der Feind früher bey Gent angekommen; so würde die Belagerung dieser Stadt beinahe unmöglich gewesen seyn.

Von Seiten Frankreichs wußte man die Absicht, diesen Ort zu belagern, durch Scheindemonstrationen zu verbergen, welche man auf Festungen machte, die von Gent sehr weit entfernt waren. Ludwig der Vierzehnte begab sich selbst nach Metz, um die Feinde zu überreden, daß er Luxemburg oder Namur anzugreifen gesonnen sey.

Indessen war auch die ganze französische Armee in Bewegung, und alle Märsche derselben schienen auf Ypern abgezweckt zu seyn. Diese drey Festungen, welche wir zu gleicher Zeit bedrohten, zogen die Aufmerksamkeit unserer Feinde allein auf sich, und sie waren fest überzeugt, daß es unmöglich seyn würde, am Ende des Winters Circumvallationslinien um Gent zu Stande bringen zu können, weil die Gemeinschaft zwischen den Quartieren zu vielen Schwierigkeiten unterworfen war.

Aber eben diesen Gesinnungen haben wir den glücklichen Erfolg dieser Unternehmung zu verdanken, und man kann daher sagen, daß sich Gent in dem Fall einer Festung befunden hat, welche überfallen wird, weil man sie zu einer Zeit angreift, in welcher sie entweder nicht mit einer hinreichenden Besatzung oder mit andern zur Vertheidigung nothwendigen Bedürfnissen versehen ist.

III. Ueberfall von Savigliano im Jahr 1691.

Im Jahr 1691 kommandirte ich im Winter in Pignerol, und der Herzog von Savoien hatte vier Kompagnien von seinen Gens d'Armes nach Savigliano verlegt, die Bürgerkompagnie aber und die Landmiliz thaten die Wachen. Ich kannte den Platz und wußte, daß in der Gegend des Thors, durch welches man nach Carmagnola geht, ein Bollwerk von Erde an die Mauer der Stadt angehängt war, um ein Thor zu decken, das man des Nachts sich begnügte zu schliessen, ohne es mit einer Wache zu besetzen. Auf diese Kenntnisse gründete ich meinen Entwurf diese Gens d'Armerie aufzuheben, die so wenig auf ihrer Hut war. Ich wählte die Zeit eines harten Frostes zur Ausführung, weil ich den Graben des Bollwerks passiren mußte, der voll Wasser war, und schickte einen vertrauten Spion nach der Stadt, der in der Nacht, die ich zur Unternehmung bestimmte, innerhalb der Stadt die Nägel vom Schlosse des Thores am Bollwerk mit kleinen Zangen auszie-

ausziehen mußte. Ich aber that mit 800 Pferden und 500 Mann Infanterie en croupe einen so lebhaften Marsch, daß ich zwey Stunden vor Tag vor dem Bollwerk anlangte. Nachdem das Bollwerk und das Thor rekognoscirt worden, um zu sehen, ob der Spion das Befohlne gethan, ging meine Infanterie über den gefrornen Graben. Ich stellte sie innerhalb der Stadtmauer in Schlachtordnung, machte mich Meister von der Wache eines andern Thors, ließ die Cavallerie durch dasselbe einrücken, machte ohne Widerstand die vier Kompagnien Gens d'Armes zu Gefangenen, brachte sie auch ohne Zeitverlust nach Pignerol, obgleich der Herzog von Savoien, wenn er Nachricht von meinem Vorhaben erhielt, mit einem viermal stärkern Korps Kavallerie über mich herfallen konnte.

Ich legte aber auch in dreyßig Stunden einen Weg von mehr als 28 Stunden (Lieues) zurück, und passirte und repassirte drey Flüsse, den Po, die Praitte und die Maira.

Man siehet, daß der Erfolg solcher Unternehmungen nicht allein von der Nachläßigkeit des Feindes, ja selbst nicht von der Richtigkeit der Maaßregeln abhängt, sondern noch weit mehr von dem Geheimniß des Marsches und der Lebhaftigkeit des Rückzuges, wenn man den Posten nicht behaupten kann.

IV. Ueberfall von Cremona im Jahr 1703.

Der Ueberfall von Cremona im Jahr 1703 ist ein Beispiel, dessen Beschreibung jeden in Verwunderung sezzen wird, ob er gleich nicht den gewünschten Erfolg hatte.

Cremona war damals in dem Kriege, den wir in der Lombardei führten, unser Waffenplatz, und der Marschall von Villeroi verlegte in dasselbe den Winter über sein Hauptquartier. Ausserdem, daß dieser Ort mit einem starken Korps Infanterie und Kavallerie besetzt war, wurde er noch durch ein beträchtliches Korps unter der Anführung

des

des Marquis von Crequi gedeckt. Dieser hatte seine Quartiere zwischen dem Oglio und dem Po genommen, und über letztern Fluß hatten wir unterhalb Cremona eine Brücke.

Diese Brücke war auf der Seite von Modena und Parmesan mit einer Brückenschanze versehen, welche von der Besatzung in Cremona besetzt wurde, um sie gegen ein kaiserliches Korps sicher zu stellen, welches in dem Herzogthum Modena in den Winterquartieren lag. Der Prinz Eugeu hatte mit dem übrigen Theil der kaiserlichen Armee die Winterquartiere zwischen dem Oglio, der Adda und Mainzo bezogen.

Diese Anordnung der Winterquartiere brachte den Prinzen auf die Gedanken, Cremona durch einen Ueberfall wegzunehmen. Er hatte in demselben Verständnisse, durch welche er erfahren, daß der Gegenwart des kommandirenden Generals und verschiedener anderer Generalpersonen und der Stärke der Besatzung ohngeachtet, überhaupt im Dienst und besonders auf den Wachen die größte Nachläßigkeit herrsche, und daß alle Maaßregeln der Vorsicht, sowohl innerhalb, als ausserhalb der Festung hintangesetzt würden.

Der Generallieutenant Graf von Revel war eigentlicher Kommandant in derselben, und hatte das Kommando über die in Besatzung daselbst liegenden französischen Truppen; denn ausserdem befand sich noch ein spanischer Gouverneur in Cremona.

Zu Nachtzeit wurden keine Patrullen aus der Stadt herausgeschickt. In der Stadt gingen weder Runden auf den Wällen, noch Kavallerie und Infanterie Patrullen auf den Strassen. Man begnügte sich, die Thore mit Wachen zu versehen, welche aber unterliessen, über den Thoren auf dem Wall Schildwachen auszusetzen, die bemerken könnten, ob sich etwas der Stadt nähere. Kurz nichts von dem, was der Dienst in allen Festungen erfordert, geschah in Cremona.

Ein Priester, welcher den Gottesdienst in einer kleinen abgelegenen Kirche verrichtete, hatte seine Wohnung nahe bey derselben. Eine Wasserleitung, durch welche das Wasser in den Straßen nach dem Stadtgraben geleitet wurde, ging an dem Keller seines Hauses vorbey. Dergleichen Wasserleitungen waren noch eine beträchtliche Menge in Cremona, von welchen keine an den Stellen, wo sie durch die Stadtmauer gingen, mit einem Gitter versehen war. Der Priester merkte diesen Mangel an Vorsicht, gab dem Prinzen Nachricht davon, welcher derselben gemäß seine Unternehmung entwarf.

Durch erwähnte Wasserleitungen brachte er bis an die 600 Mann in Cremona hinein, welche der Priester alle theils in seinem Keller, theils in bemeldeter Kirche, welche nicht alle Tage besucht wurde, verbarg. Ueberdieß schickte der Prinz am Tage noch eine beträchtliche Menge als Bauern verkleideter Soldaten in die Stadt, welche des Abends nicht wieder herauskamen, sondern entweder von dem Priester oder einigen andern Verschwornen aufgenommen wurden. Dieses war leicht zu bewerkstelligen, weil an den Thoren die aus und eingehenden nicht aufgeschrieben wurden, und man sich nicht darum bekümmerte, ob diejenigen, welche den Tag über in die Stadt gekommen, wieder herausgegangen oder in derselben geblieben waren.

Ein Theil dieser Soldaten war mit dem nöthigen Handwerkszeug versehen, um die Schlösser aufzubrechen, und das Mauerwerk einzureissen.

Der Prinz Eugen hatte auf der Seite des Oglio zwey Thore gewählet, um durch dieselben in die Stadt zu dringen. Dasjenige, welches am nächsten an des Priesters Hause war, war zugemauert, und über demselben befand sich auf dem Wall ein Wachhaus, welches nur mit 8 bis 10 Mann besetzt war. Weil nun der Dienst mit äusserster Nachläßigkeit verrichtet wurde, und des Nachts keine Runden gingen, so stellte diese Wache nicht einmal einen Posten vor das Gewehr.

Nachdem also die Feinde die Mannschaft dieser Wache, welche ruhig schlief, ohne Geräusch überfallen, und gefangen gemacht hatten, so setzten sie ihre Arbeiter an, um das zugemauerte Thor aufzubrechen, und da keine Runden gingen, so wurden sie auch von denselben nicht entdeckt.

Das andere Thor, welches den Tag über geöffnet wurde, hatte unten eine Wache, welche zwar stärker war, aber aus eben der Ursache, weil keine Runden gingen, keinen Posten vor das Gewehr stellte. Da kein Fallgatter vorhanden war, so befand sich auch oberhalb demselben keine Schildwache, um es im Nothfall herunter zu lassen. Weder ausserhalb noch oberhalb dem Thor wurde ein Posten ausgestellt, welcher hätte sehen können, was sich dem Thor auf der Landstraße nahete.

Der Marschall von Villeroi hatte die am Ober-Oglio liegenden Quartiere visitirt, und kam über Mailand zurück, wo er erfuhr, daß der Prinz Eugen seine in den vom Oglio entferntesten Quartieren liegenden Truppen in Bewegung setze.

Dieses bewog ihn, den Abend, welcher der Ausführung des Ueberfalls vorher ging, nach Cremona zurückzukommen; nicht weil er glaubte, daß diese Bewegungen auf Cremona gerichtet seyn könnten, sondern weil er der Meinung war, daß sie auf die Quartiere des Marschalls von Crequi am Nieder-Oglio gerichtet wären. Er schrieb daher demselben, auf seiner Hut zu seyn, weil der Prinz Eugen den Posten Ustiano am Oglio, Cremona gegenüber, inne hatte.

Der Marquis von Crequi hatte seiner Seits dem Marschall von Villeroi melden lassen, daß alle Quartiere des Prinzen in Bewegung wären, und daß alle Spione versicherten, der Prinz hätte etwas gegen Cremona im Sinne.

Der Marschall von Villeroi hatte auch anderwärts erfahren, daß die feindlichen Quartiere im Modenaischen sich in Bewegung setzten. Er glaubte aber, daß solches

wegen einer Unternehmung auf Florenz geschehe, und ließ daher den Herzog von Parma davon benachrichtigen.

Man siehet also, daß der Marschall von Villeroi an alles dachte, ausser daran nicht, daß er in Cremona überfallen werden könnte.

Da dieser General mit einer Menge von Geschäften überhäuft war, und er dem Marquis von Revel aufgetragen hatte, auf den Dienst der Truppen im Hauptquartier ein wachsames Auge zu haben; so ist er allerdings zu entschuldigen, daß ihm die Nachläßigkeit, mit welcher der Dienst verrichtet wurde, unbekannt blieb.

Weil keine Parteien aus der Festung herausgeschickt wurden, so ging der Prinz Eugen bey Ustiano sechs Meilen von Cremona über den Oglio, ohne daß weder der Marschall von Villeroi, noch einer seiner Generale die mindeste Nachricht davon erhielt. Eine Nachläßigkeit, welche sich um so weniger entschuldigen lässet, weil man wußte, daß alle feindliche Truppen in den Quartieren jenseits des Oglio in Bewegung waren.

Da die Feinde nur Eine Brücke und zwar bey Ustiano über den Oglio hatten, so mußte man wenigstens Kavallerieparteien nach diesem Orte patrulliren lassen, um zu erfahren, wenn der Prinz Eugen über diesen Fluß ginge.

Allein auch diese kleine Vorsicht wurde verabsäumt, und der Prinz befand sich unbemerkt mit einem Korps von ohngefähr 7000 Mann, theils Cavallerie, theils Infanterie, vor zwey Thoren von Cremona.

Die Soldaten, welche theils durch die Wasserleitungen, theils als Bauren verkleidet in die Stadt gekommen waren, und sich entweder bey dem Priester oder anderwärts versteckt hielten, versicherten sich ohne Geräusch der Wache des am Tage geöffneten Thores, und liessen eine aus Infanterie und Kavallerie zusammengesetzte Kolonne einrücken, welche nach dem Markt marschirte, wo sich eine Wache von Infanterie und Kavallerie befand. Da dieselbe nicht besser als die Thorwache auf ihrer Hut war, so bemächtigte man

sich

sich ihrer ebenfalls ohne Lärm. Ein Theil der bey dem Priester versteckten Soldaten hatte sich der kleinen Wache über dem zugemauerten Thore bemächtiget, vermittelst der mitgebrachten Werkzeuge das Mauerwerk eingerissen, und eine solche Oeffnung gemacht, daß Truppen bequem durch dieselbe einrücken konnten. Durch diese Oeffnung drang nun die zweite feindliche Kolonne ein, welche bloß aus Infanterie bestand.

Diese Infanterie hatte Befehl, so bald sie eingerückt wäre, links längs dem Wall wegzumarschiren, sich des Pothores und seiner Wache zu versichern, und dasselbe zu öffnen, um ein anderes Korps Truppen hereinzulassen, welches bey der Brücke hielt, die auf der Seite nach dem Modenaischen lag.

Dieses Korps hatte Befehl, die in der Brückenschanze daselbst befindliche Wache anzugreifen, sobald von dem Pothor ein Signal gegeben worden, daß man sich desselben bemächtigt hätte.

Aus dem bisher erzählten erhellet, daß ein feindliches Korps von 7000 Mann mitten in einen Kriegsplatz eingerückt war, daß es zwey Thore in Besitz genommen, daß die Kavallerie sich auf den freien Plätzen der Stadt in Schlachtordnung gestellt hatte, daß sie ungehindert in allen Straßen herum marschirte, ohne daß auch nur Ein Mann erwacht wäre, und Lermen gemacht hätte.

Inzwischen machte ein Zufall, den der Prinz Eugen nicht voraussehen konnte, eine so gut entworfene und einem glücklichen Ausgang so nahe gebrachte Unternehmung scheitern.

Der Marquis von Crenan, Inspecteur der Infanterie, war mit dem Marschall von Villeroi von Mailand angelangt, in der Absicht, den folgenden Morgen einen Theil der Infanterie zu mustern. Zu diesem Ende hatte er den Bataillonen, welche auf der Seite des Pothores einquartieret waren, den Befehl ertheilt, ein wenig vor Tagesanbruch un-

ter

ter dem Gewehr zu stehen, damit er sogleich mit Tagesanbruch mit der Musterung den Anfang machen könnte.

Wenn die Nächte lang sind; so ist es leicht möglich, sich wegen der Stunde, in welcher der Tag anbricht, zu irren. Die erwähnten Bataillonen befanden sich also bey dem Pothor eher unter dem Gewehr, als sie Befehl dazu hatten. Als nun die feindlichen Truppen, welche längs dem Wall anrückten, um sich des Pothores zu bemächtigen, diese Bataillonen unter dem Gewehr fanden, so glaubten sie der Ueberfall wäre entdeckt. Sie gaben also Feuer auf dieselben, welches diese, ohne zu wissen, von wem der Angriff geschah, beantworteten. Endlich erkannten sich beide Theile für Feinde, und fingen ein Gefecht an, durch welches jedermann aufgeweckt wurde.

Die Bataillonen, welche der Herr von Crenan nach diesen ersten sehen wollte, lagen in entfernten Quartieren. Um sich nicht zu verspäten, fingen sie daher bereits an, munter zu werden, und sich anzuziehen. Einige Kavallerie, welcher der Marschall von Villeroi den Abend vorher befohlen hatte, gegen Plazens vorzurücken, war ebenfalls bereit, aufzusitzen.

Alle diese Truppen gingen auf den Feind los, welcher auf den freien Plätzen der Stadt sich in Schlachtordnung gestellt hatte, und glaubte, daß ihm nichts mehr widerstehen könnte. Hierzu war er um so mehr berechtiget, weil er bereits den Marschall von Villeroi, welcher sich bey dem ersten Lärmen zu Pferde gesetzt hatte, den Intendanten der Armee, und viele andere Officiere, die wahrscheinlich von ihren Wirthen ausgeliefert wurden, zu Gefangenen gemacht hatte.

Der Herr von Crenan stieß zum Glück, als er aus seinem Quartier ging, auf einige Infanterie. Er setzte sich sogleich an ihre Spitze, marschirte mit ihr nach dem kleinen Markt, und vertrieb die Feinde daselbst. Dies erleichterte die Vereinigung derjenigen französischen Truppen, welche in den abgelegenen Quartieren der Stadt lagen.

Dem guten Willen der Truppen und der Subaltern-Officiere hatte man es zu verdanken, daß dem Feind überall Widerstand geleistet würde. Denn der Marschall von Villeroi war, wie wir schon erzählt haben, gefangen, und der Herr von Crenan in den verschiedenen Angriffen, die er that, tödlich verwundet. Von den Regimentern, welche sich am Pothor unter dem Gewehr befunden hatten, waren auch zwey Obristen geblieben.

Indessen verursachte der Tod zweier feindlichen Officiere, daß der Prinz einige Stunden nachher genöthigt wurde, sein Unternehmen aufzugeben, und eine Stadt zu verlassen, von welcher er schon seit mehrern Stunden glaubte im Besitz zu seyn.

Der feindliche General, welcher die Kolonne anführte, die durch das vermauerte Thor eingerückt war, hatte den Auftrag, von dem Pothor aus den Truppen, die von der modenaischen Seite herkamen, das Signal zum Angriff der Brückenschanze zu geben. Er allein hatte diesen Befehl und die zum Signal bestimmten Soldaten. Aber dieser General wurde auf der Stelle von den Bataillonen erschossen, welche sich zufälliger Weise am Pothor unter dem Gewehr befanden. Da er nun das Geheimniß, das ihm allein anvertraut war, niemand mittheilen konnte; so wurde das Signal nicht gegeben, und der Angriff auf die Brükkenschanze geschah nicht zu der Zeit, zu welcher er geschehen mußte, damit im Fall das auf der Seite von Modena befindliche Corps nach seinem Uebergang über den Po nicht durch das Pothor, von welchem die Feinde niemals Meister wurden, einrücken konnte, dasselbe wenigstens noch Zeit genug hatte, um die Stadt von aussen herum zu marschiren, und durch eines der Thore, von welchem die Feinde im Besitz waren, in Cremona einzurücken.

Der General, welcher die Brückenschanze angreifen sollte, war ebenfalls nur allein von der Unternehmung unterrichtet. Da nun demselben eine aus der Brückenschanze abgefeuerte Kanonenkugel ein Bein wegnahm, so befand

fand er sich äusser Stand, irgend einen Befehl zu ertheilen, und die Besatzung der Brückenschanze erhielt hiedurch Zeit, die Brücke abzubrechen.

Der Prinz Eugen hatte überdieß in den verschiedenen Gefechten innerhalb der Stadt viele Leute verloren, und hatte Ursach zu befürchten, der Marquis von Crequi möchte auf die Nachricht von dem, was sich in Cremona zugetragen, augenblicklich mit allen seinen Truppen aufbrechen, um sich vor Cremona zu setzen, und ihm hierdurch die Möglichkeit zu benehmen, aus dieser Stadt wieder herauszumarschiren, und sich zurückzuziehen.

Diese wohlgegründete Furcht bewog also den Prinzen, auf seinen Rückzug bedacht zu seyn, mittlerweile er hiezu noch Zeit zu haben glaubte. Er ließ daher seine in der Mitte der Stadt befindlichen Truppen sich nach den beiden Thoren, von denen er noch im Besitz war, zurückziehen. Dieses konnte er nicht anders als mit dem Verlust seiner ganzen zu dieser Unternehmung mitgebrachten Infanterie und vieler Kavallerie bewerkstelligen. Indessen führte er dennoch den Marschall von Villeroi, den Intendanten und verschiedene andere Officiere, welche im Anfang des Ueberfalls gefangen wurden, mit sich fort.

Aus diesem Beispiel siehet man, wie gefährlich es ist, wenn man in einer Vestung einige von den Vorsichten hintansetzet, welche sowohl innerhalb als ausserhalb derselben erfordert werden. Denn hätten in Cremona die zur Musterung kommandirten Bataillonen sich nicht zufälligerweise zu früh unter dem Gewehr befunden, und wäre die kommandirte Kavallerie nicht zum Aufsitzen bereit gewesen, so ist es gewiß, daß dieser Platz und die darin befindlichen Truppen von einem schwächern feindlichen Korps wären aufgehoben worden: denn die Besatzung hätte sich ausser Stand befunden, die geringste Gegenwehr zu leisten.

2) Von den Ueberfällen der Posten.

Mit Posten, welche theils um ein Land zu decken, theils zur Sicherheit der Zufuhren in der Geschwindigkeit verschanzt worden sind, hat es eine ganz andere Beschaffenheit. Da an der Erhaltung derselben dem Feind unendlich viel gelegen ist, so muß man sich alle Mühe geben, ihn daraus zu vertreiben.

Dadurch, daß man einen Posten, welcher ein Land deckt, aufhebt, wird man im Stand gesetzt, dasselbe mit Sicherheit zu brandschatzen. Auch können unsere Parteien ohne Gefahr in das innerste des Landes eindringen.

Hebt man einen Posten auf, welcher feindliche Zufuhren decken soll; so ist öfters der Verlust dieser Zufuhren eine Folge davon; jederzeit aber verursacht man dem Feind Schwierigkeiten seine Zufuhren nach dem Lager zu bringen; und dieses setzt ihn oft in die Nothwendigkeit, entweder eine gewisse Unternehmung aufzugeben, oder eine ganze Provinz zu verlassen, weil er sich seinen Magazinen nähern muß.

Dergleichen Posten müssen niemals vergebens angegriffen werden. In Rücksicht auf ihre Stärke und Lage muß man sich mit allem dem versehen, was erfordert wird, um die Unternehmung schnell und lebhaft auszuführen. Denn es ist nicht hinreichend, solche Posten blos wegzunehmen, sondern man muß auch noch so viel Zeit haben, daß man sie entweder gänzlich verderben, und sich sicher zurückziehen, oder daß man sie in einen gehörigen Vertheidigungsstand setzen kann.

In solchen Fällen kann man sich der Petarden mit Vortheil bedienen, wenn der Feind nachläßig genug gewesen ist, die Schlagbäume oder Thore mit einigen Werken zu decken, welche sie gegen den ersten Anlauf sicher stellen, oder wenn die anzugreifende Front zu klein ist, daß sie sie nicht umfasset, und die auf den Mauern oder den Wällen postirten Soldaten durch ein überlegenes Feuer vertrieben

wer-

werden können. Der Gebrauch der Petarde ist um so bequemer, da sie leicht transportirt werden kann.

Man kann auch zu einer solchen Unternehmung einige Kanonen mitnehmen, um die Thore und die vor dieselben gelegten Palisaden und Brustwehren einzuschiessen, im Fall sie nicht stark genug sind, um dem Kanonenfeuer widerstehen zu können.

Wenn dergleichen Posten mit niedrigen Mauren, welche keine Flanken haben, umgeben sind, wenn die Besatzung derselben des Nachts nicht auf ihrer Hut ist, und auf die Stellen, welche mit Leitern erstiegen werden können, kein wachsames Auge hat, oder wenn die Runden nicht häufig genug gehen; so können solche Posten vermittelst einer Leitererſteigung überfallen werden.

Sind diese Posten nur mit einer blossen Erdverschanzung umgeben, und kann ein überlegenes Feuer auf dieselben gerichtet werden; so muß man sie auf allen Seiten zugleich angreifen, um den Feind daraus zu vertreiben. Wenn die Besatzung bey Eröffnung der Thore nicht die gehörige Vorsicht beobachtet, und man sich in der Nähe verstecken kann; so findet man vielleicht Gelegenheit, eine Thorwache zu überfallen, und sich eines Thors zu bemeistern.

Man überfällt auch solche Posten vermittelst eines Verständnisses, welches man mit misvergnügten Einwohnern unterhält, welche uns die Nachricht geben, daß die Besatzung schwach und nachläßig im Dienst sey. Endlich kann man einige Leute von der Besatzung selbst bestechen, welche alsdenn ein Thor öffnen.

Beispiele.

Unternehmung auf Bodengrafen im J. 1672.

Im Jahr 1672 kommandirte der Marschall von Luxemburg die französische Armee, welche in den eroberten Provinzen von Holland zurückgelassen wurde. Dieser Ge-

neral hatte beschloßen, in das Herz der feindlichen Staaten einzudringen. Da aber das Land überschwemmt und die Dämme durch Posten vertheidigt wurden, welche in der Front gut verschanzt waren; so konnte eine solche Unternehmung nur unter der Begünstigung eines harten Frostes bewerkstelliget werden.

Der französische General wartete daher die Zeit eines starken Frostes ab. Alsdann aber setzte er sich in Bewegung, um die Hauptposten der Feinde zu Bodengrafen und Schwammerdam zu umgehen, und sie im Rücken anzugreifen. Auch entsprach der Erfolg gänzlich seiner Erwartung. Weil aber unvermuthet Thauwetter einfiel, und diese Posten gegen die feindliche Seite zu nicht verschanzt waren; so sah sich der Marschall genöthigt, zurückzugehen, und die bereits eroberten Posten dem Feinde wieder zu überlassen.

Dieses Beispiel zeigt, wie Dämme, welche durch Ueberschwemmungen gehen, verschanzt werden müssen. Die Holländer begingen bey dieser Gelegenheit einen Fehler, welcher den gänzlichen Umsturz ihrer Republik hätte nach sich ziehen können. Sie unterliessen nämlich, die erwähnten Posten auf ihrer Seite zu verschanzen, und verschanzten sie bloß auf der Seite, auf welcher der Marschall von Luxemburg gegen sie anrücken konnte. So bald also die französischen Truppen bey einem starken Frost über das Eis wegmarschiren konnten, so waren diese nur in der Front verschanzten Posten der Gefahr ausgesetzt, im Rücken angegriffen zu werden. Da nun die hintersten Posten auf diesen Dämmen, und jenseits des überschwemmten Landes auf holländischer Seite eben so gut wie die vordersten einer solchen Gefahr ausgesetzt waren, so ist es wahrscheinlich, daß bey fortdaurendem Frost der Marschall von Luxemburg sich von allen grossen Städten in Holland Meister gemacht haben würde.

Der Frost durfte nur so lange dauren, bis die Truppen in Gegenden vordringen konnten, welche nicht mehr

über=

überschwemmt waren, und diese Gegenden sind von dem Ort, wo das Thauwetter die Truppen überfiel, nicht mehr sehr weit entfernt.

Man siehet also hieraus, daß die bey einer solchen Beschaffenheit der Gegend auf den Dämmen angelegten Posten auf allen Seiten gleich gut verschanzt werden müssen: denn sie müssen nicht nur bey Thauwetter, sondern auch bey einem einfallenden Frost im Stande seyn, so lange Widerstand zu thun, bis sich mit Recht vermuthen läßt, daß Thauwetter einfallen werde.

Dagegen möchte man zwar einwenden, daß der Feind einen auf diese Art befestigten Posten wieder verlassen müsse, wenn er, wie es im gegenwärtigen Beispiel der Fall war, denselben nicht vor dem Einfall des Thauwetters auf der Seite, auf der wir ihn offen gelassen haben, in Vertheidigungsstand setzen kanu. Nehmen wir einen Feind an, der nichts als Streifereien zur Absicht hat; so müssen wir zugeben, daß diese Einwendung nicht ungegründet ist. Ist aber von einem Feind die Rede, der von allen Seiten mit Macht in ein Land dringen und sich in demselben festsetzen will; so fällt diese Einwendung gänzlich weg. Denn hätte in dem hier angeführten Beispiel der Frost länger angehalten; so hinderte den Marschall von Luxemburg nichts, sich der Städte Haag und Leiden, welche ganz wehrlos waren, zu bemeistern. Um sich in diesen Städten festzusetzen, durfte er nur alle französische Truppen, die in den Provinzen Oberyssel und Utrecht vertheilt waren, bis dahin vorrücken lassen.

Ueberfall von Kreilsheim im Jahr 1688.

Im Jahr 1688 wurde ich nach der Einnahme von Philipsburg mit einem Korps nach Heilbron geschickt, um dasselbe längs dem Neckar zu postiren, und in Franken und in Schwaben, nämlich die Gegenden zwischen dem Main und der Donau, in Contribution zu setzen.

Obgleich der größte Theil der Truppen dieser beiden Kreise sich bey der kaiserlichen Armee in Ungarn befand; so waren dennoch so viel davon im Lande zurückgeblieben, als nöthig waren, um unsern Streifereien Einhalt thun zu können. Dem ohngeachtet wagte ich es, mit 800 Mann Infanterie und 900 Pferden bis vor Kreilsheim, einer kleinen im Anspachischen gelegenen Stadt, zu rücken. Die Stadt war mit Mauren umgeben, hatte ein ziemlich haltbares Schloß und eine Besatzung von zwey Bataillonen fränkischer Kreistruppen. Alle meine Versuche, mich dieses Orts zu bemeistern, würden fruchtlos abgelaufen seyn, wenn der fränkische Obriste, der in demselben kommandirte, ein Mann gewesen wäre, der sein Handwerk verstanden hätte. Allein dieser beging die Thorheit, auf mein Ersuchen zu mir aus der Stadt herauszukommen, ohne vorher von mir zu verlangen, daß ich ihm zu seiner Sicherheit mein Ehrenwort geben sollte. Weil er dies verabsäumte; so hielt ich ihn fest und nöthigte ihn, seiner Besatzung den Befehl zu ertheilen, sich zu Kriegsgefangenen zu ergeben, welches auch augenblicklich geschah.

Dieses Beispiel habe ich aus keiner andern Absicht angeführt, als um zu zeigen, daß wenn es die Nothwendigkeit durchaus erfordert, sich in den Besitz eines Postens zu setzen, alle Mittel, um zu seinem Zweck zu gelangen erlaubt sind, wofern sie denjenigen, der sich ihrer bedient, nicht entehren. Dies wäre bey mir allerdings der Fall gewesen, wenn ich mich gegen erwähnten Obristen wegen seiner Sicherheit durch mein Ehrenwort verbindlich gemacht, und nachher demselben zuwider gehandelt hätte. Wir sehen ferner, wie leicht ein thätiger und geschickter Mann in einem feindlichen Lande, das durch Posten gedeckt zu seyn glaubt, dadurch Schrecken verbreiten kann, wenn er unvermuthet diese Posten aufhebt, und in das Land eindringt.

Ueberfall von Neuenburg an der Enz, in dem Herzogthum Würtemberg im Jahr 1689.

Aus allzugrosser Uebereilung verließ der Herr von Montklar im Jahr 1689, im Januar seine im Herzogthum Würtemberg genommenen Quartiere, und ließ mich in Pfortzheim an der Enz zurück, um daselbst zu kommandiren.

Die Quartiere, welche die Feinde in dem Würtembergischen bezogen, schränkten mich nicht wenig daselbst ein, vorzüglich aber die Posten von Neuenburg und Enzwaihingen an der Enz. Ich überfiel beide Posten und hob ihre Besatzungen auf: mein Quartier von Pfortzheim wurde dadurch frey, und ich nöthigte die Stände vom Herzogthum Würtemberg zum Abtrag der Contributionen, die sie unter dem Schutze der kaiserlichen Truppen bey der Anordnung ihrer Quartiere und der Schwäche unserer Besazzung in Pfortzheim mir versagten.

Neuenburg liegt drey Stunden von Pfortzheim in dem Thal, worinnen die Enz fließt, und am Ufer dieses Flusses. Die Stadt ist ringsum mit einer Mauer umgeben, die sie vor aller Ersteigung mit Leitern sichert, hat innerhalb der Stadt ein Schloß und zwey Thore, eins nach der Seite von Pfortzheim, das andere diesem gegenüber, am Ufer des Flusses, über welchen eine bedeckte Brücke gehet.

Die Besatzung bestand aus 500 Mann Infanterie und 150 Dragonern. Sie war auf der Seite von Pforzheim sehr auf der Hut, desto weniger aber war sie es auf der andern, wo sie sich durch die Beschaffenheit der Wege und Zugänge der Stadt, welche auf dieser Seite sehr beschwerlich sind, für hinlänglich gesichert hielt. Am Tage hatte sie auf einer Höhe, von der man fast bis ins Thor von Pforzheim sehen konnte, einen Posten von zwanzig Dragonern, der sich zurückzog, so oft man ihn angriff, und wiederkam, wenn man zurückging, so daß am Tage

auch nicht ein einziger Mann aus Pforzheim gehen konnte, den dieser Posten nicht sogleich entdeckte.

Das Thor der Enz war ohne Zugbrücke und hatte auch kein Werk, wodurch es gedeckt wurde. Eine einzige Schildwache stand über dem Thor, und eine Wache von 15 bis 20 Mann unten. Die Runden gingen aber fleißig.

Nach diesen Kenntnissen von den Vorsichten und den Nachläßigkeiten der Besatzung machte ich einen Entwurf, den Posten durch das Thor an der Enz aufzuheben, wo die Besatzung am wenigsten aufmerksam war. Ich wartete das Ende vom Tage ab, um nicht von dem Dragonerposten gesehen zu werden und brach sodann mit 600 Mann auf, um auf verborgenen Abwegen das Thor zu gewinnen.

Es fiel diese Nacht ein tiefer Schnee; gleichwohl war mein Marsch so lebhaft und geheim genug, daß ich um Mitternacht bey der bedeckten Brücke über die Enz eintraf. Ich blieb mit meinem Detaschement auf der Brücke stehen, und als die Schildwache über dem Thor mich entdeckte, antwortete ich ihr auf deutsch, und gab mich für eine Partei von einem ihrer Regimenter aus, das im Würtembergischen lag. Ich käme, sagte ich, von der Seite von Fort Louis, und bäte bald eingelassen zu werden, weil meine Leute vor Kälte nicht mehr dauern könnten. Der Offizier von der Wache erfuhr meine Ankunft durch die Schildwache, kam zu ihr herauf, und fing an sich mit mir zu unterreden, während der Zeit, da er zum Kommandanten schickte, der im Schlosse und weit genug von dem Thor lag.

Während unserer Unterredung legte man ganz ruhig die Petarde an, und der Offizier wurde es nicht eher gewahr, als bis sie eben im Begriff war zu springen. Die Schildwache gab Feuer, der Offizier ließ Allarm schlagen, aber alles zu spät. Das Thor war im Augenblicke aufgesprengt und forcirt, und ich stand mit meinem ganzen Detaschement auf dem Platze aufmarschirt, ehe ein Mann von der ganzen Besatzung unter dem Gewehr war. Die ganze Besatzung wurde niedergehauen, weil die Kaiserl. einen

Lieutenant und 30 Reuter von dem Regiment Villeroi ermordet hatten, nachdem sie dieselben einige Stunden vorher zu Gefangenen gemacht und ihnen Pardon gegeben hatten.

Man fand in dieser Stadt dreihundert Pferde, welche ich an die Reuter und Dragoner von der Besatzung von Pforzheim austheilen ließ. Damit sich die Feinde nicht wieder in derselben festsetzen konnten, ließ ich sie abbrennen.

Ein Offizier, der in einem solchen Posten kommandirt, ist, wie man sieht, nichts weniger als sicher, wenn er blos auf der Tete seines Quartiers und auf der Seite, die dem Feind entgegen steht, Vorsichten nimmt; er muß eben so wachsam und vorsichtig auf der Seite sein, die ihm am sichersten scheint.

Ein Offizier, der die Wache hat, muß des Nachts keinen Menschen, wer er auch sey, so nahe an sich kommen lassen, daß es möglich wäre, eine Petarde an ein Thor anzulegen, welches keine Bedeckung von aussen, und kein Fallgatter oder andere Schutzwehre innerhalb hat. Wenn der Offizier von der Wache sich nicht so vertraut in ein Gespräch mit mir einließ, noch es erlaubte, daß ich, unter dem Vorwand, mich vor dem Schnee zu schützen, gerade an das Thor mit meinen Petardirern mich anlegte; so konnte ich weder die Petarde unentdeckt anbringen, noch ohne viel Menschen zu verlieren, den Posten aufheben: so aber verlor ich nur zwey Mann.

Ueberfall von Enzwaihingen in eben dem Jahr.

Die Besatzung von Enzwaihingen bestand aus 500 Pferden und 250 Mann Infanterie, und hatte, so wie die von Neuenburg, am Tage eine Partei auf einer Höhe bey Pforzheim. Mit den Pferden, die ich in Neuenburg erbeutet hatte, machte ich meine ganze Reuterei berittен, und brach gleich die folgende Nacht gegen Enzwaihingen auf. Meine Kavallerie marschirte jenseits der Enz, um

der

der feindlichen den Rückzug auf dieser Seite unmöglich zu machen, da ich indeß mit der Infanterie die beiden Seiten angreifen würde. Eins von diesen Thoren lag auf der Seite von Pfortzheim, das andere auf der Seite von Heilbronn; meine Infanterie, mit der ich sie angreifen wolte, bestand aus 600 Mann, und marschirte in zwey Korps. Beide Thore waren ohne Zugbrücken, schlechter als die von Neuenburg, jedoch mit einem palliſadirten Redan gedeckt, in welchem ohngefähr 15 Mann stehen konnten; diese zogen sich aber die Nacht in die Stadt, also diente der Redan zu nichts, als die Wache am Thor den Tag über zu beschützen. Weil nicht mehr als 150 Mann Infanterie in dem Posten lagen; so konnte ich leicht denken, daß die Wachen am Thore nicht stark sein konnten, und daß es hier blos auf einen lebhaften Angriff ankäme.

Ich ließ Aexte unter ein Detaschement Freiwilliger austheilen, die unter dem Schutze des Feuers meiner Infanterie, die Barrieren und Thore bald niederwarfen. Mein Detaschement rückte in guter Ordnung ein, ob es gleich Nacht war. Auch hier wurde die ganze Besatzung niedergehauen, mehr als 600 Pferde erbeutet, die Stadt geplündert und dann abgebrannt.

Man sieht aus diesen und den folgenden Beispielen, daß man den Angriff solcher Posten verändern müsse, so wie die Lage des Postens, die Stärke der Besatzung, und die Verschiedenheit der Truppen es mit sich bringt, aus welchen sie besteht.

Ueberfall des Schlosses Orbassano.

Zu Ende des Jahres 1690 legte der Herzog von Savoien eine Compagnie von seiner Garde in das Schloß Orbassano, eine Meile von Turin. Diesen Posten überfiel ich in der Nacht, und hub ihn auf, so zu sagen im Angesicht von Turin, und ob er gleich durch die Kavallerie unterstützt werden konnte, die in dieser Stadt sowohl, als

in

in Montcallier lag. Meine Disposition zum Angriff und zur Sicherheit bey der Unternehmung sowohl, als auf dem Rückzug war folgende: Ich brach mit 800 Pferden und 500 Mann Infanterie in der Nacht aus Pignerol auf. Ich detaschirte 50 Pferde an das Ufer des Pos, Montcallier gegen über, um sogleich Nachricht zu haben, wenn die Kavallerie von diesem Quartier aufsäße, um mich auf dem Rückzug anzugreifen. Den Rest meiner Kavallerie schickte ich, so wie ich Orbassano nahe kam, vorwärts nach Turin, mit dem Befehl, so nahe als möglich an der Stadt aufzumarschiren, und sich den Truppen zu widersetzen, die aus der Stadt zum Entsatze des Postens anrücken würden. Ich blieb bey meiner Infanterie, die ich in gröster Stille dicht an das Schloß stellte, um den Petardirer zu unterstützen, und ins Schloß einzudringen, sobald die Petarde gesprungen wäre. Aber der Petardirer wurde von einer Schildwache erschossen, die an einem Fenster des Thors stand. Die Besatzung wachte hievon auf, machte ein lebhaftes Feuer, und gab Signale. Es war demnach keine Zeit mehr zu verlieren, wenn ich mich in Sicherheit zurückziehen wolte. Ich mußte die Petarde selbst anhängen, weil ich niemand fand, der es konnte. Die ganze Kompagnie wurde im ersten Hofe forcirt, und da sie im Hausgebäude ein gleiches Schicksal nicht abwarten wolte, so ergab sie sich zu Kriegsgefangenen.

Man sieht hier eine Disposition, die von der vorigen gänzlich abweicht; denn alle Maaßregeln, die ich zur Sicherheit meiner Unternehmung nahm, waren nicht gegen die Besatzung, sondern blos gegen die Hülfe gerichtet, die von außen herkommen konnte. Dieß bestätigt meinen Grundsatz, daß man sich in Unternehmungen dieser Art nach der Beschaffenheit des Postens, und nach der Gefahr richten muß, die man von außenher zu befürchten hat. Denn es ist gewiß, daß, wäre ich auf meinem Rückzuge nach glüklich vollzogener Unternehmung geschlagen worden, so hätte ich verdient unvorsichtig genannt zu werden, weil ich sie

wagte, ohne die gehörigen Maaßregeln gegen die überlegenen Korps Kavallerie genommen zu haben, die aus Turin und Montcallier kommen konnten.

Ueberfall von Luzern in dem nemlichen Jahr.

In eben diesem Jahr hob ich ein Batallion vom Regiment Losche auf, welches der Herzog von Savoien nach Luzern geschickt hatte, um die Waldenser zu decken, die sich in der Tiefe des Thals von Luzern behaupten wolten.

Luzern wurde zu Anfang des vorigen Feldzugs verbrannt, seine Mauren geschleift, und die Ruinen machten nunmehr eine Art von Verschanzzung um die verwüstete Stadt. Dieß Bataillon glaubte bey der strengen Witterung, die zu dieser Jahrszeit in den Alpen ist, sich in diesem Posten behaupten zu können, wenn es der strengen Kälte ohngeachtet, alle Nächte unter dem Gewehr blieb, und Runde auf Runde abschicken würde, um auf der Seite von Pignerol Nachrichten einzuziehen, ob sich etwas feindliches merken ließe. Ich war von allen diesen Vorsichten unterrichtet, nahm also einen großen Umweg, und stand eine Stunde nach Mitternacht zwischen dem Fuß des Berges und Luzern. Hier wartete ich in der grösten Stille ab, bis die Wachsamkeit der Runden etwas nachließ. Dieses geschah gegen zwey Uhr, und ich rückte darauf von sechs Orten gegen die elende Verschanzzung an, und wir drangen durch.

Der Posten von Luzern war auf drey Seiten fast ganz unzugänglich, wenigstens konnte man nur auf Fußsteigen dahin kommen, die nur für zwey Mann breit genug und noch überdieß verschanzt und besetzt waren.

Solte also das Bataillon aufgehoben werden; so mußte es die Zeit nicht haben, sich nach dem Berge zurückzuziehen, dessen Fuß nicht mehr als 100 Schritte von der Stadt entfernt war. Hierzu aber hätte das Bataillon Zeit gewonnen, wenn ich es von der Seite der Fußsteige angriff.

Diese

Dieser Kenntniß von der Lage des Postens, und den Vorsichten des Feindes gemäß, machte ich meine Disposition zum Marsch und zum Angriff, damit er zwischen dem Berge und der Stadt geschehen konnte, wo der Feind nicht glaubte, daß es möglich wäre, ihn anzugreifen.

Ueberfall von Veillano im Jahr 1691.

Im Jahr 1691 im Jenner beschloß der Herr von Catinat, der damals in Susa stand, den Posten von Veillano aufzuheben. Veillano hat ein Schloß, dessen Lage ziemlich gut ist. Dasselbe war mit Infanterie, die Stadt aber, welche gegen einen Anlauf nicht sicher war, mit einem Dragonerregiment besetzt. Diesen Posten, der im Thale von Susa liegt, konnten wir sowohl von der Seite von Susa, als von der Seite von Rivali her, angreifen. Der Herr von Catinat übernahm es, mit einer Anzahl Truppen und zweien Feldstücken von der Seite von Susa dahin zu marschiren, und mir befahl er, mit einem andern Korps und eben soviel Kanonen von der Seite von Rivali anzurücken. Wenn wir in dieser Unternehmung glücklich seyn wolten; so mußten wir unsere Maaßregeln äusserst richtig nehmen und sie lebhaft ausführen. Denn der Herzog von Savoien konnte in wenig Stunden ungleich mehr Truppen zum Entsatz von Veillano versammeln, als wir dahin zu führen im Stande waren. Das Unternehmen mislang aus Mangel der Genauigkeit im Augenblicke der Ausführung.

Unsere Disposition war folgende. Die beiden Korps, die von Pignerol und Susa aufbrachen, marschirten von zwey so verschiedenen Seiten ab, daß es ihnen unmöglich war, weder auf dem Marsch, noch selbst zur Zeit, da man angreifen solte, Gemeinschaft mit einander zu haben. Sie solten also beide zugleich mit Anbruch des Tages angreifen, damit man nicht dem Dragonerregimente, das man aufheben wolte, durch getheilte Angriffe Zeit gäbe, sich in das Schloß zu werfen.

Ich

Ich traf zur rechten Zeit ein, griff an, und drang in die Stadt auf der Seite von Turin, die am weitesten von dem Schloß entfernt war. Der Herr von Catinat hatte sich aber unterwegs beschäftiget, eine Kanone, die stecken blieb, aufheben zu lassen, und langte daher nicht zur bestimmten Zeit an. Also gewann ein Theil der Dragoner, die nach der Seite von Susa lagen, Zeit, sich mit ihren Pferden ins Schloß zu ziehen, und die Besatzung des Schlosses trat ins Gewehr. Die Unternehmung zog sich in die Länge, der Herzog von Savoien gewann Zeit, Abends gegen vier Uhr mit einem beträchtlichen Korps Truppen anzulangen, und man mußte sich zurückziehen, nachdem man sieben bis acht Stunden Meister von der Stadt gewesen war. Ich sah mich sogar gezwungen, die Nacht abzuwarten, um mit meinen Truppen die Stadt unter dem Feuer des Schlosses zu passiren, und mich über die Gebirge nach Pignerol zurückzuziehen, weil mir der Herzog von Savoien den Rückzug durch die Ebene versperrte.

Dieß Beispiel lehret, daß, wenn man Posten aufheben will, und die zum Angriff bestimmten Truppen aus verschiedenen Quartieren aufbrechen müssen, und weder im Marsche noch selbst während dem Angriff Gemeinschaft mit einander haben können, daß man, sage ich, alsdann pünktlich zu der Zeit anlangen muß, die zur Ankunft und zum Angriff bestimmt ist. Sonst schlägt die Unternehmung fehl.

3) Von dem Aufheben der Quartiere.

Wenn man Quartiere aufheben will; so muß solches entweder in der Nacht, oder mit Tages Anbruch geschehen. Kavalleriequartiere sind leichter, als Infanteriequartiere aufzuheben. Denn die Infanterie pflegt mehr auf ihrer Hut zu seyn, und dieß kann sie auch.

In den Kavalleriequartieren verursachen die Pferde soviel Verwirrung, daß der Widerstand daselbst weit gerin-

ger

ger ist. Da bey Aufhebung eines Kavalleriequartiers die Beute weit beträchtlicher, aber auch schwerer in Sicherheit zu bringen ist, so muß man sich dabey ganz anders als bey Aufhebung eines Infanteriequartiers betragen.

Weil von einer solchen Unternehmung die benachbarten Quartiere, oder auch die feindliche Armee selbst weit geschwinder Nachricht erhalten können; so muß man zur Ausführung derselben nur eine kleine Anzahl Truppen bestimmen, sie nach vollendetem Angriff ohne Verzug mit der gemachten Beute zurückschicken, und mit dem Hauptkorps den Rückzug decken, damit man sich dem ungestümen Angriff der zum Entsatz anrückenden feindlichen Truppen entgegensetzen könne. Denn die allzugroße Eilfertigkeit, mit welcher sie vorzuprellen pflegen, setzt sie gemeiniglich ausser Stand, ein starkes und in Ordnung sich zurückziehendes Korps mit einem glücklichen Erfolg anzugreifen.

Zu dergleichen Unternehmungen muß Infanterie gebraucht werden, welche die Kavalleristen auf die Pferde nehmen. Sie ist besser, als die Kavallerie im Stand, die Schlagbäume aus dem Wege zu räumen, die Verschanzungen zu ersteigen, und der feindlichen Kavallerie das Aufsitzen zu verwehren. Befindet sich auf dem Rückzug ein Defilee, so muß sie dasselbe besetzen, und den Rückzug gegen den verfolgenden Feind decken.

Die Aufhebung eines feindlichen Infanteriequartiers kann keinen glücklichen Erfolg haben, wenn man dasselbe nicht in der Nacht auf verschiedenen Seiten mit einer grossen Ueberlegenheit angreift, und wenn man nicht überzeugt ist, daß dasselbe entweder nicht stark genug besetzt, oder daß die Anordnung zur Vertheidigung fehlerhaft ist.

Wenn ein solches aufgehobenes Infanteriequartier von unsern Truppen nicht besetzt werden kann; so muß man es überall, wo man ihm beikommen kann, in Brand stecken, damit das Feuer die feindlichen Truppen verhindere, sich zu versammlen und zu formiren, und unsere

Truppen, die sich bey dem Angriff vertheilt haben möchten, zu schlagen. Dieß würde ihm um so leichter gelingen, da die Soldaten des angreifenden Theils in der Nacht nicht so leicht zusammengehalten werden können, sondern plündern, ohne zu wissen, ob man schon Meister von dem Quartier ist.

Beispiele.

Beinahe alle Quartiere, welche ich Armeen habe beziehen sehen, wurden mit der nöthigen Vorsicht in Rücksicht auf ihre Sicherheit genommen. Ich kann daher kein Beispiel von Unternehmungen auf die Quartiere einer ganzen Armee aufweisen, das hier eine Stelle einzunehmen verdiente. Meine Beobachtungen werden sich blos auf solche Unternehmungen einschränken, die gegen Korps ausgeführt worden, deren Quartiere von den Quartieren der Hauptarmee weit entfernt waren, und welche deßwegen aufgehoben worden sind, weil diejenigen, die in denselben kommandirten, die Regeln der Vorsicht hintansetzten.

Im Jahr 1676 streifte der Herr von Montclar mit einem Korps bis in das St. Martinsthal, das hinter Freiburg liegt. Weil er nun in seinem Quartier nicht im geringsten auf der Hut war, und sogar in der Nacht alle Maaßregeln der Vorsicht verabsäumte; so wurde sein Quartier aufgehoben. Er für seine Person glaubte sich zwar zu retten, indem er sich auf das sorgfältigste in seinem Hause versteckt hielt. Allein die Feinde wußten ihn zu finden, und nahmen ihn mit sich fort.

Wolte der Herr von Montclar die Nacht über in einem Ort bleiben, der von allen Seiten mit Bergen umgeben war, so mußte er nicht allein alle Zugänge des Quartiers, sondern auch die um dasselbe herum liegenden Anhöhen dergestalt mit Wachen besetzen, daß sich dem Quartiere nichts, ohne von den Wachen bemerkt zu werden, nähern konnte. Die Truppen mußten die Nacht an solchen Oer-

tern unter dem Gewehr zubringen, von welchen sie im Fall eines Angriffs sogleich zur Unterstützung der Wachen herbey eilen konnten. Nur vermittelst solcher Maaßregeln würde er dem Unglück entgangen seyn, das er sich selbst durch seine Sorglosigkeit zugezogen hat.

Man siehet aus diesem Beispiel, daß ein Offizier, dem eine besondere Unternehmung anvertraut wird, äusserst auf seiner Hut seyn muß. Da der Feind zu seinen Unternehmungen gemeiniglich diejenige Zeit wählt, in welcher er unsere Truppen nach einem langen und beschwerlichen Marsch im Schlaf anzutreffen vermuthet; so muß ein solcher Offizier in der Nacht seine Wachsamkeit verdoppeln. Er muß daher, wenn er ein Quartier bezieht, seine Wachen so ausstellen, daß sein Korps bey einem nächtlichen Ueberfall, wo vorzüglich leicht Unordnung einreissen kann, in allen Fällen die nöthige Zeit hat, um sich zur Vertheidigung anschicken zu können. Die Truppen dürfen nicht anders als unter dem Gewehr schlafen. Der kommandirende Offizier muß die ganze Nacht hindurch wachen, und einen Theil der ihm untergeordneten Offiziere anhalten, ein gleiches zu thun. Nur am Tage, und erst alsdann ist ihm erlaubt zu schlafen, wenn er solche Anstalten getroffen hat, durch welche er so frühzeitig von dem Anmarsch des Feindes benachrichtiget wird, daß er vor der Ankunft desselben entweder sein Quartier in Ordnung aufheben, und sich sicher zurückziehen, oder sich zum Gefecht anschicken kann, wenn er solches nicht für allzugewagt hält.

Im Jahr 1693 bezog der Graf von Tilly ein Lager in der Gegend von Tongern. Der Marschall von Luxemburg, welcher mit der französischen Armee bey der Abtey Heilesen an der Getthe stand, brach auf die Nachricht hiervon mit einem Korps Kavallerie auf, in der Absicht, das Korps des Grafen von Tilli aufzuheben. Dieser wurde so heftig in seinem Lager überfallen, daß ihm kein anderes Mittel sich zu retten, übrig blieb, als die Flucht zu ergreifen. Der Marschall von Luxemburg machte viele Gefangene,

erbeutete einen großen Theil des Gepäcks, und hätte der Graf von Tilly nicht kurz vor dem Ueberfall Nachricht von dem Anmarsch der französischen Truppen erhalten, so würde wahrscheinlich von dem ganzen Kaiserl. Korps nicht ein Mann entkommen seyn.

Diesem widrigen Vorfall konnte der Graf von Tilly zuvorkommen, wenn er Parteien gegen die Armee des Marschalls von Luxemburg schickte.

Im Jahr 1694 bezog der Graf von Tilly abermals in der Gegend von Tongern ein fliegendes Lager, wo er die Unvorsichtigkeit begieng, sein Quartier in einem Schloß zu nehmen, welches von dem Lager durch einen Morast abgesondert war. Die Folge davon war, daß er aufgehoben wurde.

Dieses Beispiel beweißt, daß ein General nicht sowohl auf die Bequemlichkeit, als vorzüglich auf die Sicherheit seines Quartiers zu sehen habe; daß er folglich niemals ein Quartier beziehen müsse, welches keine freie Gemeinschaft mit seinem Lager hat, und zu weit von demselben entfernt ist.

Im Jahr 1707 kampirte der Herr von Vivans mit einem Korps Kavallerie in der Gegend von Offenburg. In dieser Stellung befand er sich noch hinter der Armee des Marschalls von Villars, welche bey Etlingen ein Lager bezogen hatte. Weil er aber die erforderlichen Maaßregeln der Vorsicht hintansetzte, so wurde er dergestalt in seinem Lager überfallen, daß sein ganzes Korps gefangen und die sämmtliche Bagage erbeutet wurde. Sein Lager lag sehr nahe an dem Gebirge; die Vorsicht erforderte es also, Wachen von abgesessenen Dragonern auf dieser Seite auszustellen. Er unterließ dieß nicht allein, sondern schlief an dem Morgen des Ueberfalls, an welchem ein starker Nebel seine Wachsamkeit hätte verdoppeln sollen, so sorglos, daß er bey der Ankunft des Feindes sich nicht anders zu retten wußte, als indem er im Hemde in die seinem

Haus nahgelegenen Weinberge entfloh, und sich in denselben versteckte.

Dieses Beispiel kann jedem kommandirenden General zur Warnung dienen, keineswegs, aus Lieblingsneigung, einem Offizier das Kommando über ein Korps anzuvertrauen, wenn er nicht überzeugt ist, daß derselbe die hierzu erforderlichen Talente besitzt.

Man siehet ferner aus diesem Beispiel, daß ein General, dem ein besonderes Korps anvertraut ist, sich niemals gegen einen wachsamen Feind sicher halten müsse; daß er mithin nie eine von denjenigen Maaßregeln hintansetzen dürfe, deren Vernachläßigung die Sicherheit seines Korps auf das Spiel setzt.

4) Von dem Aufheben der Zufuhren.

Zufuhren werden entweder in einem durchschnittenen oder in einem offenen Lande aufgehoben. Will man eine Zufuhr an einem versteckten Ort erwarten, so muß man sich lange vor ihrer Ankunft daselbst im Hinterhalt gesteckt haben, und alle Sorgfalt anwenden, um nicht entdeckt zu werden. Man muß die Zufuhr in das Defilee herein lassen, und sie nicht eher angreifen, als wenn schon der grösste Theil derselben in dem Defilee ist. Alsdenn aber muß die Bedeckung der Zufuhr zu gleicher Zeit, von vornen, von hinten, und in der Mitte angegriffen werden. Hierzu aber muß Infanterie genommen werden. Denn diese kann sich leichter verstecken, die Pferde geschwinder ausspannen, und sich besser nach dem im Hinterhalt zurückgelassenen Hauptkorps zurückziehen. Letzteres muß beständig beysammen bleiben, um zu verhindern, daß sich die Bedeckung der Zufuhr nicht vereinige, und unsere Truppen schlage. Soll eine Zufuhr in einer ebenen Gegend angegriffen werden; so muß der Hinterhalt aus Kavallerie bestehen, und weit von dem Ort, welchen die Zufuhr passirt, in einen Wald oder hinter eine Anhöhe gestellt werden.

Man muß den Hinterhalt in mehrere Korps abtheilen, von welchen die Hauptkorps auf die Bedeckung losgehen, die kleineren Detaschementer aber die Pferde ausspannen, und mit der gemachten Beute sich gleich auf den Rückzug begeben. Der übrige Theil der Kavallerie vereiniget sich wieder, um die gemachte Beute und den Rückzug zu decken.

Wenn der Hinterhalt sich von dem Orte, an welchem die Zufuhr vorbeikommt, entfernt halten muß, so geschiehet es aus folgender Ursache. Wenn der Offizier, dem die Bedeckung einer Zufuhr anvertraut ist, auch nur ein wenig sein Handwerk versteht, so wird er gewiß nach allen Seiten kleine Parteien geschickt haben, um von dem, was sich ihm nähern könnte, benachrichtiget zu werden; er wird sich keinem Wald nähern, den er zu passiren hat, ohne denselben durchsuchen zu lassen. Würde man sich also zu nahe mit dem Hinterhalt an den Weg stellen, welchen die Zufuhr passiren muß; so würde man von diesen Parteien zuverläßig eutdeckt werden. Die Bedeckung einer Zufuhr bestehet gemeiniglich aus Kavallerie und Infanterie. Wenn sie daher befürchtet, in einer Ebene von Kavallerie angegriffen zu werden; so postirt sich die Infanterie hinter die Wagen, und sucht durch ihr Feuer das Ausspannen der Pferde zu verhindern. Selten pflegt man es auch dahin zu bringen, daß man so glücklich ist, die Wagen sammt ihrer Ladung dem Feind wegzunehmen und sie in einem solchen Ort in Sicherheit zu bringen, wo sie der Feind nicht wieder wegnehmen könnte.

Weil man nun bey dem Aufheben einer Zufuhr, sie mag in Lebensmitteln oder Kriegsmunition bestehen, keinen andern Vortheil zu erreichen trachtet, als sie dem Feinde zu entziehen; so begnügt man sich in den meisten Fällen die Pferde wegzuführen, und die gröst mögliche Anzahl von Wagen zu verbrennen, und auser brauchbaren Stand zu setzen.

Folgende Beispiele werden die Wahrheit meiner hier angeführten Grundsätze bekräftigen, und zum Theil zeigen, was

was es für schlimme Folgen für uns gehabt hat, daß wir die Gelegenheit nicht benutzten, dem Feind Zufuhren aufzuheben, die er zu decken nicht im Stand war.

Im Jahr 1673 hob der Graf von Montecuculi dem Marschall Türenne eine Zufuhr auf, die der französischen Armee Brodt aus Würzburg zuführte. Hierdurch wurde der Marschall von Türenne genöthigt, Franken zu verlassen und sich Philipsburg zu nähern, weil dieß der nächste Ort war, aus dem die französische Armee mit Brodt versehen werden konnte. Verlor die französische Armee erwähnte Zufuhr nicht; so blieb sie in der Mitte von Deutschland, und bedrohte die Kaiserl. Erblande. Dieß nöthigte aber den Grafen von Montecuculi, die französische Armee beständig in der Nähe zu beobachten, um in dem Stand zu seyn, derselben in allen ihren Unternehmungen zuvorkommen zu können. Alsdann aber war es ihm unmöglich, sich mit den Spaniern und den Holländern zu vereinigen, weil der Marschall Türenne in allen Fällen einen Vorsprung gegen den Niederrhein voraus hatte.

Es war allerdings von dem Marschall von Türenne nicht sehr vorsichtig gehandelt, daß er sich auf das Versprechen des Bischoffs von Würzburg den Kaiserl. Truppen den Durchmarsch durch seine Stadt nicht zu gestatten, so gänzlich verließ. Als unsere Zufuhr aus Würzburg herauskam, so wurde sie von einem Korps Kaiserlicher Kavallerie, welches der Bischoff durch die Stadt hatte passiren lassen, angegriffen und aufgehoben.

Da Philippsburg der nächste Ort war, aus welchem die französische Armee mit Brodt versehen werden konnte, so mußte sich der Marschall Türenne der Zufuhren aus Würzburg auf alle mögliche Art zu versichern suchen. Das Versprechen des Bischofs von Würzburg, keinen feindlichen Truppen den Durchmarsch durch diese Stadt zu erlauben, war hierzu nicht hinreichend. Denn der Graf von Montecuculi befand sich mit der Kaiserl. Armee in der Nähe von Würzburg, und es ließ sich leicht denken, daß dieser

ser alles anwenden würde, um den Bischof zu überreden, das dem Marschall Türenne gegebene Wort zu brechen. Der Marschall Türenne mußte daher auf Mittel bedacht seyn, seine Zufuhr auch in dem Fall sicher zu stellen, wenn der Feind aus Würzburg gegen dieselbe anrückte. Dieß konnte er bewerkstelligen, wenn er ein beträchtliches Korps Kavallerie gegen die Thore dieser Stadt vorrücken ließ. Denn wahrscheinlich würde es der Feind alsdenn nicht gewagt haben, etwas gegen die Zufuhr zu unternehmen, weil er sich in der Nothwendigkeit befunden hätte, so wie er aus der Stadt herausrückte, im Angesicht dieses in Schlachtordnung gestellten Korps, zu defiliren.

Ich werde nunmehr der Zufuhren erwähnen, welche im Jahr 1708 unsere Feinde in Stand gesetzt haben, die Belagerung von Ryssel zu unternehmen, und diese wichtige Vestung zu erobern.

Nach dem Treffen bey Oudenarde zog sich der Herzog von Burgund mit der französischen Armee bis hinter Gent zurück. Der Herzog von Marlboroug aber rückte mit seiner Armee bis Meenen vor, weil er sie aus diesem Ort einige Zeit mit Brod versehen konnte. Die Infanterie, welche mit dem Prinzen Eugen aus Deutschland gekommen war, deckte Brüssel: und die Infanterie, welche der Marschall von Berwick aus Deutschland zurückgeführt hatte, lag in den Vestungen in dem Henegau und an der Schelde. Die Kavallerie aber war in den Vestungen in dem Artois vertheilt, um dieses Land gegen die Streifereien der Kavallerie von der Armee des Herzogs von Marlboroug zu decken.

Bey dieser Stellung der beiderseitigen Armee glaubten unsere Feinde, die Belagerung von Ryssel unternehmen zu können. Zu diesem Ende ließen sie aus Holland, soviel Lebensmittel und Kriegsmunition, als sie nöthig zu haben glaubten, nach Brüssel bringen. Bey dieser Stadt versammleten sie siebentausend bis acht tausend Wagen, welche alle mit Lebensmitteln und Munition beladen, zu ei-

ner Zeit in das Lager bey Ryssel geführt wurden, in welcher wir mit unserer ganzen Macht in der Gegend zwischen Gent und Dornick standen.

Noch gegenwärtig kann ich es nicht begreifen, wie es möglich war, daß wir eine Zufuhr, welche auf dem Marsch wenigstens eine Länge von fünf französischen Meilen einnahm, ruhig nach dem feindlichen Lager konnten marschiren lassen. Vielleicht geschah es, weil wir dieselbe für zu unbeträchtlich hielten, und sie also aus Verachtung ihren Weg ziehen ließen.

Noch merkwürdiger ist die Zufuhr, welche die Feinde bey eben der Belagerung aus Ostende erhielten. Da ich in einer andern Stelle dieses Werks die Gründe schon angeführt habe, warum diese Zufuhr nicht aufgehoben wurde; so werde ich dieselbe hier nicht wiederhohlen. Ich glaube, daß dem Herrn von la Mothe alle Schuld beygemessen werden muß. Er hatte den Auftrag diese Zufuhr mit einem Korps aufzuheben, das der Bedeckung der Zufuhr um einen beträchtlichen Theil überlegen war, und er hob die Zufuhr nicht nur nicht auf, sondern wurde auch noch von der Bedeckung derselben geschlagen. In der That ein seltenes Beispiel! Denn es hat sich wohl schon zugetragen, daß eine etwas gewagte Zufuhr durch einen schnellen und geheimen Marsch ihren Weg glücklich zurückgelegt hat. Aber davon hatte man noch kein Beispiel, daß eine Zufuhr, welche mit einem überlegenen Korps angegriffen wurde, nicht nur glücklich durch kam, sondern daß ihre schwache Bedeckung jenes Korps auch schlug. Diese einzige Begebenheit ihrer Art haben wir dem Herrn von la Mothe zu danken.

5) Von Aufhebung der Furageurs.

Bey Furagirungen sucht man entweder die ganze Bedeckung zu schlagen und alles aufzuheben, oder man schränkt sich auf kleine Vortheile ein, und greift mit kleinen Par-

teien einzelne Theile der Bedeckung und Furageurs an, blos in der Absicht, dem Feind einige Pferde wegzunehmen oder Gefangene zu machen. Weit größer ist der Vortheil, wenn man die Bedeckung einer feindlichen Furagirung schlägt, und die Pferde wegnimmt. Denn hiedurch wird ein großer Theil der feindlichen Kavallecie unberitten und unbrauchbar gemacht. Da aber der Feind auf die Erhaltung des Ganzen mehr Aufmerksamkeit verwendet, als auf die Erhaltung einzelner Theile, so muß man nicht nur mit einer überlegenen Macht, sondern auch mit Vorsicht angreifen, und seine Maaßregeln der genauen Kenntniß der Gegend, in welcher die Furagirung geschiehet, und der Stärke und Anordnung der feindlichen Bedeckung, anpassen.

Greift man diese nämlich mit einem überlegenen Korps an; so wird sie genöthigt, die Furageurs sammt den Pferden Preis zu geben.

Eine Generalregel ist, nicht eher anzugreifen, als wenn die Furageurs mit Verfertigung ihrer Bunde beschäftigt sind.

Ist man durch die Kette von Schildwachen und Posten, welche die Furageurs umgeben, durchgedrungen, und findet man, daß letztere sich nach Dörfer begeben, welche von der Bedeckung entfernt sind, oder hinter Büsche und Anhöhen sich verstecken; so muß man sich nicht damit abgeben, daß man die Bedeckung angreift, sondern man muß mit dem größten Theil der Truppen im Hinterhalt bleiben, und nur die Pferde sammt den dabey befindlichen Furageurs auffangen lassen, um sie ausserhalb der Chaine nach einem Ort zu führen, welcher von der Bedeckung nicht gesehen werden kann. Die gefangenen Furageurs müssen wohl bewacht werden, damit keiner entwische, und die Bedeckung von dem vorgefallenen benachrichtige.

Dergleichen Unternehmungen finden bey trockenen Furagirungen eher Statt, weil alsdenn die Pferde mehr auf einen Haufen beisammen sind, und man sie folglich leich-

ter ohne Lermen fortbringen kann, als wenn sie auf dem ganzen Felde zerstreut sind.

6) Von Ueberfällen auf enge Pässe 2c.

Wenn man sich eines Passes, eines Defilees, oder des Uebergangs über einen Fluß durch einen Ueberfall versichern will; so kann dies am besten vermittelst eines Korps Dragoner geschehen. Will man sich eines Defilees bemächtigen; so muß man einiges leichtes Geschütz und Wagen mit Schanzzeug mitnehmen.

Will man sich einen Uebergang über einen Fluß verschaffen, welcher keine Furthen hat; so müssen noch eine hinreichende Menge Pontons beihanden seyn. War es möglich, mit den Dragonern ein Korps Infanterie zugleich marschiren zu lassen; so muß dasselbe mit Schanzzeug versehen, und ohne Verzug auf die andere Seite des Flusses geschaft werden, um sich daselbst zu verschanzen, und dadurch sowohl die Brücke, als den Uebergang der übrigen Truppen sicher zu stellen.

Die Armee muß dem zu einer solchen Unternehmung detaschirten Korps unmittelbar nachfolgen, damit dasselbe sich nicht allzulange allein überlassen bleibt. Denn es ist zu vermuthen, daß der Feind alle seine Kräfte aufbieten werde, um das detaschirte Korps zu schlagen, und dadurch den üblen Folgen vorzubeugen, welchen er ausgesetzt seyn würde, wenn die Armee ohne Widerstand den Fluß, Paß oder die Defilee passirte.

Beispiele.

Im Jahr 1672 verloren die Holländer in sehr kurzer Zeit ihre Vestungen am Rhein, und die französische Armee wandte sich bereits gegen die Yssel; die Holländer verschanzten daher die Ufer derselben, und verdarben oder glaubten vielmehr alle Furten von Kampen an bis Arnheim verdor-

verdorben zu haben. Da alle, längs diesem Fluß liegende Plätze mit zahlreichen Besatzungen versehen waren; so schmeichelten sie sich, daß sie mit dem Rest der Infanterie und ihrer ganzen Kavallerie wenigstens einige Zeit die verschanzten Ufer der Yssel vertheidigen könnten.

Da aber ihre Vertheidigungslinie zu groß war; so waren sie überall zu schwach, und konnten nirgends einen nachdrücklichen Widerstand thun. Es erhellet hieraus die Unmöglichkeit, die Ufer eines Flusses in einer allzu grossen Strecke zu vertheidigen: denn der Angreifende macht an mehreren Stellen Scheinangriffe, um dadurch die Macht seines Gegners zu theilen und seine Aufmerksamkeit nach einen Ort hinzulenken, die der Stelle, wo der Uebergang beschlossen, gerade entgegen gesetzt ist. Den wahren Angriff aber richtet er nur dahin, wo er den geringsten Widerstand findet, und auf diese Art hintergeht er die Wachsamkeit seines Gegners und macht alle seine Arbeiten fruchtlos.

Die Nacht ist die zur Ausführung einer solchen Unternehmung bequemste Zeit; denn in derselben kann man den Ort, wo der Hauptangriff geschehen soll, am besten verbergen.

Nachdem der Marschall Türenne zu Ende des Jahrs 1672 in der Gegend von Koblenz, im Churfürstenthum Trier, die Verstärkung an sich gezogen hatte, welche ihm der Prinz von Conde von seiner Armee an der Obern Maaß zuschickte, beschloß er, den Kurfürsten von Brandenburg aus Westphalen zu vertreiben. Dieser hatte seine Armee zwischen dem Rhein und der Weser in die Winterquartiere gelegt, und glaubte nichts befürchten zu dürfen, weil es ihm unmöglich schien, daß in der damaligen Jahreszeit der Marschall von Türenne eine Brücke über den Rhein würde zu Stande bringen können.

Inzwischen ließ der Marschall von Türenne bey Wessel mit solcher Geschwindigkeit eine Brücke über den Rhein schlagen, daß er mit seiner Armee diesen Fluß eher passirte,

te, als es dem Kurfürsten von Brandenburg möglich war, seine Armee aus ihren Quartieren zusammen zu ziehen: die feindliche Armee sah sich daher genöthigt, ihre Quartiere in Unordnung zu verlassen und in einzelnen Korps bis jenseits des Defilees bey Birkenbaum zurückzugehen. Auch hier durfte sie nicht stehen bleiben, sondern mußte noch über die Weser zurück marschiren, und also ganz Westphalen dem Marschall von Türenne Preis geben, welcher seine Armee in dieser Provinz die Winterquartiere beziehen, und sich von den Beschwerlichkeiten des Feldzugs erholen ließ.

Die Geschwindigkeit, mit welcher der Marschall von Türenne mit seiner Armee über den Rhein ging, ohne dem Kurfürsten von Brandenburg Zeit zu lassen, seine Armee zusammen zu ziehen, und die Lebhaftigkeit, mit welcher er bis an das Defilee bey Birkenbaum rückte, verdienen die größten Lobsprüche. Denn hätte der Marschall von Türenne den Kurfürsten von Brandenburg nicht aus ganz Westphalen und bis jenseits des Defilees bey Birkenbaum vertrieben; so hätte er seiner Armee keine sichere Quartiere in Westphalen anweisen können, und er würde von seinem Uebergang über den Rhein in dieser späten Jahreszeit nicht den geringsten Vortheil gezogen haben.

Der Geschwindigkeit, mit welcher die Brücke über den Rhein erbaut worden, hat man im gegenwärtigen Fall den glücklichen Uebergang über einen so großen Fluß, zu einer so schlimmen Jahreszeit, zu verdanken. Ohne Nutzen würde indessen dieser Uebergang gewesen seyn, wenn man die Armee nicht bis an das Defilee führte, von dessen Besitz die Sicherheit der verschiedenen Quartiere abhing, in welche man die Armee verlegen wollte.

Im Jahr 1688 im Monat December, überfiel ich die Brücke über die Donau bey Dillingen, welche von 500 Mann bewacht wurde. Die Feinde hatten den mittelsten Bogen dieser Brücke, der von Holz war, abgenommen, und statt desselben eine Zugbrücke angebracht, die auf der

Baier-

Baierschen Seite aufgezogen wurde. Die 500 Mann lagen jenseits der Brücke in einer grossen Redute.

Als ich mich der Donau näherte, fand ich die Zugbrükke aufgezogen, und die 500 Mann theils hinter der Zugbrücke postirt, theils in der Redute. Um die Feinde von dieser Brücke zu vertreiben, machte ich folgende Disposition.

Ich hatte wahrgenommen, daß die Feinde die Zugbrücke mit keinen Schießscharten versehen hatten, daß mithin die Mannschaft, welche ich auf diese Brücke vorrücken lassen wollte, gegen das Feuer der auf der Brücke postirten Feinde gedeckt seyn würde. Ich hatte ferner bemerkt, daß an dem Ufer der Donau auf der Dillingschen Seite einige Haufen kleiner Balken von Tannenholz lagen. Hinter diese Balken stellte ich Dragoner zu Fuß, welche durch ihr Feuer die Feinde von dem jenseits der Zugbrücke befindlichen Theil der Brücke vertreiben sollten, diejenigen ausgenommen, welche dicht hinter der Zugbrücke Schutz fanden. Dadurch erreichte ich den Entzweck, daß die Zugbrücke selbst nur allein durch das Feuer aus der Redute vertheidigt wurde. Um mich auch gegen dieses Feuer zu decken, machte ich mir längs dem Geländer der Brücke eine Brustwehr mit den oben erwähnten Balken, von wo aus ich auf die Redute ein lebhaftes Feuer machen ließ. Da diese niedriger lag, als die Brücke, so war auch mein Feuer dem Feuer aus der Redute überlegen.

Ich näherte mich hierauf der Zugbrücke und fand, daß die Feinde bey der Abnehmung des mittelsten Bogens, welches sie erst seit kurzer Zeit bewerkstelligt hatten, die Balken, auf welchen die Pfeiler der Schnellbalken der Zugbrücke ruheten, ihrer ganzen Länge nach hatten stehen lassen, und daß dieselben auf beiden Seiten der Zugbrücke acht bis zehn Fuß hervorstanden.

Dieses brachte mich auf den Gedanken, über diese Balken kleine Balken legen zu lassen, und auf diese Art verschafte ich mir zu beiden Seiten der Zugbrücke zwey kleine Brücken. Weil ich nun wahrnahm, daß diejenigen,

welche

welche sich hinter der Zugbrücke versteckt hatten, diesen Platz, wo sie gegen mein Feuer gesichert waren, verliessen; so ließ ich von diesen kleinen Brücken wieder kleine Balken nach dem Theil der Brücke herüberlegen, welcher jenseits der Zugbrücke lag. Vermittelst dieser neuen Brücke konnten einige Dragoner übergehen, welche das Schloß der Zugbrücke mit Aexten abschlugen. Die Zugbrücke fiel also herunter, und alle meine Dragoner gingen nunmehr auf die Redute loß. Die Feinde verliessen sie und dies nöthigte die zwölf Meilen von da ab gelegene Stadt Augsburg Contribution zu bezahlen.

Wenn ich mich bey der Beschreibung dieses Vorfalls etwas lange aufgehalten habe, so geschah es keinesweges aus Eitelkeit, sondern blos um zu zeigen, daß man sich bey der Ausführung solcher Unternehmungen jederzeit nach der Beschaffenheit der Gegend und den besondern Umständen richten, und also in verschiedenen Fällen auch verschiedene Maaßregeln ergriffen werden müssen.

Ich hatte bey dieser Gelegenheit, weder Geschütz, um die Reduten zu beschiessen, noch Infanterie und Fahrzeuge, um anderwärts eine Diversion machen zu können.

Wie wäre es mir also möglich gewesen, mich der Brükke bey Dillingen zu bemeistern, wenn ich nicht den Umstand, daß die Zugbrücke nicht mit Schießscharten versehen war, benutzt, und mich der kleinen Balken so treflich zu bedienen gewußt hätte? Denn vermittelst der Zugbrücke dekte ich mich auf der ganzen einen Hälfte der Brücke gegen das feindliche Feuer.

Mit den kleinen Balken aber machte ich mir eine Brustwehr, hinter welcher ich die Arbeit, die ich auf der Brücke machen ließ, durch ein Feuer deckte, welches dem Feuer aus der Redute weit überlegen war. Von diesen kleinen Balken machte ich mir jene kleine Brücken, auf welchen die Dragoner übergingen, die das Schloß an der Zugbrücke abschlagen mußten.

In dem Jahr 1692 brachten die Feinde eine Brükke über den Rhein gewissermaassen unter meinen Augen zu Stande, ohne daß es mir möglich war, sie daran zu verhindern.

Wenn der Rhein aus seinen Ufern tritt; so ergießt er sich in ein älteres Bette; zwischen seinem alten und neuen Bett entstehen alsdenn erhabene Zwischenräume, welche nicht unter Wasser gesetzt werden können. Einer solchen vortheilhaften Zeit bedienten sich die Feinde, welche der Insel Sandhaffen gegenüber im Lager standen, um eine Brücke über den Rhein zu schlagen.

Der französische General, welcher sich neun Meilen davon bey Markheim gelagert hatte, schickte mich ab, um die Feinde in der Nähe zu beobachten. Bey meiner Ankunft daselbst fand ich, daß die Feinde nicht allein eine Brücke von der Insel Sandhaffen bis an das feste Land, vor welchem das Wasser in dem alten Bett des Rheins sehr hoch stand, eine Brücke geschlagen hatten, sondern daß sich bereits die ganze feindliche Armee auf diesem Erdstrich, der von einer beträchtlichen Größe war, befand.

Ich war zu schwach, als daß ich es wagen durfte, mich der feindlichen Armee zu widersetzen, sobald das Wasser im Rhein fallen, und das alte Bett desselben wieder trocken seyn würde. Dieß konnte aber in wenigen Stunden geschehen. Ich sah mich daher genöthiget, mit meinem Korps hinter den Speierbach zurück zu gehen, nachdem ich zuvor unserm General Nachricht davon gegeben hatte.

Es erhellet aus diesem Beispiel, daß man sich der Erbauung einer Brücke über einen Fluß von der Beschaffenheit, wie der Rhein, nur mit einer Armee widersetzen könne, welche von eben der Stärke, wie die feindliche Armee ist. Denn ein schwaches Korps darf sich nicht in die Nähe einer überlegenen Armee wagen.

Befindet sich ein solches Korps in einer ihm ganz unbekannten Gegend, und nimmt es hinter dem alten Bett

eines

eines Flusses eine Stellung, weil es dieses Bett für einen wirklichen Fluß hält; so wird es bey dem Fall des Wassers ganz unbedeckt einer überlegenen Armee blos gestellt seyn.

In dem Jahr 1694 verzögerte der Prinz von Oranien seinen Marsch von der Mehaiger nach der Schelde zu sehr, uud versäumte es, in Oudenarde eine Brücke in Bereitschaft zu haben. Daher geschah es, daß er nicht vor dem Marschall von Luxemburg bey Hauterike an der Schelde ankam, und hierin liegt die Ursache, warum er sich der Stadt Dornick nicht bemächtigen, und seine Furagequartiere auf Kosten der Königl. Castelaneien nicht nehmen konnte.

Wenn also zu dem glücklichen Erfolg einer Unternehmung erfordert wird, daß man sich vor allen Dingen des Uebergangs über einen Fluß oder eines Defilees bemächtige; so muß der General wachsam genug seyn, um seinem Gegner hierin zuvor zu kommen.

Er muß thätig genug seyn, um sein Vorhaben auszuführen, ehe es dem Feind möglich ist, sich der Ausführung desselben zu widersetzen. Er muß vorsichtig genug seyn, um alle Unglücksfälle vorauszusehen, die ihm zustossen können, und von welchen ein einziger oft hinreichend ist, seinen ganzen Entwurf zu vereiteln.

In dem Jahr 1708 entschied der Uebergang des Prinzen Eugens über die Schelde bey Bergheim das Schicksal der Zitadelle von Ryssel. Der Herzog von Vendome hatte diese Stadt mit seiner furchtbaren Armee gewissermaassen umzingelt. Er glaubte, daß der Feind während der Belagerung von Ryssel, in dem Mittelpunkt dieses beinahe unermeßlichen Umkreises keine hinreichende Lebensmittel und Furage finden würde; daß er wegen dieser bewachten Umkreise keine Kriegsmunition an sich ziehen könnte, und daß endlich, wenn der Mangel an den nöthigen Bedürfnissen die Belagerung von Ryssel rückgängig gemacht haben würde, der Prinz Eugen aus diesem Kreis nicht her-

aus marschiren könnte, ohne einen beträchtlichen Verlust zu leiden.

Wie falsch diese Voraussetzung sey, wird man bald sehen, wenn man das, was wir von dem Vertheidigungskrieg in Piemont gesagt haben, auf den gegenwärtigen Fall anwendet.

Ich habe eine zu hohe Meinung von dem Verstande des Herzogs von Vendome, als daß ich glauben sollte, er wäre davon überzeugt gewesen, daß ihn die von Dornick bis Gent längs der Schelde ausgestellten Posten in den Stand setzten, sich früh genug zusammen zu ziehen, um an den Stellen, wo der Feind mit aller Macht durchdringen wollte, mit Nachdruck widerstehen zu können, es sey nun, daß der Feind entweder unter dem Schutz von Oudenarde oder an einem andern Ort über die Schelde Brücken schlagen wollte. Denn zwischen Dornick und Gent sind die Ufer der Schelde so beschaffen, daß derjenige, welcher sich zwischen diesem Fluß und der Leie befindet, alle Vortheile des Terrains voraus hat. Er kann also überall Geschütz auffahren, um den Bau seiner Brücken und den Uebergang zu decken, und da der Fluß schmal ist, so kann in kurzer Zeit und mit wenigen Fahrzeugen eine Brücke geschlagen werden. Ueberdieß waren in dieser Jahreszeit die Nächte sehr lang. Der Feind konnte also seine Bewegungen lange Zeit verbergen.

Wenn daher auch der Herr von Souternon, dem gegen über der Prinz Eugen eine Brücke geschlagen, und die Schelde passirt hat, alles mögliche gethan hätte, um den Bau dieser Brücke zu unterbrechen, so würde der Herzog von Vendome doch niemals Zeit genug gehabt haben, ein solches Korps zusammen zu ziehen, mit welchem er es wagen durfte, sich dem Uebergang des Prinzen Eugens zu widersetzen. Die von dem Herzog von Vendome getroffenen Maaßregeln setzten den Prinz Eugen vielmehr in Stand, zu jeder ihm gelegenen Zeit über die Schelde zu gehen.

Ich behaupte demnach, daß ein General, welcher einen Fluß zu vertheidigen hat, desto weniger den Uebergang über denselben verhindern wird, je mehr er seine Armee auseinander zieht und vertheilt. Das kräftigste Mittel, den feindlichen Entwurf zu hintertreiben, ist die Ufer des Flusses durch thätige und verständige Leute bewachen zu lassen, welche beständig von den feindlichen Bewegungen Nachricht geben und fähig sind, wahre Angriffe von Scheinangriffen zu unterscheiden. Die Armee selbst aber muß beysammen bleiben, und sie darf von den Stellen, an welchen der Feind den Fluß passiren kann, nur soweit abbleiben, als nöthig ist, um auf die Nachricht von dem feindlichen Uebergang noch zu rechter Zeit mit der ganzen Armee ankommen, und denselben angreifen zu können, ehe er entweder gänzlich übergegangen ist, oder ehe er sich hat in Schlachtordnung stellen können.

Dieser Grundsatz läßt sich ebenfalls auch auf den Fall anwenden, wenn man einem Feinde die Passage durch Defileen verwehren will.

7) Von Aufhebung der Wachen.

Das Aufheben der Wachen verschafft selten einen wesentlichen Vortheil. Gemeiniglich dient es zu weiter nichts, als den Ruhm derjenigen zu erheben, welchen eine solche Unternehmung geglückt ist. Denn es setzt jederzeit Wachsamkeit von Seiten des Feindes, Nachläßigkeit aber von Seiten des wachhabenden Offiziers, oder Unwissenheit von Seiten desjenigen voraus, welcher die Wache ausgestellt hat.

Die Infanteriewachen verändern ihren Posten nicht, und das Aufheben derselben ist mit vieler Schwierigkeit verbunden; wenn anders der kommandirende Offizier einer solchen Wache sich nicht äusserst nachläßig im Dienst beträgt, oder wenn eine solche Wache nicht allzuweit von der Armee oder denjenigen Posten entfernt ist, welche sie unterstützen,

oder die Armee wenigstens brnachrichtigen sollen, daß diese Wachen angegriffen werden würden.

Um aber solche Wachen angreifen zu können, muß man sich durch Spione eine genaue Kenntniß von ihrer Lage, von den Vorsichten, welche sie der Sicherheit wegen entweder nimmt oder verabsäumt, verschafft haben. Der Angriff selbst muß entweder in der Nacht oder mit Tages Anbruch geschehen. Selten wird man sie aufheben, wenn man sie nur von vornen angreifen kann. Um sich einen glücklichen Erfolg zu versichern, müssen sie zugleich auch im Rücken angegriffen werden können.

Die Kavalleriewachen verändern ihre Stellung, sowohl bey Tages Anbruch, als bey Einbruch der Nacht. Die gelegenste Zeit sie anzugreifen ist, wenn sie nach ihrem Tagposten marschiren, oder wenn sie von Recognoscirung der Gegend zurückkommen. Denn es ist leicht möglich, daß die ausgeschickten Patrullen nicht alles gehörig durchsuchen, besonders, wenn in allzugroßer Nähe von der Wache ein nicht mit Infanterie besetzter Wald sich befindet; oder wenn die Wache sich auf eine Höhe postirt hat, welche von der Armee durch verdeckte und sich schlängelnde Thäler getrennt wird. Hat nun die Wache in ihrem Rücken nur eine Vedette, um sie zu benachrichtigen, was von der Lagerseite auf sie zukömmt, so kann man sich ihr unter dem Schutz solcher Thäler verdeckt nähern, sie im Rücken angreifen und aufheben.

Eine Kavalleriewache, welche auf ihrer Hut und gut postirt ist, kann zwar angegriffen und geschlagen, aber selten aufgehoben werden. Auch das erste wird nur selten geschehen, wenn der Wachthabende Offizier nicht eine allzugroße Idee von sich selbst hat. Rückt der Feind mit einem überlegenen Korps an; so muß er sich mit demselben in kein Gefecht einlassen; sondern zurückgehen, um die Armee von der Ankunft des Feindes zu benachrichtigen, und um einige Piqueter zur Unterstützung an sich zu ziehen.

Selten wird also die Aufhebung der Wachen von wesentlichem Nutzen seyn. Nur in einem einzigen Fall könnte man sich große Vortheile verschaffen; wenn man nämlich diejenigen Wachen, von welchen die Sicherheit der feindlichen Armee ganz allein abhängt, aufhebt, sich derselben nähern und sie angreifen kann, ehe sie von unserer Ankunft benachrichtiget wird. Aber dieser Fall wird sich niemals ereignen, wenn die Wachen gehörig ausgestellt sind.

8) Von Aufhebung des Gepäcks.

Eine Armee, deren Gepäck von dem Feinde aufgehoben wird, kann diesen äusserst unglücklichen Vorfall niemand, als dem General zur Last legen. Entweder ist die Kolonne des Gepäcks durch die Kolonnen der Truppen nicht gehörig gedeckt, oder, wie es öfters bey einem langen Marsch zu geschehen pflegt, zu weit, ohne eine gehörige Bedeckung zurückgelassen worden. Der Verlust des Gepäcks ist für die Armee ein wahrer Ruin, und nichts kann ihr Vertrauen auf den General mehr schwächen, als solche Vorfälle. Wer siehet daher nicht, daß daraus, daß man einer Armee ihre Bagage aufhebt, große Vortheile erwachsen können!

Allgemeine Grundsätze über das Betragen bey einer solchen Unternehmung können nicht festgesetzt werden. Der glückliche Erfolg derselben hängt theils von der Thätigkeit und Wachsamkeit desjenigen ab, dem der Angriff aufgetragen ist, theils von der Nachläßigkeit und Unvorsichtigkeit des feindlichen Generals, überhaupt desjenigen Offiziers, der die Kolonne des Gepäcks führt.

Angriffe auf die Kolonnen des Gepäcks fallen entweder in der Nähe der feindlichen Armee, oder in einer grossen Entfernung von derselben vor.

Geschehen sie in der Nähe der feindlichen Armee, so muß man mit Wegnehmung der Wagen und Packpferde zu-

frieden seyn. Die stehengelassenen Wagen werden ohnedieß geplündert und ihre Ladung geht für ihre Besitzer verlohren. Die Ladung der Packpferde, welche öfters das kostbarste von der ganzen Beute enthält, kann leicht geplündert werden, wenn man sie nur etwas von dem Ort, wo sie aufgehoben worden, entfernt; wenn sich der Feind, zum Beispiel auf einem langen und lebhaften Marsch des schweren Gepäckes entledigt hat, und wenn er dasselbe durch den Marsch der Armee hinlänglich gedeckt glaubt; so kann man, sobald die Bedeckung geschlagen ist, an die Tete der Kolonne des Gepäcks einige Truppen setzen, und sie einen andern Weg führen. Das Hauptkorps aber, welches zu dieser Unrernehmung bestimmt war, muß sich hinten an die Kolonne anhängen. Längs der ganzen Kolonne müssen kleine Detaschementer vertheilt seyn, um die Knechte zu verhindern, daß sie die Pferde nicht ausspannen, und davon laufen. Den Truppen muß die Plünderung nicht eher zugestanden werden, als bis man vollkommen in Sicherheit ist.

Beispiele.

Wenn die bey dem Gepäck befindlichen Knechte nicht in Zucht und Ordnung gehalten werden, so kann dieß dem Feind leicht Gelegenheit geben, das Gepäck aufzuheben. Eine Armee, bey welcher eine strenge Kriegszucht eingeführt ist, und welche auf ihren Märschen keine von den Maaßregeln hintansetzt, welche ihre Sicherheit erfodert, wird daher dieses Unglück nicht zu befürchten haben.

In den Beispielen, welche ich hier von Aufhebung des Gepäcks beifüge, werde ich die Fehler anzeigen, welche entweder bey der Anordnung ihres Marsches, oder in den Maaßregeln in Rücksicht auf ihre Sicherheit begangen worden sind.

In den bürgerlichen Kriegen, welche bey der Minderjährigkeit Ludwigs des vierzehnten Frankreich verheerten,

ten, nahm der Marschall von Luxemburg, der sich zur Partie des Prinzen von Conde geschlagen hatte, der Armee des Marschalls von Türenne alles Gepäck ab.

Der Prinz von Conde belagerte Arras, und der Marschall Türenne eilte mit seiner Armee zum Entsatz dieser Stadt herbey. Weil nun dieser General den Marsch seiner Armee erleichtern wolte, um so schnell als möglich vorrükken zu können, so ließ er sein sämmtliches Gepäck unter einer hinreichenden Bedeckung zurück, die er dem Generallieutenant von Siron anvertraute.

Der Herr von Siron führte das Gepäck glücklich und ungehindert bis auf eine kleine Entfernung von der Armee des Marschalls von Türenne. Hier glaubte er ganz sorglos und unbekümmert wegen des weiteren Marsches des Gepäcks seyn zu können, weil er nicht allein das Lager beinahe schon erreicht hatte, sondern sich noch in einer Ebene befand, wo er weit um sich sehen konnte. Er verließ daher die Kolonne des Gepäcks, und marschirte mit der Bedeckung nach dem Lager voraus, um dem Marschall von Türenne von der glücklichen Ankunft des Gepäcks Bericht abzustatten. Der Herzog von Luxemburg aber, der sich an einem Ort, an welchem die Kolonne des Gepäcks vorbey marschiren mußte, in Hinterhalt gestellt hatte, wurde diese Nachläßigkeit nicht sobald gewahr, als er ohne Verzug aus dem Hinterhalt hervorbrach, sich vor die Spitze der Kolonne setzte, und ihrem Marsch die Richtung nach St. Pol gab. Nach diesem Ort führte er das ganze Gepäck hin, und die französische Armee erfuhr es nicht eher, als bis sie sah, daß das Gepäck, welches nach der Versicherung des Herrn von Siron bereits ins Lager rückte, nicht erschien.

Man siehet aus diesem Beispiel, wie gefährlich es ist, im Krieg auch nur die geringste Nachläßigkeit in Ansehung der Maaßregeln, welche der Sicherheit wegen getroffen werden müssen, zu begehen: denn ein wachsamer Feind

wird die Gelegenheit uns dafür zu strafen gewiß nicht vorbeygehen lassen.

Da die feindliche Armee hinter Circumvallationslinien stand, und alle Augenblicke einen Angriff von zwey ihr gegenüber stehenden Armeen zu befürchten hatte, so glaubte der Herr von Siron nicht, daß sie es wagen würde, ein beträchtliches Korps Kavallerie zu einer solchen Unternehmung abzuschicken. Allein eben diese falsche Voraussetzung ist es, welcher bey dieser Gelegenheit der Verlust des Gepäcks zuzuschreiben ist.

Dieß war also ein Beispiel, wo eine Armee ihr Gepäck, welches ihr in einer Entfernung von etlichen Märschen folgte, blos durch die Nachläßigkeit des Offiziers, dem die Bedeckung anvertraut war, verloren hat. Im folgenden Beispiel werden wir sehen, daß eine Armee auch bey dem Aufbruch aus ihrem Lager ihr Gepäck verlieren kann. Ein Fall, welcher sich jedoch selten ereignet. Denn gemeiniglich sucht man die Armee bey einem Marsch ihres Gepäcks zu entledigen, und schickt daher dieses entweder voraus, oder läßt es auf einem Weg marschiren, welcher durch die Kolonnen der Armee hinlänglich gedeckt ist.

Diese höchst nöthigen Maaßregeln der Vorsicht befolgten unsere Feinde nicht, als sie mit ihrer Armee aus dem Lager bey Seneff aufbrachen, obgleich der Prinz von Conde mit der französischen Armee sich in solcher Nähe von ihnen befand, daß er sie für jeden Fehltritt zu strafen vermochte. Die Kolonne des Gepäcks marschirte zwar auf einem Weg, welcher durch die Kolonnen der Truppen gedeckt wurde; allein das Gepäck brach nicht frühzeitig genug vor dem Abmarsch der Armee auf. Daher geschah es, daß, so wie die ersten Truppen der Arriergarde geschlagen waren, die Kolonne des Gepäcks blos gestellt, und die sämmtliche Bagage der holländischen Armee erbeutet wurde.

Auf eine ganz andere Art verlor die französische Armee ihr Gepäck in der Schlacht bey Ramillies.

Daß eine Armee nach dem Verlust einer Schlacht einen großen Theil ihres Gepäcks verliert, ist nichts ungewöhnliches. Denn der Feind kann ihr nicht Zeit gelassen haben, sich ihres Gepäcks zu entledigen, und dasselbe nach einer Vestung oder hinter einen Fluß in Sicherheit zu schikken. Daß aber ein General, der gegen einen Feind anrückt, dem er auf dem Marsch zu begegnen vermuthet, sich seines Gepäcks nicht entlediget, sondern dasselbe zwischen seinen beiden Treffen marschiren lasse, läßt sich kaum denken.

Dem Marschall von Villeroi war es indessen vorbehalten, in einen so unverantwortlichen Fehler zu verfallen. Er rückte gegen einen Feind an, den er auf dem Marsch anzutreffen glaubte. Die Vorsicht erfoderte also, daß er sich seines Gepäcks gänzlich entledigte. Er that es aber nicht, sondern ließ dasselbe zwischen beiden Treffen der Armee marschiren. So groß dieser Fehler nun auch war, so war er dennoch dem Marschall von Villeroi noch zu klein. Er begieng daher bald einen andern Fehler, der zu der Unordnung, in welcher die französische Armee gerieth, nicht wenig beitrug. Er unterließ nämlich sein Gepäck zwischen seinen beiden Treffen herauszunehmen, und es hinter der Armee auffahren zu lassen, da ihm doch der Feind vor der Schlacht eine Zeit von mehr als fünf Stunden ließ, um dieß bewerkstelligen zu können.

Weil er diese vor einem Treffen höchstnöthige Vorsicht verabsäumte, so geschah es, daß wegen der Menge des Gepäcks, welches sich zwischen beiden Treffen befand, der rechte Flügel des zweiten Treffens nicht in breiter Front zur Unterstützung des rechten Flügels des ersten Treffens, welcher durch den feindlichen Angriff in Unordnung gerieth, vorrücken konnte.

Dieß sind, seitdem ich diene, alle Beispiele, wo eine Armee all ihr Gepäck verloren hat.

In die Beschreibung solcher Beispiele, wo nur einzelne Theile des Gepäcks aufgehoben worden sind, werde ich mich nicht einlassen, sondern überhaupt mit der Be-

merkung schließen, daß ein solcher Fall sich nur alsdenn ereignen wird, wenn der General den Marsch der Armee nicht mit der gehörigen Vorsicht angeordnet hat. Wenn man das Gepäck ausserhalb den Kolonnen der Truppen marschiren läßt, und ihr keine hinreichende Bedeckung giebt, oder wenn diese Bedeckung die Maaßregeln, welche die Sicherheit erfordert, vernachläßigt; so kann es leicht geschehen, daß feindliche Parteien, welche sich auf den Flügeln oder an der Queue der Armee in Hinterhalt gestellt haben, einen Theil des Gepäcks aufheben. Wenn auch das Gepäck zwischen den Kolonnen der Truppen marschirt, und die Offiziere, welche die Bedeckung führen, nicht genau darauf halten, daß die Kolonne des Gepäcks entweder vor den Kolonnen der Truppen nicht vorprellen, oder hinter denselben nicht zurückbleiben; so ist es dennoch möglich, daß feindliche Parteien, die sich entweder vor der Tete der Armee oder hinter der Queue derselben in Hinterhalt gestellt haben, einen Theil des Gepäcks wegnehmen. Wenn die Knechte nicht im Gehorsam bleiben, und aus dem ihnen vorgeschriebenen Weg herausfahren, und sich so weit entfernen, daß sie von den bey dem Gepäck kommandirten Offizieren nicht mehr gesehen werden können, so kann wiederum ein Theil des Gepäcks verloren gehen. Dieses pflegt sich besonders bey Nachtmärschen zu ereignen. Ein solcher Vorfall kann aber weder dem kommandirenden General, wenn er anders die zur Sicherheit des Gepäcks erforderlichen Maaßregeln getroffen hat, noch den Offizieren, welchen die Bedeckung des Gepäcks anvertraut war, zur Last gelegt werden.

9) Von den Ueberfällen auf Märschen.

Ganz andere Maaßregeln müssen ergriffen werden, wenn man eine Armee, welche in unserer Nähe marschirt, überfallen will; wenn uns dieselbe auf ihrem Marsch entweder die Flanke bietet, oder sich zurückzieht oder vorwärts mar-

marschirt. In allen Fällen muß man zu einer solchen Unternehmung mit der ganzen Armee aufbrechen, um in dem Stand zu seyn, die Unordnung, in welche der Feind gerathen kann, bestmöglichst zu benutzen. Der glückliche Erfolg unserer Angriffe wird von der Stellung abhängen, in welcher wir den Feind finden. Jederzeit muß er unvermuthet mit Lebhaftigkeit und Nachdruck an mehrerern Orten zugleich angegriffen werden. Die angreifenden Truppen werden durch andere unterstützt, um in dem Stand zu seyn, die schon im Gefecht verwickelten feindlichen Truppen auf diejenigen zurückzuwerfen, welche auf den Lärmen des Angriffs zu ihrer Unterstützung herbeieilen sollten. Rückt unser zweites Treffen mit Ordnung und Entschlossenheit an, so wird der Feind bald bewogen werden, die Flucht zu ergreifen.

Hier ist aber die Rede von einer Armee, welche die Unvorsichtigkeit begeht, auf dem Marsch dem Feind die Flanke zu bieten, oder welche ohne Vorsicht einen Marsch vorwärts macht. Ofters entscheidet ein solches Gefecht allein schon das Schicksal des übrigen Feldzugs.

Manchmal findet man auch Gelegenheit die Arrieregarde einer Armee mit glücklichem Erfolg anzugreifen. Indessen haben solche Unternehmungen selten entscheidende Folgen. Sie müssen mit Lebhaftigkeit und Geschwindigkeit ausgeführt werden, und niemals darf man mehr Truppen dazu gebrauchen, als nöthig sind, um die feindliche Arriergarde über den Haufen werfen zu können. Die übrigen Truppen müssen beisammen bleiben, um diejenigen, welche den ersten Angriff gemacht haben, an sich zu ziehen, wenn sie, wie es leicht geschehen könnte, von dem Feind in Unordnung gebracht und zurückgeschlagen würden. Hätte man nun kein hinlänglich starkes Korps beisammen, auf welches sich die Truppen, welche die feindliche Arriergarde angegriffen haben, zurückziehen könnten; so würde man sich der Gefahr aussetzen, von dem Feinde selbst geschlagen zu werden.

Von der Beschaffenheit der Gegend hängt der mehr oder weniger entscheidende Erfolg einer solchen Unternehmung ab. In einer offenen freien Gegend darf man sich keine grossen Vortheile versprechen. Man findet nur ein kleines Korps Kavallerie vor sich, welches sich leicht nach der Hauptarmee zurückziehen kann. Der Feind siehet schon von weitem das Korps vorrücken, welches seine Arriergarde angreifen will. Er ist also in dem Stande, Maaßregeln zu ergreifen, wodurch unsere Absichten leicht vereitelt werden können.

Wenn aber die feindliche Armee auf dem Rückzug, Defileen oder Flüsse zu passiren hat, und dabey die Regeln der Vorsicht verabsäumt; so setzt sie sich der Gefahr aus, einen beträchtlichen Verlust zu leiden, wenn sie diesseits des Defilees oder des Flusses von einem überlegenen Korps zu einer Zeit angegriffen wird, wenn der übrige Theil der Armee entweder schon jenseits des Defilees oder eben in dem Uebergang begriffen ist.

Wenn man eine Armee auf ihrem Marsch angreifen will; so darf man nicht allzu weit von derselben entfernt seyn. Sonst kommen die zum Angriff bestimmten Truppen zu sehr ermüdet an, um es mit ausgeruheten Truppen aufnehmen zu können. Ueberdieß würden sie sich von ihrer eigenen Armee zu weit entfernen, und folglich im Fall der Angriff nicht glückte, zu einem beschwerlichen von dem Feind sehr beunruhigten Rückzug genöthigt werden.

Die Schlachten und Gefechte bey Seneff, Leuse, Luzara, Speier, Cassano, Ramillies, sind eben so viel Beispiele, wo Armeen auf dem Marsch überfallen worden sind, deren Beschreibung aber in dem Abschnitt von den Schlachten vorkommen wird.

10) Von den Ueberfällen ganzer Armeen.

Es ist manchmal geschehen, daß eine ganze Armee in ihrem Lager überfallen wurde, wenn das Lager schlecht gewählt

wählt war, wenn Höhen dasselbe umgaben, welche von dem Feind eher, als von der Armee besetzt werden können, wenn sich die Armee in ihren Furagirungen und Lebensmitteln einschränken ließ u. s. w. Jeder dieser Fälle ist einzeln genommen öfters hinreichend, um den Untergang der ganzen Armee zu bewirken.

Aber eine solche Unternehmung, welche zu einem allgemeinen Treffen Gelegenheit geben kann, wird keineswegs dadurch ausgeführt, daß man den Feind betäubt und überrascht. Will man die Höhen, welche das feindliche Lager beherrschen, gewinnen, so muß man des Nachts in der größten Stille und Geschwindigkeit dahin marschiren. Ist man mit der ganzen Armee daselbst angekommen; so muß man den Posten genau untersuchen, um alle von dem Feind begangene Fehler bestmöglichst benutzen zu können.

Hat der Feind Defileen in dem Rücken des Lagers; so darf man ihm die Zeit nicht lassen, sie zu erweitern, sie mit Infanterie und Geschütz zu besetzen, sein Gepäck in Sicherheit zu bringen, und endlich seine Kavallerie unter Begünstigung der Nacht jenseits derselben marschiren zu lassen.

Liegt hinter dem feindlichen Lager ein Fluß oder ein Bach, so muß man dem Feind die Zeit nicht lassen, mehrere Brücken zu schlagen, die Front seines Lagers und das jenseitige Ufer des Flusses verschanzen, und diese Verschanzungen mit Infanterie und Geschütz besetzen zu können, und die Flanken seiner Brücken zu decken.

Wenn der Feind von den Anhöhen, welche wir besetzen werden, nicht so sehr eingeschränkt ist, daß ihm nicht einiger Raum übrig bleiben sollte, auf welchem seine Armee aufmarschiren könnte; so müssen wir ihn während dem Vorrücken beständig mit dem groben Geschütz beschiessen, um dadurch die Verwirrung in der feindlichen Armee zu vermehren, und sie sowohl in ihrem Aufmarsch, als auch bei Aufwerfung einiger Schanzen auf alle mögliche Art zu hindern.

Wenn die Lage des feindlichen Lagers uns keine andern Vortheile einräumet, als den Feind in seinen Furagirungen. einzuschränken; so muß man sich demselben mit großer Behutsamkeit nähern. Man muß ruhig abwarten, bis die Länge der Zeit seinen Mangel an Furage vermehrt. Man kann sich sogar verschanzen, um dem Feind die Absicht zu vereiteln, uns anzugreifen, und durch eine kühne That sich aus der Verlegenheit zu reissen, in welche er durch seine eigene Schuld gerathen ist. Alle Bewegungen des Feindes müssen genau beobachtet werden, und sowohl bey Tage als bey Nacht muß er unaufhörlich beunruhigt werden. Man darf nicht zugeben, daß er die wenige Furage, die er noch auf dem Felde finden könnte, für seine Kavallerie herbeyhole, damit dieselbe in kurzer Zeit in die äusserste Noth gerathe.

Aber ein solcher Fall wird sich nur selten ereignen, und man darf keine Rechnung machen, daß ein feindlicher General schwach genug seyn werde, solche unverzeihliche Fehler zu begehen. Oefters kann es geschehen, daß die Lage des Kriegs es erfordert, so lange in einem Posten, der Mangel an Furage hat, stehen zu bleiben, daß dadurch die Pferde äusserst herunter kommen, und große Summen erfordert werden, um sie wieder in guten Stand zu setzen.

Ist das Lager des Feindes so genommen, daß man sich zwischen seine Armee und den Ort, aus welchem er seine Zufuhren erhält, stellen kann, so sind öfters 24 Stunden hinreichend, ihn in eine solche Noth zu versetzen, daß er keine Mittel mehr findet, ihr abzuhelfen. Damit er alsdenn auch in der kühnsten, verzweiflungsvollsten Unternehmung sein Heil nicht finde; so muß man sich in der Nähe seiner Armee in einen festen Posten setzen und denselben stark verschanzen. Diejenigen, welche von nagendem Hunger getrieben, das feindliche Lager verlassen, müssen mit Unmenschlichkeit zurückgetrieben werden, damit die Hungersnoth bey der feindlichen Armee allgemein wird, und ihr kein andres Mittel übrig bleibt, als entweder durch das

nachtheiligste Treffen ihren Untergang zu beschleunigen oder sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben.

Beispiele.

Im Jahr 1675 wurde der Marschall Crequi in seinem Lager bey Consarbrick überfallen. Diesen Fehler verbesserte er aber im Jahr 1677 auf eine so vortrefliche Art, daß wir diese letzte Begebenheit, vielleicht die einzige in ihrer Art, einer genauern Beschreibung würdigen wollen.

Der Herzog von Eisenach war im Angesicht des Herrn von Montklar bey Hüningen über den Rhein ungestraft zurückgegangen, und er schmeichelte sich an der Kintzig in der Nähe von Kehl, zu einer Zeit stehen bleiben zu können, wo der Marschall von Crequi mit der Armee in das Elsaß einrückte, nachdem er die Bewegungen der kaiserlichen Armee unter dem Herzog von Lothringen unaufhörlich beobachtet, und während einem Zeitraum von vier Monaten diesem Fürsten, der über die Saar, die Mosel und die Maas vordringen wollte, den Einmarsch in Lothringen und in die Champagne beständig versperrt hatte.

Der Herzog von Lothringen kam also auch in das Niederelsaß zurück. Aber das weise und warhaft große Betragen des Marschalls von Crequi nöthigte diesen Fürsten durch einen Theil der Pfalz zu marschiren uud also einen grossen Umweg zu nehmen. Eben dadurch gewann der Marschall einige Märsche über ihn voraus.

Der Herzog von Eisenach glaubte, daß er in seiner genommenen Stellung die Ankunft des Herzogs von Lothringen bey Straßburg ruhig abwarten könnte, um sich mit demselben zu vereinigen.

Allein der Marschall von Crequi, welcher mehr Thätigkeit besaß, ging mit einem Theil der Armee über den Rhein, ließ den andern dissеits des Rheins an einem Ort, wo er wegen der Entfernung des Herzogs von Lothringen einige Tage noch nichts zu befürchten hatte, und marschirte

schirte mit solcher Geschwindigkeit nach der Kintzig, daß er den Herzog von Eisenach, der nur das Korps des Herrn von Montklar gegen sich zu haben glaubte, so unvermuthet überfiel, daß derselbe, um den gänzlichen Untergang seiner Armee zu vermeiden, genöthigt wurde, durch Kehl zu marschiren, und sich in eine bey Strasburg liegende Insel zu werfen, aus welcher ihn ein von dem Marschall ertheilter Paß und Trompeter befreite.

Die Furcht, der Magistrat von Straßburg, welche Stadt damals eine deutsche freie Reichsstadt wat, möchte dem Herzog von Eisenach den Einmarsch in das Elsaß verstatten, wodurch die durch die Beschwerlichkeiten des Feldzugs abgemattete Armee des Herzogs von Lothringen um einen beträchtlichen Theil verstärkt worden wäre, bewog den Marschall von Crequi, dem Herzog von Eisenach diesen ruhmvollen Paß zu bewilligen, der in für diesen Fürsten höchst demüthigenden Ausdrücken abgefaßt war. Der französische General ertheilte nämlich dem Herzog die Erlaubnis, mit der ganzen Armee auf einem ihm vorgeschriebenen Weg nach Deutschland zurück gehen zu dürfen. Dabey gab er ihm die Versicherung, daß er es allen Officieren und Soldaten der französischen Armee auf das nachdrücklichste verbieten würde, weder der Person des Herzogs noch seiner Armee, die geringste Schwierigkeit in den Weg zu legen.

Aus diesen beiden Beispielen erhellet, daß eine Armee auf sehr verschiedene Arten überfallen werden könne. In dem ersten Beispiele haben wir gesehen, daß die Armee des Marschalls von Crequi überfallen wurde, weil sie sich in ein Gefecht verwickelt befand, welches sie nicht vorausgesehen hatte, und dies zu einer Zeit, da der größte Theil ihrer Kavallerie, entfernt von dem Lager, furagirte und die Artilleriepferde zu Herbeischaffung einer Zufuhre aus Diedenhofen gebraucht wurden.

In dem zweiten Beispiel wurde eine Armee überfallen, weil sie von der Verstärkung, die der Feind an sich gezogen, keine Nachricht hatte.

Wir können also mit Gewißheit behaupten, daß eine Armee nur alsdenn überfallen werden könne, wenn entweder der kommandirende General eine zu hohe Idee von sich und der Güte seines Postens oder wenn er unter die zahllose Menge derjenigen Menschen gehört, deren geringe Talente sie auch nicht zu Erlernung eines Handwerks fähig machen.

11) Von den Hinterhalten.

Zu der Lehre von den Ueberfällen gehören auch die Hinterhalte. Obgleich ich schon von denselben gehandelt habe, um feindliche Zufuhren oder Furageurs aufzuheben; so wird es doch nicht ohne Nutzen seyn, hier allgemeine Vorschriften zu geben, nach welchen man, auch bey andern Absichten, sein Betragen einrichten kann. Bey den Hinterhalten kömmt es hauptsächlich darauf an, daß man den Ort, wo man sich verstecken soll, genau kennt; daß man, auf den verborgensten Wegen dahin komme; und daß man mehrere Ausgänge habe, theils um auf verschiedenen Seiten zugleich anzugreifen, theils um sich nach verschiedenen Seiten zurückziehen zu können. Wird man entdeckt; so muß man den Ort des Hinterhalts verändern.

Man muß viele Schildwachen aussetzen und dieselben selbst fleißig visitiren und visitiren lassen. Die Truppen müssen an allen Aus- und Eingängen vertheilt werden. Der Feind muß nicht eher angegriffen werden, als nachdem er schon an dem Hinterhalt vorbey ist. Alsdenn aber muß der Angriff mit Lebhaftigkeit geschehen. Nach vollendetem Angriff muß man sich geschwind zurückziehen und sich soviel als möglich von dem Weg, auf welchem der Feind seinen Truppen zu Hülfe kommen kann, entfernen. Die Gefangenen und die Beute läßt man vorne an der Spitze

marschiren. Mit dem Hauptkorps aber macht man den Nachzug, um dem ersten Angriff des Feindes Einhalt zu thun, welcher gemeiniglich in Unordnung ankömmt und an weiter nichts denkt, als uns aufzuhalten, damit sein Hauptkorps Zeit habe, anzukommen.

Ich habe keine Hinterhalte gesehen, welche andere Absichten gehabt hätten, als sich kleine Vortheile zu verschaffen. Ich merke daher nur noch an, daß ein Officier, der Aufträge dieser Art erhält, keine von den Vorsichten versäumen darf, welche ich vorgeschrieben habe, um in dem Ort seines Hinterhalts nicht entdeckt zu werden und um seinen Rückmarsch mit Sicherheit unternehmen zu können, es sey nun, daß er seine Absicht erreicht oder verfehlt habe.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Feuquières, Antoine de Pas de, 1648-1711

Kriegsnachrichten des Marquis von Feuquiere Eine freie Uebersezzung der neuesten Ausgabe dieses Werks

Bd.: 1

Berlin (1786)

Sc.mil. 35-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10784530-3
VD18 80370918-001